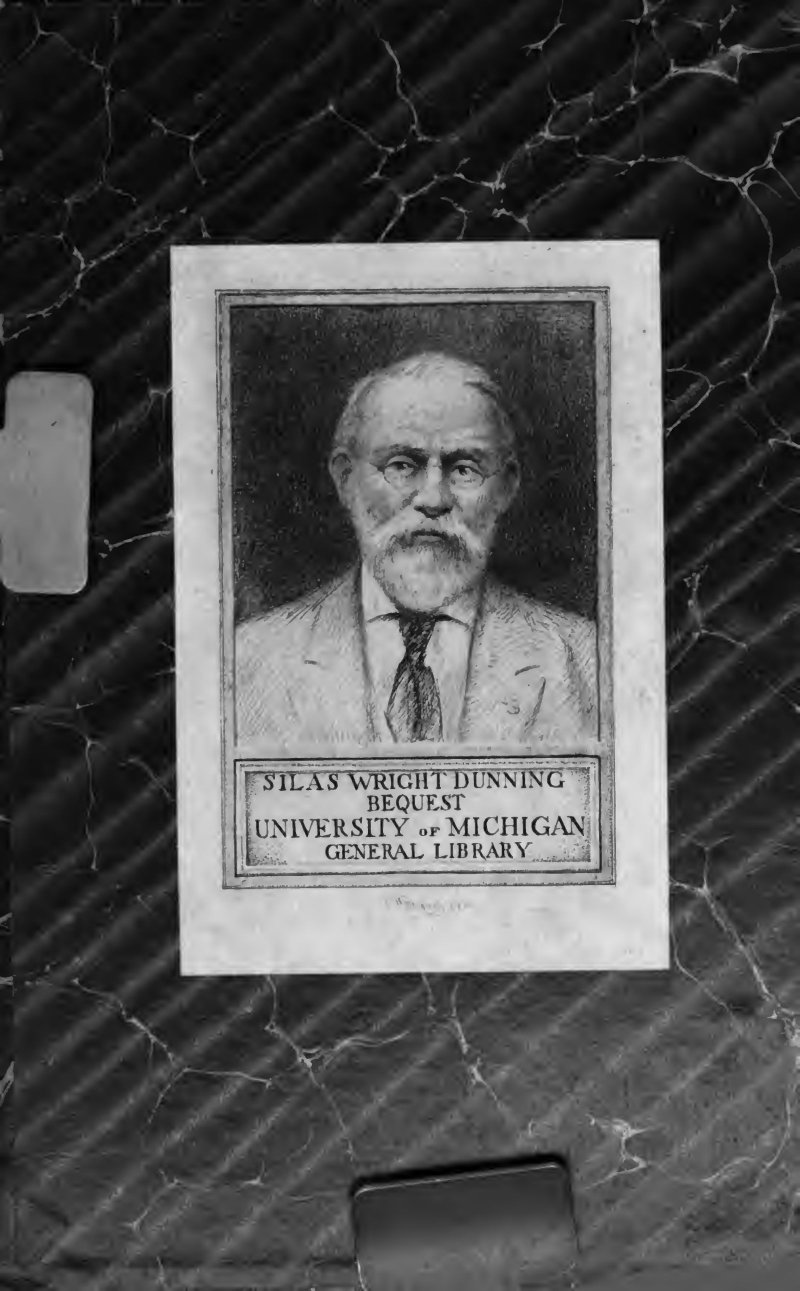
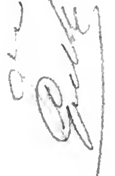


Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens

Strassburg (Germany). Historisch-Litterarischer Zweigverein des Vogesen-Clubs


SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY





JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XV. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1899.

Inhalt.

Seite

I.

Gedichte.

1. Im neuen Lenz.

Von

Christian Schmitt.

Der Bergwald grünt; es steht das Land
Gleich einer Braut in Blüten: —
Was in des Winters rauher Hand
An Schmerz und Not die Welt empfand,
Der Frühling will's vergüten.

Er schickt ins fernste, tiefste Thal
Den Mai, den Freudenbringer:
Der Gram entflieht, es weicht die Qual;
Dem Aermsten einen Hoffnungsstrahl
Entfacht der Leidbezwinger. —

Sieh, frisches Leben siegend bricht
Hervor aus allen Grüften!
Das keimt und spriesst im jungen Licht!
Schon säumt die Rose länger nicht,
Ihr Knospenkleid zu lüften.

Und horch, gelöst ist überall
Das trauertrübe Schweigen:
Der Kuckuck ruft mit hellem Schall,
Den Abend grüsst die Nachtigall,
Den Tag der Lerchenreigen.

Aus steiler Kluft in stolzer Flut
Ist kühn der Bach gestiegen;
Bezwungen ist des Frostes Wut: —
Nun will der alte Wandermut
Nicht länger müssig liegen.

Und wir, neu wie die Wasser dort
Geweckt aus trägem Rasten,
Wir hegten düstern Sinns hinfort
Und freudenlos an unserm Ort
Des alten Zweifels Lasten? —

O nein! — Ihr Brüder, auf, hinaus!
Der Wellen Gruss, den biedern,
In ihrer Heimat Felsenhaus
Soll ihn mit tönendem Gebraus
Das volle Herz erwiedern!

Zerreisst den Bann mit starkem Arm!
Lasst frei die Lust uns kosten!
Der finstern Weltverächter Schwarm,
Der mag in selbsterzeugtem Harm
Verstauben und verrosten!

---

2. Trügende Sterne.

Von

Christian Schmitt.

Wie schien mir doch so kalt und arm
Die Heimat, da ich sie verlassen!
Wie sah im Traum ich reich und warm
Das volle Leben mich umfassen!

Vom Scheidepfad ging kaum zurück
Ein Blick noch auf des Dorfes Frieden;
Es schwur mein Herz, das rechte Glück
Sei solcher Enge nicht beschieden. —

So in den lauten Strom der Welt
Stiess ich hinaus mit heissen Sinnen,
Im Kampf, von Glanz und Ruhm erhellt,
Der Kränze besten zu gewinnen. — —

O blinder Wahn! — Was ich erstritt,
Wie Rauch im Wind ist es verflogen,
Und nur, was ich entsagend litt,
Zeigt mir, wie lang ich mich betrogen.

Und wie nach meiner Irrfahrt Lauf
Ich einsam nun am Ufer säume,
Steigt oft ein Hüttlein vor mir auf
Im Schatten altvertrauter Bäume.

Dann schleich' ich mich ans Fenster leis,
Als hätt' ich eine Schuld begangen;
Der schlichten Stube Dämmerkreis
Durchspäht mein Auge voll Verlangen. —

Umsonst, stets kehr' ich trauernd um:
Kein Wink, kein Gruss, der mich verstände; —
Fremd schaut mich alles an und stumm,
Und starr und seellos stehn die Wände. —

Ach, die ich einst hier mein genannt,
Sie schlummern hinter Grabesthoren: —
Zu spät, zu spät hab' ich erkannt,
Was ich verliess, was ich verloren.

---

3. Frau Sorge.

Von

Christian Schmitt.

Wohl hat der Freundschaft Glück empfunden
Auch mein Gemüt in Lust und Gram;
Doch mancher, der sich mir verbunden,
Ist längst gegangen, wie er kam.

Ein Scherz, ein thörichtes Verkennen,
Ein rasches Wort, ein Launenspiel: —
Das Ende war ein trotzig Trennen,
Und unser schwacher Bund zerfiel. —

Nur d i c h hat nichts von mir vertrieben,
Seit ich zum erstenmal dich sah;
In meinem Hoffen, meinem Lieben,
In Schmerz und Not warst du mir nah.

Und hat verscheucht mein menschlich Fehlen
Der andern leichtverletzten Sinn,
D u liessest ziehn die kleinen Seelen
Und bliebst und nahmst mich, wie ich bin. —

Ich aber trug im tiefstem Herzen
Für dich nur blinden Groll und Hass,
Indes den Scheidenden voll Schmerzen
Mein Blick gefolgt, von Thränen nass. — —

Vergieb! — Sie, die ich mir erlesen
Vertrauend einst zum Schirm und Stab, —
Ich weiss nun, was sie mir gewesen,
Und weiss, wer mir mein Bestes gab.

Du hieltest aus im Kampf, im schwülen,
Wenn mir der letzte Helfer schied. —
Du hast gelöst mein sehnend Fühlen
Bei kurzer Rast in Klang und Lied.

Du lehrtest weg den Geist mich lenken
Von falschem Prunk, von eitelm Schein,
Und prüfend ihn hinab mich senken
Tief in mein Innerstes hinein.

Und dass ich so, dem Trug entrissen,
Mich selbst erkannt und meinen Wert,
Ist mir nach all den Bitternissen
Der schönste Sieg, den du beschert. — —

Was du dem Irrenden erstritten,
Lass mich's geniessen, still und schlicht;
Und darf ich noch um eins dich bitten,
So sei es dies: — Verlass mich nicht!

---

4. Am Hohwalder Wasserfall.

Von

August Dietz.

Ja, hier ist's schön! Hier möcht' ich wonnetrunken,
Wie weltverloren, lauschen stundenlang,
In holder Träume Schimmerglanz versunken,
Dem süssmelodischen Sirenensang
Der Wasser, die, gleich flüssigen Krystallen,
Vom Felsenthrone rauschend niederfallen.

O stürmisch nicht, mit wildgigant'schem Brausen,
Wie des Niagara's mächt'ger Wogenprall,
Der, weither donnernd, uns erfüllt mit Grausen, —
Nicht wie des Rheines majestät'scher Fall, — —
Der schlichte Waldbach, der hier, tannumsäumet,
Im Silberwellenschwalle niederschäumet,

Er rauscht so heimelig; . . in Harmonien,
In flüsternden, sich wiegt sein trauter Sang,
Und, wie im Banne seiner Melodien,
In meiner Seele singt's im Widerklang:
Erinnerungsverklärte, goldne Stunden,
Sie tauchen auf, die längst dahingeschwunden.

Hier sass ich einst in meines Lebens Lenze,
In meines jungen Daseins blüh'ndem Mai,
Die Hoffnung wob mir ihre duft'gen Kränze,
Noch war das wonn'ge Herz von Sorgen frei;
Wie wunderhold sich mir die Zukunft malte.
Wie morgenschön sie mir entgegen strahlte!

Der Jüngling ward zum Mann; . . die Wonneträume
Zerrannen, so wie hier, im Waldesbach,
Die flüchtig farbenfrohen Wellenschäume,
Nicht hielt der Sommer, was der Lenz versprach . . .
Und doch, — auch unerhofft, auf meinen Wegen,
Blüht' prächtig auf manch' reicher Gottessegen.

Und doch und doch, — — ob auch im Erdenthale
Oft bitterherbe war mein Lebenslos —
So wie im Meer die rauhe Muschelschale
Die edle Perle birgt in ihrem Schoss,
Auch in den schicksalswirrsten Prüfungsstunden,
Hab' eines Vaters Liebe ich gefunden . . .

Drum rausch', o Bach, in herrlichen Akkorden,
Dem Allerhöchsten rausch' ein Dankeslied!
Das Loos ist dennoch lieblich mir geworden,
Ob manches Teuere auch von mir schied; —
Schön ist die Welt, trotz Sturm und Wettertosen,
Und neben Dornen blühen duft'ge Rosen.

---

5. Schlossberg Wildenstein.[1]

Von

Hedera Helix.

Am Abend war's, als ich zum Schlossberg schritt.
Der Herbstwind zog getreu zur Seite mit.
Der Fuss sank ein, in feuchten Wiesengrund,
Schloss mit dem Wasser widerwillig einen Bund.
Der Rehwand hohe Doppelstirn zog Falten,
Wie sie die Griffel schwerer Zeit gestalten.

«Willst du zum Schlosse schreiten, dir's beschau'n?
So geh, ich will es heute dir erbau'n,
Ich sah es ja auf Felsenhöh' erstehn,
Sah's auch im tapfern Streite untergehn.
Wie alt ich damals war, kann's schier nicht sagen,
Hab' alt ja schon des Eises Last getragen.

---

[1] Erhebt sich im Thurthal 120 m. hoch über die Thalsohle und im ganzen bis zu einer Höhe von 666 m.

Manch Stück hat sie von mir hinabgeführt,
Ich hab' trotz Schmerz mich nicht vom Platz gerührt.
Den Schlossberg schmückt schon lang als Gletscherschuh,
Was sich getrennt von mir ohn' Rast und Ruh.
So, was Jahrtausend schweigend, ohne Zagen
Nur Todeskälte trug, darf Leben tragen!»

Drauf langsam schritt zur Höhe ich empor,
Mein Fuss in einem Laubmeer sich verlor.
Es trug der Wind manch Blatt hoch in die Luft,
Das lustig tanzt in Sonnenglanz und Duft:
Sein letztes Glück — in Dauer von Sekunden —
Auf der Moräne dann hat's Ruh gefunden.

Der Pfad, er klettert unterdess geschickt
Bergan, bis wo das Auge traurig blickt
Auf einen Recken hin des Wald's, der fiel
Im Kampfe hier mit wilder Winde Spiel,
Dem Wahlspruch treu: «Ich will im Kampf' erbleichen
Weit lieber noch als treulos von hier weichen!»

Es führt der Weg nun rechts — ich folge nach —
Steigt dann nach links bis in ein Felsgemach,
Baut finster über mir das Felsenthor,
Die Schritte schallen dröhnend hier im Ohr,
Seht — wie die Pickel schlagen Gletscherstufen —
Hier für die Rosse sichern Tritt sie schufen.

Doch, wie sie Wort hielt meine Rehwand, seht,
Der Burgstall Wildenstein vor mir ersteht:
Hoch in die Luft der Burgthurm freudig steigt
Dort wo gen Süden sich der Schlossberg neigt.
Zwei and're Thürme seine Flanken decken,
Ihr Blick streift über die rasierten Hecken.

Laut tritt mein Fuss stets auf den starren Stein,
Das nasse Element drang hier nicht ein;
Da Alles einst vor Wasser's Macht hier schwand, —
Der hohe, wilde Fels allein hielt Stand:
Ein Felsenkeil, dem Berge eingetrieben,
So stehst du da — er wich — du bist geblieben.

Den Fels, so einsam stolz, ich lieb' ihn sehr;
Im Kreise lagert sich das ganze Heer
Der Berge, wie um eines Feldherrn Zelt,
Vor dem getreulich man die Wache hält.
Fest, auf sich selbst gebaut, dem Kampf sich stellen
— Wie du — wird Menschenmacht uns je zerschellen?

Heut lasst mich Feldherr sein, vom Bergfried hoch
Nehm' ich die Heerschau ab, wie oft schon zog
An mir an andrem Ort' solch Heer vorbei —
Wer bricht die alte Garde je entzwei?
Dem Aug' sich, das sie liebt, zu übergeben
Sie eilt, sie stirbt nur für der Mutter Leben.

Wie sich der Bergkreis jetzt vor mir entrollt
Drauf, duftdurchwirkt, getaucht in Rot und Gold,
Der Wald, ist's mir, Nirwana sei nicht schwer,
Wenn so erhaben die Natur nur wär'
Wie hier, doch dann auch wieder auferstehen
In Bergwald, wie er heute hier zu sehen!

II.

Vorgänge bei der Präsentation eines Reichslandvogts in den Reichsstädten des Elsass von 1273—1648.[1]

Von

Joseph Becker.

Nach der Niederwerfung der Alemannen im Jahre 496 hatten sich bekanntlich die Franken über das Unterelsass verbreitet. Die fränkischen Herrscher und ihre Nachfolger besassen in der Gegend des heutigen Hagenau bedeutende königliche Domänen. Im Unterelsass waren aber auch die Staufer, welche 1080 von Kaiser Heinrich IV. mit dem Herzogtum Schwaben und Elsass belehnt wurden, reich begütert. Als sie dann 1138 auch den deutschen Königsthron bestiegen, da verschmolz allmählich jenes alte Königsgut mit dem staufischen Familienbesitz zu einer unlöslichen Gemeinschaft.

Hagenau bildete damals schon den Mittelpunkt für die Verwaltung. Herzoglich-kaiserliche Beamte vertraten als «ad-

[1] Man vergleiche hierzu meine früheren Abhandlungen: 1. «Die Landvögte des Elsass von 1308—1408». Strassb. Inaugural-Dissertation 1894. — 2. «Die Wirksamkeit und das Amt der Landvögte», in der Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins, Bd. X Heft 3, 1895. — — 3. «Die Verleihung und Verpfändung der Reichslandvogtei Elsass von 1408—1648», ebenda, Bd. XII Heft 1, 1897. — 4. «Geschichte der Reichsdörfer der Landvogtei und Pflege Hagenau», ebenda Bd. XIV Heft 2, 1899. — 5. «Das Beamtentum der Reichslandvogtei Hagenau», in den Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtl. Denkmäler des Elsass Band XIX, 1898.

vocati» und «sculteti», Vögte und Schultheissen, die grund- und landesherrlichen Rechte und Interessen ihrer staufischen Herrn. Jene grossen Gesamtbesitzungen der Staufer fielen beim Erlöschen ihres Geschlechts mit Konradins Tode 1268 als «Reichsgut» Rudolf von Habsburg und seinen Nachfolgern auf dem deutschen Königsthron anheim. Von jenem ersten Habsburger ist die Reichslandvogtei Hagenau zum Schutze und zur Verwaltung des übernommenen elsässischen Reichsgutes eingerichtet worden. Sie umfasste vor allem das bei Hagenau liegende Territorium der etwa 50 Reichsdörfer, den heiligen Forst und die Stadt Hagenau sowie das Schutz- und Schirmrecht über die übrigen neun Reichsstädte des Landes, welche seit 1354 zum sogenannten Decapolisbund vereinigt waren. Es sind dies: Weissenburg, Rosheim, Oberehnheim, Schlettstadt, Colmar, Kaisersberg, Münster, Türkheim und Mülhausen. Letztere Stadt schied 1515 aus dem Verbande der elsässischen Reichsstädte aus, um sich der schweizerischen Eidgenossenschaft anzuschliessen. Vorher aber wurde Landau in den Zehnerbund aufgenommen und der Landvogtei einverleibt.

Die landvögtische Regierung wurde gebildet durch den Landvogt, den Reichsschultheissen, den Zinsmeister und Forstmeister. Dem jedesmaligen Könige allein, als dem Landesherrn über die reichsunmittelbaren Gebiete, stand die unumschränkte Verfügung über die Landvogtei zu. Durch besondere Gnade, mit königlicher Macht, in seinem und des Reiches Namen ernannte er jene Beamten, oder vergab und verpfändete die Reichslandvogtei nach Belieben. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde die Verpfändung geradezu üblich; wir finden abwechsend Herzöge von Baiern, Oesterreich, Luxemburg u. s. w. als Pfandinhaber der Reichslandvogtei. Von 1408 bis 1504 war dieselbe beständig im Pfandbesitze der Churfürsten der Rheinpfalz. Kaiser Maximilian entzog sie ihnen gewaltsam, und erst Karl V. erstattete den Pfandschilling, verpfändete jedoch 1530 die Landvogtei wieder an die Pfalz. Erst 1558 konnte Ferdinand I. die Reichslandvogtei Elsass dauernd auslösen an das Reich und «das löbliche Haus Oesterreich». Durch die Verpfändung war jenes Reichsgut jedesmal aus der Hand des Kaisers in den temporären Besitz und die Herrschaft anderer Fürsten gekommen, die ihrerseits wieder Stellvertreter, Unterlandvögte, für die Verwaltung ernannten; diese residierten zu Hagenau, während die pfälzischen Churfürsten von Heidelberg aus und die österreichischen Erzherzöge von Innsbruck aus als Oberlandvögte auch die Oberleitung führten. Verschreibung und Pfandschaft haben indessen die rechtliche Anerkennung seitens der Reichsstädte und Reichsdörfer nie erlangt in dem Sinne,

dass man den Pfandinhaber jedesmal auch als Oberlandvogt angesehen hätte. Vielmehr musste jeder einzelne Besitzwechsel im Amte eines Oberlandvogtes von dem Kaiser im Namen des Reiches vollzogen werden, und auch die von den Oberlandvögten ernannten Unterlandvögte erlangten nur im Namen von «Kaiser und Reich» ihre Anerkennung seitens der Unterthanen. Der älteste ausführliche Bericht über die Einführung der neuen Landvögte in die Stadt Hagenau stammt aus dem Jahre 1486.[1] Da dieser Vorgang durch alle Jahrhunderte im wesentlichen unverändert blieb, so wird jene Schilderung genügen, um ein Bild zu gewinnen von der Präsentation der Landvögte in ihrer Residenzstadt. Der Berichterstatter erzählt etwa folgendermassen:

Im Jahre 1486 auf Sonntag nach Jakobstag des Apostels kam Herr Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, ec. ec. unser gnädiger Herr mit vielen Fürsten, Grafen, Herrn, Rittern und Knechten gegen Hagenau mit etwa 400 Pferden, um Besitz zu nehmen von der Landvogtei, welche ihm von unserm allergnädigsten Herrn Kaiser Friedrich verliehen worden war.

Da wurden von dem Rate der Stadt 8 Personen zu seiner Gnaden in Georg Bruckers Haus geschickt, um S. Gn. willkommen zu heissen. Herr Claus Armbruster, Stettmeister, führte das Wort und sprach:

«Durchlauchtigster, hochgeborener Fürst, gnädiger, lieber Herr! Ew. F. Gn. heissen wir im Namen des ehrsamen Rates und der Gemeinde der Stadt Hagenau Gott willkommen. Wir entbieten Ew. F. Gn. unsern unterthänigen, willigen Dienst allezeit, freuen uns der Zukunft Ew. F. Gn. und schenken Ew. F. Gn. $^1/_2$ Fuder Wein und 20 Viertel Hafer nach dem alten Brauch unserer Väter.[2] Wir bitten Ew. F. Gn. solches Geschenk in Gnaden anzunehmen und uns ein gnädiger Herr zu sein.»

Darauf liess der Churfürst den gestrengen Herrn Götze von Adolsheim, seinen Hofmeister, dem Rat seinen Dank aussprechen für das Geschenk.

Am folgenden Montag Morgen berief die Ratsglocke die Herrschaften zur Versammlung. Der Churfürst erschien mit seinem Gefolge auf dem Rathause; auch dem Volke war der Zutritt zur Ratsstube gestattet.

---

[1] Hag. Stadtarchiv A A 214 nr. 7.

[2] Ein Bericht von 1544 sagt: «Ihrer Churf. Gnaden wurden zween Kerch mit secken voll habern vnd zwei vierling weinen verert.» Schon 1395 hatte der Rat der Stadt den Beschluss gefasst, dass man hinfort beim Empfange des Landvogts diesem nicht mehr als «alle stadtkannen voll win schenken solle.» 1471 boten die Vertreter der Stadt dem neuen Landvogt «als gewöhnliche Gabe» $^1/_2$ Fud. Wein u. 20 Viertel Hafer».

Der churfürstliche Hofmeister ergriff zunächst das Wort und wies darauf hin, wie eine Zeit lang zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten ein Zerwürfnis bestanden habe inbetreff der Landvogtei. Dies sei nun gütlich verglichen, und die kaiserliche Gnade habe dem Pfalzgrafen die Landvogtei zugesprochen. Seine churfürstlichen Gnaden seien deshalb allhier gekommen, um — als Oberlandvogt — die pflichtgemässe, althergebrachte Eidesleistung zu thun und die Huldigung entgegen zu nehmen.

Im Auftrage des Rates der Stadt Hagenau antwortete Herr Claus Armbruster: «Der Stadt sei von ihrem allergnädigsten Herrn und Kaiser ein Empfehlnis- und Gehorsambrief allbereits zugegangen, worin Hagenau und die übrigen Reichsstädte des Landes aufgefordert würden, den Pfalzgrafen als einen Landvogt zu empfangen. Dieses kaiserliche Schreiben werde man öffentlich vorlesen ; es laute folgendermassen :

Wir Friderich von gottes gnaden romischer keiser zû allen ziten merer des richs . . . . . . entbieten allen vnd yegelichen prelaten, graven, herrn, rittern, knechten, burgermeistern, reten, gemeinden vnd sunst allen vnd yeglichen vnsern vnd des heiligen reichs vnderthanen vnd getruwen in vnser vnd des richs lantfougtey inne Elsas gesessen vnd dar inn gehörig, in was wirden, states oder wesen die seint, vnser gnade vnd alles gutt. Ersamen, edeln, andechtigen vnd lieben getruwen. Wir haben vs mercklichen vrsachen vns darzû bewegende dem hochgebornen Phillipsen pfalzgrauen by Rine ec. . . . . beuolhen die obberürt vnser lantfougty in massen vnd wise sin vorfordern die von weylant vnser vorfaren vns vnd dem heiligen reich als lantfougt gehabt, nu furbass von vnser vnd des heiligen reichs wegen, ouch als vnser vnd des richs oberlantfougt in zû haben, zû gebruchen, zû schützen vnd zû schirmen, vnd gebietend daruf uch allen vnd uwer yegelichem besunder von römischer kaiserlicher macht ernstlich, vnd wollen, das ir ime als vnserm vnd des reichs oberlantfougt gehorsam vnd gewertig siet, wie sich nach altem herkomen vnd als oben berürt ist, zu tun gebürt, daran tut ir vnser ernstlich meynung. Geben zû Francfurt am vier vnd zwentzigesten tag des monets marti nach Cristi gebürt viertzehen hundert vnd im sechs vnd achtsigesten, vnsers keisertums im fünf vnd drissigsten ioren.[1]

Hierauf erklärte der genannte Hofmeister, seine churfürstlichen Gnaden seien zur Uebernahme der Landvogtei und zur pflichtmässigen Eidesleistung bereit. Deshalb wurde die Form des altherkömmlichen Schutzbriefes für Hagenau, den der Landvogt beschwören musste, laut vorgelesen.

---

[1] Hag. A A 214.

Der Churfürst besprach sich sodann mit seinen Räten und liess schliesslich erklären, der Wortlaut des Schwörbriefs gefalle ihm wohl, bis auf eine kleine Stelle. Es heisse nämlich darin, wenn ein Jude, der zu Hagenau eingesessener Bürger sei, eine Missethat verübe, so solle er dem Oberlandvogt zu Recht stehen im Rate von Hagenau, «worin der Oberlandvogt dann selber sitzen müsse». Diesen Punkt möge man ändern, da es S. Gn. ungelegen sei, persönlich einer solchen Ratssitzung anzuwohnen; man möge dementsprechend die Formel so umgestalten, dass es heisse: «daby ich selber sitzen solle oder min verweser.»

Der Rat liess darauf antworten, dass man diese Frage für unbedeutend halte, ob der Oberlandvogt oder Unterlandvogt in einem solchen Falle im Rate anwesend sei, zumal auch letzterer in seinem Eide ganz dieselbe Formel habe; ja auch dem Unterlandvogt stehe es frei, den Schultheissen zu einer solchen Ratssitzung zu beordern. Uebrigens sei man gern bereit, die gewünschte kleine Aenderung vorzunehmen.

Dies geschah thatsächlich; sodann wurde dem Churfürsten der Schutzbrief laut vorgelesen in folgender Form:

Wir Phillips von gottes gnaden pfaltzgraue by Ryne, hertzog in Beyern ec. ec. churfurst und lantfougt in Elsas veryehen öffentlichen mit diesem brieffe vnd tun kunt allen den, die in werdent sehen oder hören lesen, das wir gesworen hant einen gestabeten eydt mit vffgehabener hant liplichen zu gott vnd den heiligen, das wir die erbern bescheiden meister, räte, vnd die burgere gemeinlich zu Hagenowe, ingesessen vnd vſsgesessen, burger, pfaffen, cristen, frowenclöster vnd manneclöster vnd das lant gemeinlich, die nů dartzu gehörent vnd harnach gehören werdent, diwile wir lantfougt sint, wölent schützen, schirmen vnd befriden fur allem vnrechten vnd gewalt, als ferre wir können vnd mügen. Ouch hant wir gesworen, das wir sy wollen lassen bliben by allen ieren friheiten vnd die sie habent von keisern vnd königen von alten vnd nuwen ziten her vnd die sie furbass gewynnent vnd besunder by der hůten des heilligen forstes, vnd das kein schoffe daruff gon sol, vnd sie doby hanthaben des besten, so wir können vnd mügen, vnd das wir sie wöllen lossen bliben vnd hanthaben by allen ieren rechten vnd gewonheiten, vnd ouch das wir keinem vnserm diener noch andern deheynen brieff oder schult geben sullent, weder vmb sinen dienst, noch vmb deheine ander sache der schulde zu gewarten noh die zů erfordern, weder uff der stat Hagenowe noch des reichs pflegede, die dar zů gehöret. Wir hant ouch gesworen, eynem yegelichen richen vnd armen, die zů der vorgenannten stat vnd lande gehörent,

innewendig vnd vßwendig, sins rechten zu helffen, als verre wir können vnd mügen, vnd vmb sachen, die uff das gerichte oder richtloube gehörent, noch vrteile der merenteile der schöffen, vnd vmb sachen, die in den rat gehören, noch vrteil der merenteil des rats zu richten, vnd nit anders. Wer ouch, das dhein iude, der zû Hagenowe ingesessen burger ist, ützit missedete, vmb die missetat sol er vns zû rechte ston für dem rate zû Hagenowe, doby wir oder vnser verwehser sitzen söllen, vnd was der merenteil des rats darümbe zu rechte sprichet, domit sol vns genügen. Wir hant ouch gesworen, wie dick wir den von Hagenowe einen vnderlandfougt oder einen schultheissen geben, das wir die darzû halten wöllent, das sie ouch sweren gestabete eyde vff den heilligen, stete zû halten vnd zû vollbringen alles das, das wir douor gesworen hant. Dise vorgeschriben dinge alle vnd besunder hant wir gelobet stete vnd veste zû halten by dem eyde, den wir darumbe gesworen hant. Des zû vrkunde hant wir vnser ingesigel tun hencken an disen brieff, der geben ist zu Hagenowe vff montag vor sant peters tag ad vincula in dem iore, als man schreip von der geburt cristi vnsers lieben herren tusent vierhundert achtzig vnd sechs iore.[1]

Sodann musste der Pfalzgraf die Hand erheben und dem Stettmeister folgende Eidesformel nachsprechen:

«Wie der brief vorgelesen ist, den wöllen wir stet vnd vest halten, on alle geuerde, als worlich als vns got helfe vnd alle heiligen.»

Nachdem der Rat ihm zu der neuen Würde Glück gewünscht hatte, liess er fragen, ob S. Gn. die Lanvogtei selber besitzen wolle, — was der Stadt am liebsten wäre, — oder ob man ihnen einen Unterlandvogt geben wolle.

Der churfürstliche Hofmeister antwortete, es sei s. Gnaden nicht gelegen, selber in Hagenau zu residieren; deshalb gäbe er ihnen den Grafen

Kraft von Hohenlohe

als Unterlandvogt.

Auch dieser musste für seine Person einen gleichen Schutzbrief — mutatis mutandis — durch dieselbe Eidesformel beschwören, mit seinem Siegel versehen und der Stadt einhändigen.

Auch ihn beglückwünschte der Rat und erbat von ihm einen Schultheissen. Als solchen präsentierte der Graf den

Edlen Jakob von Fleckenstein.

Der Revers, den der Reichsschultheiss der Residenz der Landvogtei ausstellen musste, lautete wörtlich wie derjenige der

---

[1] Orig.-Urk. auf Pergament mit hängendem Siegel, im Stadt-Arch. zu Hag. A A 217 nr. 27.

Landvögte ; ausgelassen ist die Stelle, welche von der Ernennung des Schultheissen handelt.

Von dem neuen Schultheissen wurde sodann auf Begehren des Rates ein Gerichtsschreiber ernannt.

Meister Johannes Waldeck

wurde als solcher von dem Stettmeister vereidigt ; einen Revers brauchte er aber nicht auszustellen.

Damit war die Präsentation und die Installierung der neuen landvögtischen Regierung für die Stadt Hagenau vollzogen. Für die Residenz der Landvogtei nämlich galt als Regel, dass Rat und Bürgerschaft nicht bei der Präsentation, sondern alljährlich bei der Ratswahl, die unter dem Vorsitz des Landvogts erfolgte, Kaiser und Reich den Eid der Treue und des Gehorsams leisteten. Der ehrsame Rat folgte einer Einladung des neuen Oberlandvogts zu einem «Imbis».

Auch die neun anderen Städte der Decapolis waren 1486 von dem Oberlandvogt zur Huldigungsfeier nach der Residenz der Landvogtei beschieden worden.[1] Das althergebrachte Recht allerdings machte jedem Oberlandvogt zur Pflicht, sich persönlich zur Eidesleistung in die einzelnen Städte zu begeben. Aber schon 1438 hatte Oberlandvogt Pfalzgraf Ludwig IV. an die Städte das freundschaftliche Begehren gestellt, sie möchten ihn von dieser pflichtgemässen Präsentationsreise entbinden und Bevollmächtigte zur Gesamthuldigung nach Hagenau senden. Diesem Wunsche haben die Städte damals zwar willfahrt ; sie erwirkten sich aber ausser dem gewöhnlichen Schutzbriefe einen weiteren Revers, worin der Oberlandvogt versicherte, dass diese aussergewöhnliche Gesamthuldigung unbeschadet des alten Herkommens geschehen sei :

«Wir Ludwig . . . . pfalzgrave bi Ryne . . . . Als der allerdurchluchtigste furste vnd herre, herre Albrecht, römyscher kunig . . . . . vns die lantvogtye in Eylsas beuohlen vnd vns zû . . . lantvogt in Eylsas gesetzt het, darumb wir vns zû dirre zijt hinuff zû den stetten in die lantvögtie in Eylsas gefügt vnd den den eid als ein lantvogt geton vnd von inen wider genomen soltent han, als sich gebührt vnd von alter harkomen ist, des vns aber die obgenanten stette von vnserer flissiger begerunge wegen überhept vnd ir erber sendebotten mit ganczer macht zû vns gesant, den wir als ein lantvogt geton hant, als sich gebürt vnd von alter harkomen ist. — do bekennent wir in kraft dis briefs, das söllichs den obgenanten stetten in die lantvogtye

[1] Von dem hagenauischen Berichterstatter erfahren wir nichts Näheres darüber. Vgl. aber Strassb. Bez.-Arch. C 1 nr. 26 und Mossmann, Cart. de Mulh. IV nr. 1891 u. 1892.

sammentlich vnd sunderlich, diewile sie das von unserer ernstlicher begerunge wegen geton hant, hernach in iren alten harkomen kein irrungen oder vnstatten bringen soll».[1]

Dieser Vorgang von 1438 ist typisch geworden für die ganze Folgezeit; die Churfürsten von der Pfalz und die Erzherzöge von Oesterreich haben später niemals als Oberlandvögte die Präsentationsreise zu den einzelnen Reichsstädten angetreten, sondern die Gesamthuldigung in der Residenz erwirkt.

Während die Churfürsten noch persönlich erschienen, haben die Oesterreicher durch eine Doppelgesandtschaft — erzherzogliche und kaiserliche Bevollmächtigte — in ihrem Namen den actus praesentationis vollziehen lassen.

Gewöhnlich wurden je zwei oder drei Ratsmitglieder der einzelnen Städte nach Hagenau beordert. Erst nachdem der neue Oberherr durch pflichtgemässe Eidesleistung die Anerkennung der Hauptstadt erlangt hatte, konnte er gegen die übrigen Städte «pflicht tun vnd widerumb huldigung ufnehmen».

Auch nicht auf dem Rathause, sondern in der Landvogteibehausung wurde — gewönlich von dem Stettmeister Hagenaus — im Namen und Auftrage der Städtegesandten dem Oberlandvogt «der Eid gestabt» auf die einzelnen Schutzbriefe, die den Städten ausgehändigt werden mussten.

«Wie (einer ieden statt) der reuersbrief eigentlich ausweyset, das wollen wir stet halten vnd getrewlich, on' alle geuerde, als warlich vns gott helf vnd alle heiligen.»[2] So schwur 1544 Pfalzgraf Friedrich II. Darauf leisteten 7 Städte: Rosheim, Schlettstadt, Oberehnheim, Colmar, Türkheim, Münster und Landau folgenden Eid:

«Wir schwören, den durchleuchtigsten hochgebornen fürsten vnd herrn, herrn Fridrichen ec .... vnsern gnedigsten herrn für einen landvogt zu haben vnd seinen gnaden im namen des heil. reychs gehorsam zu sein, guter zümblicher ding, als das gewohnlich vnd von alter herkhomen ist, allediwil vnd er lantvogt ist, als vns gott helf vnd die heiligen.»

Inbetreff der Städte Weissenburg und Kaisersberg wurde damals (1544) constatiert, «dass sie des herkomens seint, dass sie dem (Ober)landvogt nit swörent vnd er inen ouch nit.»[3]

Bei der Einsetzung des Erzherzog Ferdinand 1566 beharrte die Stadt Weissenburg bei dem alten Rechte, «dass sie nit swören» sondern bloss «geloben»; der Oberlandvogt hat deshalb

---

[1] Cart. de Mulh. II nr 560.
[2] Strassb. Bez. Arch. C 2 nr. 48.
[3] Vgl. den Bericht über den Actus praesentationis 1566 im Strassb. Bez.-Arch. C 2 nr. 48.

von ihnen bloss «handtrew genommen,» während er ihnen laut dem der Stadt eingehändigten Schutzbrief (die Hagenauer Kanzlei nämlich hatte konstatiert, dass der Landvogt früher auch Weissenburg einen Schutzbrief gegeben hatte und es auch jetzt so halten müsse) «widerumben einen gestabten ayd mit aufgehobener hand leiblich zu Gott vnd den heiligen schwur».

Die Abgesandten Kaisersbergs hingegen liessen sich 1566 bereden, — und so blieb es auch später, — zu schwören, wie die andern Städte. Zwei Städte, Rosheim und Türkheim, hatten insofern eine Sonderstellung, als sie ausser der eidlichen Treueversicherung dem Landvogt noch einen diesbezüglichen schriftlichen Revers ausstellen mussten. Derselbe besagte:[1]

«Wir bürgermeister, rat vnd zunftmeister der heyligen reichstadt Rosheim bekennen vnd thun kunt in vnd mit kraft dis briefs, als der allerdurchleuchtigist grossmächtigst fürst vnd herr, herr Maximilian der ander, römischer keyser . . . dem . . . Ferdinando ertzherzogen zu Oesterreich . . .' beuolhen, irer K. Mj. vnd des heiligen reichs landtuogtey Hagenow in vnder Elsass . . . innezuhaben, zu schützen vnd zu schirmen, und als aber ir F. Durchlaucht dem wolgeborenen herrn, herrn Niclausen, freyherrn zu Pollweiler vnd im Weylerthal, irer F. Dl. Rat vnd vnderlandtvogt im Elsass vnserm gnedigen herren, die ermelte landvogtei Hagenow mit allerderselbigen zůgehörungen, stetten vnd andern, darin wir dann auch begriffen, dieselbige als vnderlandtuogt zu schützen vnd schirmen, zugestellt und eingeben, dass wir demnach anstatt hochgedachter F. Dl. . . . als vnderlandtuogt gelobt vnd gesworn, seiner gnaden im namen der F. Dl. von des heiligen reichs wegen, doch nit in pfandeswys, aller müglichen ding gehorsam zu sein vnd zu wartende wie von alters herkomen, alles getrewlich vnd vngeuerlich, vnd dessen zu urkund so haben wir vnser statt insigel gehenkt an disen brief, der geben ist mittwochs den 13. Martii im 1566. jar.»

Mit der peinlichsten Sorgfalt wachten die Städte jedesmal darüber, dass die Schwörbriefe der Landvögte in der altherkömmlichen Form abgefasst waren; denn sie hatten darin eine der sichersten Garantien für ihre Reichsfreiheit und Reichsunmittelbarkeit.

Allein nur im Namen «des Kaisers und des hl. römischen Reiches» schwuren sie Gehorsam. Thatsächlich bestehende Verpfändung hat in keiner Form die Anerkennung der Reichs-

---

[1] Vgl. Oberehnh. Stadt-Arch. A A 45 zu 1566.

städte erlangt. Bei der Huldigung 1566 zu Hagenau bemerkten die Gesandten Colmars, dass in ihrem Revers die Worte fehlten, dass die Stadt «nit in pfandes wise» gehuldigt habe. Sie nahmen den von dem Erzherzoge ausgefertigten Revers aus der Hand von dessen Commissarien nur unter der Bedingung entgegen, dass diese ihnen die Auswechslung des provisorischen Reverses gegen einen richtigen schriftlich verbürgten. Im Jahre 1606 wollte Oberlandvogt Erzherzog Maximilian — laut der von ihm vorgelegten Schwörbriefe — den Städten seinen Schutz verbriefen «als von der röm. kay. Majt. vnd andern geliebten herren brüdern vnd vettern erzherzogen zu Oesterreich geuollmächtigter regierer der ober- vnd vorderösterreichischen landen.» Die Nennung der österreichischen Herrn — ausser dem Kaiser — erregte die Entrüstung der Städtegesandten, die sich mit Mühe belehren liessen, dass die Verstösse und Ungenauigkeiten in den Reversen keineswegs absichtlich, sondern nur durch Versehen der Kanzlisten geschehen seien.

Die erzherzoglichen Commissarien erlangten die Huldigung der Städte erst dann, als sie den Umtausch der fehlerhaften Schwörbriefe gegen richtige schriftlich verbürgt hatten.[1] Auch 1615 protestierten die Städte energisch gegen die Auffassung, als könne der erzherzogliche Oberlandvogt sie «von wegen des löblichen hauses Österreich in Pflicht nehmen». Niemals wollten sie die Meinung aufkommen lassen «als seien die Städte mit dem nutzbaren aigentumb des haus Österreich aigentumbliche verkaufte, tradierte vnd von der cammergerichts iurisdiction eximierte stätt vnd Österreich vnser landtfürst vnd oberer.»[2]

Die Unterlandvögte wurden nie von der Pflicht entbunden, persönlich in jeder einzelnen Reichsstadt zur Präsentation und Huldigung zu erscheinen, die im übrigen für sie, mutatis mutandis, ganz unter den gleichen Formen verliefen, wie für den Oberlandvogt. Graf Kraft von Hohenlohe war am 31. Juli 1486 gleichzeitig mit dem Oberlandvogt von der Stadt Hagenau als Unterlandvogt empfangen worden. Im Februar des folgenden Jahres trat er die Huldigungsfahrt zu den übrigen Reichsstädten an. In Schlettstadt empfing man ihn am 14., in Mülhausen am 16., in Colmar am 15., in Türkheim am 19. Februar. Der Stadt Oberehnheim stellte er am 20. dieses Monats folgenden Schwörbrief aus:

---

[1] Vgl. den Bericht über den act. praes. 1606 Hag.-Arch. A A 215 nr. 23.

[2] Vgl. den Bericht. Strassb. Bez. Arch. C 10 nr. 53.

Wir Kraft graue von Hohenloch vnd zû Zigenhan, vnderlantuogt in Elses, tun kunt aller menglichen mit disem brief, daz des richs statt vnd burgere zû Obernehenheim vns zu lantuogte empfangen haben von des aller durchlûchtigsten hochgebornen fürsten vnd herren, herrn Fridriches des romischen Keysers . . . vnd des durchluchtigen hochgebornen fürsten vnd herren, herrn Phylipsen pfaltzgrave bi rine . . . vnd des richs wegen, vnd nit in pfandes wise, vnd wir haben inen ouch vorab gesworn liplichen zû gott vnd den heiligen, getruw vnd holt ze sinde, darzû beraten vnd beholfen zû allen iren nöten vnd sachen vnd inen gewaltz vnd vnrechts vor ze sin in lantuogts wise, alles, so ferr wir können vnd mögen getruwlich vnd vngeuerlich, vnd by dem selben unserm geswornen eyde sollen wir die obgenanten von Obernehenheim darzû alle ire burgere vnd die iren by allen iren rechten, briefen, gnaden, fryheiten vnd gûten gewonheiten lassen bliben, als sy harkomen vnd gefryet sint von römischen keysern, kûnigen, andern fürsten vnd herren vnd als wir sy funden hant vnd sonderlichen doby lassen ze bliben, daz die burger vnd burgerinne derselben statt zû Obernehenheim vnder der louben doselbst zû recht ston sollen vnd niergent anderswe, vnd die edeln an dem gericht in dem selhof doselbst, vnd sollen wir sy ouch hieuon noch furbasser nit trengen noch bekumbern in dhein wise vnd doby lassen bliben als douor stot on widderede alles by vnseren eyde vngeuerlich vnd menclich. so ensollen wir vnsern dienern noch nieman anders keinen brief geben vmb schulde oder ander sachen uf die vorgenant statt Ehenheim oder die iren zû fordernde oder sy darumb zû bekumbernde oder zû schedigende in dheiner weg, vssgenomen harin alle arglist vnd geuerde; mit vrkund dis briefs versigelt haruber mit vnserm anhangenden insigel vff zistag vor sant mathis des heiligen zwölfboten tag des jors noch christi vnsers herren geburt als man zalt tusent vierhundert achtzig vnd siben iore.[1]

Im Jahre 1544 war die Beschaffung eines passenden Geschenkes für den Oberlandvogt der Gegenstand einer ernstlichen Beratung der zur Gesamthuldigung in Hagenau versammelten Reichsstädte[2]: «Die stett gesandten wurden zu rat, wie gross sie dem Churfursten (Friderich) ein drinckgeschirr vereren wollten, vnd zeigten an, wie dass sie eins für 80 gulden gekauft. Nun gedechten sie, es wer an halt zu gering, vnd hetten

[1] Orig. Perg. Urk. mit hängendem Siegel im Stadt-Arch. zu Oberehnheim. A A 43 nr. 1.

[2] Vgl. Hag.-Arch. A A 215 und Batt, das Eigentum von Hagenau II, S. 166.

eins für 105 guld. machen lassen; dann weil hievor Pfalzgraf Ludwigen (1530) eins für 110 gld. verert worden, möcht ir C. Gn. solchs in vngnaden ufnemen, wann dann das geringer geschirr verert werde. Vnd wart erkannt, dass man das geschirr für 105 gld. samt 400 goldgulden dorin vereren sollte.» Nach der Huldigung wurde das betreffende Geschenk mit folgender Ansprache überreicht: «Zu ingang der regierung, damit ir Ch. Gn. gnedigst verspüre, dass die stett ir Churf. Gnaden zů Oberlandvogten erkennten vnd dafür halten, so verehrten sy ein geringfügig drinkgeschirr mit inliegendem gold, mit unterthäniger bitt, Ir. Ch. Gn. wollten solche geringe verehrung nit verschmähen . . .»

Des weiteren beschreibt der Berichterstatter den Becher folgendermassen:

«Der vergült topf ist ein dupplet gewesen, hat gewogen 7½ mark ½ lot, die mark pro 14 gld., tut 105 gld. 4½ β.»

Für die Anfertigung der Reversalien hatten die Städtegesandten in die churfürstliche Kanzlei 20 Gulden geschenkt. Der Stadtschreiber Hagenaus hatte darauf denselben vorgehalten: «wie die Canzley hat ime bevolen zu reden, der stett weren vil, die vererung klein, desshalb ir fleissig begern, dieselb vererung zu pessern».

Die Städteboten beratschlagten deshalb untereinander, erkannten aber:

«wenn man an A anfieng, kome es bis auf das Z, also dass man der canzley 20 gulden in gold erstatten soll vnd nit weiter.»

Auf den Morgen nach dem Huldigungsakt waren die Städtegesandten in die Landvogtei beschieden worden zum Morgenmahl bei dem Churfürsten. Sie wurden erfreut mit einer Tafelmusik, denn der Churfürst liess «zum halben mahle 4 mol mit pfeiffen pfeiffen».

Ueber ein Festmahl, das die Stadt Hagenau 1544 gelegentlich der Präsentation des Unterlandvogts veranstaltete, berichtet der damalige Stadtschreiber von Hagenau wie folgt: «Uf montag nach Lucas Evangelistae anno 1544 (18. oct.) wird dem wohlgebornen herrn Heinrich von Fleckenstein, freiherrn zu Dagstul, zu ehren, als vnterlantfougt, von einem ersamen rat, neu vnd alt, auch in gegenwart anderer herrn vnd edlen, dergleich geistlichen vnd weltlichen personen nach alter gebrauch vnd herkomen ein gastmahl gehalten.»

Gleichzeitig meldete derselbe Schreiber dem Probst von Weissenburg und dem Abte von Kloster Neuburg: «Erwürdiger fürst vnd erwürdige geistliche Herrn, nach genommener mahlzeit, die wol vnd köstlich war, . . . haben stettmeister, mar-

schalk, auch die eltesten scheffen vnd marschalk von dem tisch sich erhoben, dem unterlandfougt vnd andern herren zů end in forma gedankt, vnd hat herr Hans . . . ein hübsch schöne danksagung gehalten. Daruf der vnderlandfougt glich selber danksaget . . . . vnd dabey saget, sy hetten wol vnd redlich gelebt, gessen vnd drunken, vnd were fertig ire essen. Hiermit hebt man den tisch ab vnd stet man vf vnd zog jeder sin stross vnd weg, vnd gab niemant nichts. Uf die nacht ward der rat wieder bey einander, vnd essent die überbliebent stuck, vnd gab aber niemant nit! vnd ward das geschäft also vollendet, vnd «g o t t g a b d e m D i c h t e r s i n e n l o n. Amen.»

Die Schlussbemerkung des Stadtschreibers verrät offenbar dessen Entrüstung darüber, dass Koch und Dienerschaft nicht mit einem Trinkgeld beehrt wurden, oder auch, dass er selber nicht zum Festessen zugezogen worden war.[1]

Aus dem Jahre 1555 ist ein recht interessanter Speisezettel eines solchen Festmahles erhalten:[2]

«Anno dom. 1555 uff Samstag nach Ulrici episcopi schwur der wolgeboren vnser gnediger herr, herr Eberhart Schenk, graue zů Erpach ec. . . als vnderlandfougt, vnd vff sonntag den andern tag harnach hat ein ersamer rat der statt Hagenow dise essen vff vnsers gnedigen herren disch geben:

Zůerst ein pasteck, darinn zwey hüner verdempft vnd ein suppenfleisch, war der erst gang.

Der ander: ein versotten henn sampt dem fleisch, ein essen visch von barbeln, vnd ein hammelqûallen gebrotten, in dreyen platten.

Der dritt: ein pasteck, darinn salmen schnidten gebacken, ein ganz gebraten, vnd ein dracht gesotten ell, aber in dreyen platten oder gericht;

zům vierten: ein ruben můss mit hammelnfleisch gekocht, vnd ein salmen grad gebroten, aber in zwo platten.

zům fünften: salmen gesotten, gebraten kalbfleisch, hüner vnd anders vnd gebackens, aber in dreyen platten.

zům sechsten: ein darsch (Pfannenkuchen?) mit eigern vnd gewürz gebacken vnd ein essen krebs, aber in zweyen platten.

Zum sübenden: kirssen, rettig und kess.»

Dies war das Menu für den Landvogt und die höchsten Herrschaften; das Festessen für die Stadträte war etwas frugaler, aber immerhin noch reichhaltig genug:

---

[1] Vgl. Hag. Arch. A A 150 und Batt l. c.
[2] Hag. Arch. A A 220 nr. 11.

«So hat man dem rat dise nachůolgende essen geben:
Zůerst ein pasteck darinnen zwey hüner gebacken;
zům andern: brůeg (Brühe!) vnd fleisch sampt einer hennen;
zům dritten: ein essen ell;
zům vierten: ein rübenmuss mit hemmelnfleisch:
zům fünften: ein essen salmen;
zům sechsten: ein essen gebackenes;
zům sübenten: geprates;
zum achten: kreps;
zům neůnten: kirssen, rettig vnd kess.»

Die Summe aller Ausgaben für dieses Festmahl wurde berechnet auf 17 ℔ 13 β. Für übrig gebliebene Nahrungsmittel wurden erlöst 1 ℔ 11 β 3 ₰.

An Wein gingen bei dieser «schenk» auf 11 Ohmen.

Gelegentlich der Huldigungsfeier wurden auch die Unterlandvögte in den einzelnen Reichsstädten reich beschenkt und bewirtet und samt ihrem Gefolge aus der Herberge, dem Gasthause, wo man abgestiegen war, «gelöst».

Schlettstadt z. B. verehrte 1531 dem Unterlandvogt Georg Schenk, Freiherrn zu Erpach, 20 Kronen, seinem Kanzler 3 Gulden, seinem Kämmerer 1 Gulden, dem Marschall 1 Gulden, ausserdem wurden 16 Pferde und Reiter auf städtische Kosten im Gasthaus zum Adler bewirtet und beherbergt.

Unterlandvogt Hans Diebold Waldner war 1559 mit 12 Pferden zu Schlettstadt eingeritten. Für die Bewirtung auf der Herrenstube bezahlte der Rat 10 ℔ 9 β 9 ₰; für die Morgensuppen der Diener im Gasthaus zum Bock 4 ℔ 15 β 8 ₰.

Nikolaus Freiherr zu Bollweiler erschien am 29. Oktober 1561 mit 26 Pferden zur Präsentation in Schlettstadt. Die Stadt schenkte ihm 20 Thaler, seiner Dienerschaft 4 Thaler. Der Rat bezahlte für Bewirtung auf der Herrenstube 6 ℔ 19 β, auf der Herberge 13 ℔ 13 β 8 ₰ und beim Sattler 1 ℔ 18 β.

Georg Freiherr zu Königseck und Aulendorf ist am 26. Mai 1589 in Schlettstadt eingezogen mit 15 Reisigen und 9 Kutschenpferden. In seiner Begleitung befanden sich von den österreichischen Beamten zu Ensisheim H. Reinach, der Statthalter, und Dr. Kaspar Betz. Von Hagenau hatten sich ihm angeschlossen der Schultheiss Otto von Sulz und der Zinsmeister Mittersbacher. Im Prälatenhof hielt man Einkehr. Der Schultheiss der Stadt stabte dem Unterlandvogt den Eid; und der landvögtische Zinsmeister nahm den Bürgern Schlettstadts den Treueid ab. Dem Unterlandvogt verehrte man wiederum 20 Thaler, seinem Gesinde 4 Thaler. Auf der Herrenstube betrug die städtische Rechnung 24 ℔ 6 β 7 ₰, im Adler 25 ℔.

Friedrich Graf zu Fürstenberg Heiligenberg hatte bei seinem Einzug in Schlettstadt am 30. Juli 1594 17 Reisige und 8 Kutschenpferde. In seinem Gefolge befanden sich der Hag. Reichsschultheiss Otto von Sulz und der Zinsmeister Mittersbacher. Auf der Herrenstube wurden von der Stadt verausgabt 35 ℔ 6 β 8 ₰; im Adler 37 ℔ 18 β.[1]

Gelegentlich der Präsentation versuchten die auf ihre Freiheiten und Rechte stolzen Reichsstädte unliebsame Bewerber um die Landvogtei auch wohl ihre Bedeutung fühlen zu lassen. Dies wird treffend veranschaulicht durch das Auftreten Hagenaus 1566.[2]

Nikolaus Freiherr von Bollweiler war schon seit 1561 Kaiser Ferdinands Unterlandvogt gewesen und hatte sich das Missfallen des Hagenauer Stadtrates zugezogen. Als er dann bei der Erhebung des Erzherzogs Ferdinand zum Oberlandvogt 1566 ebenfalls von neuem präsentiert werden sollte, da erhoben die Hagenauer Klage, «als ob sie von herrn Niclasen von Bollweiler hin vnd wieder angezogen vnd inen nachgeredt wurde, wie auch onelengst beschehen, da graf Jacob von Bitsch vnd andere ehrenleute mit an der tafel gesessen, dass sie gegen S. Fürstl. Durchlt. den Erzherzog wider recht vnd billichkeit gehandelt hetten, welche reden vnd auflag ehrrüehrig vnd inen nit zu gedulden.»

Der Stadtrat erklärte frei, falls jetzt wiederum jener Bollweiler als Unterlandvogt präsentiert würde, «so könne die stadt sich nit mit im einlassen».

Die Commissarien des Erzherzogs, welche den Huldigungsakt vornehmen sollten, befragten daraufhin den von Bollweiler und erhielten zur Antwort, die Hagenauer hätten zu Lebzeiten des verstorbenen Kaisers und auch seither unter der fürstl. Durchlaucht «an ire iurisdiction vnd gerechtigkeit der landvogtei allerhand neuerungen vorgenommen». Kraft seines Amtes und seiner Pflicht habe der Unterlandvogt dazu nicht stillschweigen können. Dass er sie aber an ihrer Ehre angetastet, gescholten und geschmäht haben solle, wisse er nicht; «zudem als die verflossen rede bei grauen Jakob zu Bitsch angezogen worden, da seien der ratsfreund von Hagenaw vnd der syndicus, die mit an der tafel gesessen, desselben abends mit ihm zu hauss heim gangen, haben zu kurzweilen mit im gespielt, welches der ratsfreund sonder zweifel nit getan, wann er die von Hagenaw fürergebener massen an ehren sollt geschmäht haben».

---

[1] Vgl. die Notizen des Schlettstadter Stadtbuches!
[2] Strassb. Bez. Arch. C 9 nr. 48.

Uebrigens solle man seinetwegen den Huldigungsakt nicht einstellen. Die Städte möchten doch nur dem Erzherzog als Oberlandvogt schwören; wolle man ihn nicht als Unterlandvogt, so könne der Erzherzog einen andern ernennen.

Die Commissarien hielten daraufhin den Gesandten vor, dass der Herr von Bollweiler durch das, was er Amts und Pflicht halber geredet habe, die Ehre der Stadt nicht iniuriert habe; es sei kein Grund vorhanden, die Präsentation deshalb zurückzuweisen.

Die Hagenauer aber beriefen den ganzen Stadtrat, und erst nach mehrstündiger Beratung kam man zu dem Entschlusse:

«Wenn man ihnen eine Urkunde über den Vorfall ausstelle, die sie später zu ihrer Ehrenrettung gebrauchen könnten, so seien sie bereit, den actus praesentationis vorzunehmen. Es hätten nämlich auch Strassburger Bürger die Schmähreden mitangehört und die Sache weiter verbreitet.»

Nur den eindringlichen Bitten der übrigen Städteboten gelang es damals, die Stadt Hagenau zur Versöhnung und Nachgiebigkeit zu bewegen.

III.

Das Spital des Ordens zum heiligen Geiste in der Stadt Rufach.

Von

Theobald Walter.

Der Orden zum heiligen Geist, dessen Gründung das phantasiereiche Mittelalter Martha, der geschäftigen Schwester des wiedererweckten Lazarus, zuzuschreiben suchte, ist einer der ältesten Hospitalorden des Abendlandes. Gewöhnlich wird Guy von Montpellier, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts in seiner Vaterstadt ein berühmtes Spital für arme Kranke stiftete, als der eigentliche Gründer ansgesehen. Sicher ist, dass bei Bestätigung der Ordensgenossenschaft durch die Bulle des Papstes Innocenz III. vom 23. April 1198 bereits mehrere Häuser dieser Art in Frankreich und Italien eine segensreiche Wirksamkeit auf dem Gebiet der Krankenpflege entfalteten. Entzückt von dem Eifer des Ordens, liess Innocenz 1204 den Stifter nach Rom kommen, übertrug ihm die Leitung des seit 718 bestehenden Hospitals «in Sassia», versah den Orden mit Priestern und vereinigte die beiden grossen Hospitäler unter demselben Meister. Da aber die uralte Stiftung in Rom Nachteile aus dieser Vereinigung befürchtete, so trennte schon 1217 Honorius III. die beiden Häuser wieder; erst 1291 wurden sie durch Papst Nikolaus IV. endgültig vereinigt.[1]

[1] Vgl. zu diesem kurzen Abriss: Helyot, Histoire des ordres monastiques, religieux et militaires, Paris 1721. II, 195 ff. — Ein Bruchstück einer päpstlichen Bulle aus dem Jahre 1477 giebt in folgenden

Die auswärtigen Niederlassungen beider Häuser waren in Provinzen eingeteilt, an deren Spitze ein sog. Obermeister oder Provinzial stand. So bildeten die am Oberrhein und am Neckar gelegenen Hospitäler der Städte Wimpfen, Markgröningen, Memmingen, Stephansfeld, Rufach und Neumarkt und Bern in der Schweiz die Provinz Oberdeutschland des Hauses in Rom,[1] deren Obermeister in Stephansfeld seinen Sitz hatte. Unsere Rufacher Gründung insbesondere stand von altersher in engster Verbindung mit Stephansfeld, ohne dass es aber aus dem vorhandenen Urkundenmaterial möglich wäre, das gegenseitige Verhältnis genauer festzustellen. Vielleicht bringt eine noch zu erwartende Ausbeutung des reichhaltigen Stephansfelder Archives, das im Bürgerspital zu Strassburg aufbewahrt wird, dereinst die erwünschte Aufklärung. Die folgenden Zeilen enthalten bloss jene Mitteilungen, die im Rufacher Stadtarchiv den Sturm der Zeiten überdauert haben. Die Abhandlung selbst glaubte ich im Interesse der Sache in zwei getrennten und sich ergänzenden Abteilungen zu bieten. Ein erster Teil wird hauptsächlich die Urkunden und Regesten der unter GG 56 und 57 erhaltenen Briefschaften aufnehmen, ein zweiter Abschnitt mag, so weit es unter Verwertung des übrigen Materials möglich ist, einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die längst entschwundenen Tage der in Rufach nur noch durch die Sage bekannten ehemaligen Wohlthätigkeitsanstalt entwerfen.

I. Urkunden und Regesten.

1. 1270. 27. Febr. Der Ritter Jakob von Ratsamhausen schenkt dem Spital zum heiligen Geiste in Rufach die Bodenfläche, auf der das Spital gegründet ist.

Vniuersis Christi fidelibus presentes litteras inspecturis seu audituris Jacobus, miles de Razenhusen, noticiam subscriptorum. Quoniam dies hominis pauci sunt et ab humana memoria facilius elabuntur ea, que nomine testium et apicibus litterarum non perhennantur, vniuersorum igitur auribus tam presentium quam futurorum inculcari desidero, quod ego ob deuocionem et amorem, quam habeo ad hospitale sancti spiritus, et ob remissionem meorum peccatorum nec non parentum meorum

Worten Innocenz als Gründer an . . . (hospitalia) Innocentius papa tertius predecessor noster diuinitus, ut pie creditur, inspiratus ad laudem et gloriam omnipotentis dei pro animarum et corporum euitandis periculis et expositorum infantium et pauperum miserabiliumque et infirmorum subsidio et subventione fundauit . . . . St. R. — GG 55, 48.

[1] Vgl. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. 24, 336.

eidem in Rubiaco hospitali contuli, tradidi et assignaui pio consensu et pura voluntate mee vxoris Agnetis et mee filie, Juntha nomine, aream meam proprietate michi attinentem, in qua scilicet area ipsum hospitale in Rubiaco fundatum exstat et quam aream Petrus de Thomarkilch dictus habebat a me quondam libere et pacifice titulo proprietatis possidendam, hac condicione adiecta, quod prouisor seu gubernator eiusdem hospitalis, qui tunc fuerit pro tempore, michi, quamdiu vixero, in natiuitate domini viginti solidi den. et in festo beati Johannis Baptiste viginti solidi vsualis monete Basiliensis singulis annis et quattuor cappones pro censu representat. Cum autem ego Jacobus prelibatus viam tocius carnis ingressus de medio fuero sublatus, prenotatas areas ab omni seruitute et censu quolibet vacuas et solutas omni impeticione et contradictione meorum heredum obturata iusto et uero titulo proprietatis hospitale predictum posidebit et fruetur. Datum et actum anno Domini M° CC° LXX° tercio kal. martii presentibus domino Cvnrado dicto Krapho, domino Wernero Rufo, domino Andrea, domino Cvnone militibus de Lobigassen, domino Symone de Meginheim, Anshelmo aduocato, Walthero sculteto in Phaffinheim, Lutoldo Gessilario, Bertholdo Rege, Rvdolpho de Merkinsheim, Jacobo cellerario, Rvdolfo Hezilino et aliis quam pluribus fide dignis et honestis ad hec omnia premissa vocatis et rogatis in capella beati Nicolai coram altari beate Marie Magdalene; in cuius testimonium cartam presentem contra futurorum euentus et ambignitatem munimine sigilli mei et communitatis Rubiacensis ciuitatis feci roborari.

Original. Pergament. Von den beiden Siegeln noch die Schnüre.

2. 1270. Es ist zů wůssende, daz vnser Herre Jacob von Ratzenhusen Ritter vnd Agnese sin frôwe vnd Juntha ir thohter vnsern spital gestiffetet Hant vf irme eygin mit Aller zůgehörde, do wir vffe sitzent, alz die briefe bewisent, die wir do vber Hant, die do besigelt sint mit vnsers vorgenant Herren Insigel vnd mit der stette Ingesigel von Rufach, vnd ein brief mit dez Hofes Ingesigel von Strasburg. Vnd ist och do bi gewesen Hern Cůnrat Krapho, Her Wernher Rote, Her Andres, H. Cůnrate Rittere von Lôbgassen, Her Symont von Meigenheim, Anshelme der vogt, Walther schultheis von Pfaffenheim, Lutold Gesseler, Bertschin Kvnig, Rudolf von Vngkerheim, Jacob Keller, Rudolf Bôtzelin, Johannes zům brunnen, Burckart Billung, Růdolf zům Hasen und ander erber lute vil; vnd ist beschehen daz vorige ding vf sant Nicolaus cappelle vor sant Marien Magdalenen Altar In dem Jor do man zalt von gotz geburt m° cc° lxx°, tertio kalend. martii.

Notiz in einem Güterbuch aus dem 14. Jahrhundert.

3. 1273. Es ist zů wůssende daz Serung můller vnd Adelheit sin Eliche wůrtin hant geben durch got vnd durch irer selen Heile willen alz, daz sú habent vnd die můlin, die an vns gelegen ist, alz der brief bewiset, der besigelt ist mit vnserm Ingesigel vnd mit der stette Ingesigel von Rufach; vnd hie by waz Billung der stette meister vnd die brůder vnsers

Huses zû Rufach, Her Bertholt Cappellan zû Rufach Anno m° cc° lxxiii°, vigilia Thome apostoli.

Notiz an derselben Stelle.

4. 1304. Es ist zû wússende, daz der sluff (Schlupf, Durchgang), der do gelegen ist zû Rufach von der mûlebach vf ziehende gegen den brotlauben vnder vnsserm Huse, daz do was Walther schultheis seligen von Phaffenheim, kôft hant vmb fünftehalb phunt phenige vmb die statt von Rufach, alz der brief bewiset, der besigelt ist mit der vorgenant stette Ingesigel Anno m° ccc° iiii°, vigilia Jacobi apostoli.

Notiz wie vorhin.

5. 1307. Donnerstag vor Allerheiligen. «Elsin, Ludwiges seligen des Schröters tochter von Ruvach», verkauft an «brûder Heinriche, einen Meister des Spitals zu Ruvach», und an die «brûderschafft des Heiligen geistes orden von Steffesvelt» die Rechte an ein Haus zu Rufach «an irer kilchen» um 1 Pfund Pfennige. Zeugen: Herman am Stade, voget zu Ruvach, Wernher von Lôbgassen ritter, Otte von Merkenshein u. a.

Or. Perg. Siegel abgebrochen.

6. 1314. Ablassbrief für die Wohlthäter des Heiliggeistspitals.

Uniuersis Christi fratribus presentes litteras inspecturis miseratione diuina fratres Nicolaus Jadronensis, Raymundus Adrionopolitanus, Alexander Cretensis archiepiscopi, Raymundus Massiliensis, frater Petrus Narmensis(?), frater Petrus ciuitatis noue, frater Jacobus civitatis sancte Marie, frater Guilhelmus ad partes Tartarorum, Alfonsus Suatinensis, frater Nicolaus Botrontinus episcopi salutem in eo, qui est omnium uera salus splendor paterne glorie, qui sua mundum illuminat ineffabili claritate, pia vota fidelium de ipsius clementissima maiestate sperancium, tunc precipue benigno fauore prosequitur, cum deuota ipsorum, humilitas sanctorum meritis et precibus adiuuatur: cupientes igitur, ut ecclesia cum hospitali sancti spiritus in Rubiaco, Basiliensis diocesis, congruis honoribus frequententur et a Christi fidelibus iugiter venerentur, omnibus vere penitentibus et confessis, qui ad ipsam ecclesiam in festo eiusdem sancti necnon in festiuitatibus natiuitatis domini nostri Jesu, circumcisionis, epyphanie, parasceues, resurrectionis, ascensionis, penthecostes, in omnibus et singulis festiuitatibus beate et gloriose semper virginis Marie, omniumquę ac singulorum apostolorum et euangelistarum ac sanctorum Michaelis archangeli, Joannis Baptiste, Laurentii, Nicolai, Martini et sanctarum Marie Magdalene, Katherine, undecim milium virginum, in commemoratione omnium sanctorum, in utroque festo sancte crucis, necnon in dedicatione ipsius ecclesie ac per octauas predictarum festiuitatum octauas habentium, causa deuotionis peregrinationis accesserint, aut qui corpus Christi secuti fuerint, cum portatur infirmis, uel qui in extremis laborantes dicte ecclesie quicunque suorum legauerint facultatum, seu qui cymterium dicte eclesie circuierint, cum deuotione dicendo orationem dominicam pro defunctis, necnon qui ad fabricam

luminaria, ornamenta et alia dicte ecclesie necessaria manus porrexerint adiutrices de omnipotentis dei misericordia et beatorum Petri et Pauli apostolorum ejus auctoritate confisi, singuli nostrum quadraginta dies indulgentiarum de penitenciis misericorditer in domino relaxamus, dummodo diocesani voluntas ad id accesserit et consensus. In cuius rei testimonium presentes litteras sigillorum nostrorum jussimus appensione muniri. O. Carpentorati, anno domini trecentesimo quartodecimo, mense martii, pontificatus domini Clementis pape V anno nono.

Or. Perg. Die Siegel fehlen.

7. 1328. «An dem krvmben mitwuchen in der karwuchen». Johannes «Nvnherze» von Rufach und seine Frau Grete verschenken all ihr Hab und Gut an das Spital zum hl. Geiste, empfangen es aber von dem Meister Cuno von Geispoltzheim gegen einen jährlichen Zins von 1 «vierdeling wahses» für den Rest ihres Lebens als Lehen zurück.

Or. Perg. Siegel ab.

8. 1333. Montag nach Johannes des Täufers Tag. Lutschin Götzelin von Rufach, seine Schwestern Katharina und Grete, sowie Anna Basilwindin und Katharina Hiltenbrandin, die Schwestern von Isenburg (Beguinen), verkaufen dem Meister Cuno von Geispoltzheim 6 Juchart Matten um 17 Pfund Pfennige.

Or. Perg. Siegel ab.

9. 1334. Freitag vor der alten «Vasenacht». Schwester Ellin von Affenthal (Beguine) schenkt dem Spital 4 Viertel «korngeltz». Davon sollen nach ihrem Tode 2 dem Spital «zu eigen vallen», zwei aber an die Stadt, in der «ir lip vnd gebeine ruwende».

Or. Perg. Siegel ab.

10. 1339. Donnerstag nach St. Nikolaus. Agnes Zigellin von Rufach schenkt dem Spital und dessen Meister Heinrich von Weissenburg 6 Pfundpfennige Geldes von Häusern in Rufach mit der Bedingung, dass sie «alle ior sôllent geben Brûder Johannese irme Sune, den Sú Emphangen hant durch Got in den vorgenanten Orden vnd Spital, drù phunt phennige des vorgenanten geltz . . ., durch daz er desto bas sin notdurft haben möge».

Or. Perg. Siegel ab.

11. 1345. Donnerstag vor St. Nikolaus. «Ursula Münchin, Herrn Vlriches seligen eliche wittwe vom Hus, eins Ritters, dem man sprach von Wassenberg, übergiebt dem Spital für ihr und ihres verstorbenen Sohnes Henin Burckelin Seelenheil 4 Schilling, die «Garnhowers dochterman in Suntheim» geben soll, ebenso eine Gans, die Wernher Vinster von Suntheim schuldet von «einer Hofstatt, stosset vf die tutschen Herrn nebent dem gût von sante Claren vnd nebent dem gût von Andelahe» in Suntheim.[1]

Or. Perg. Siegel ab.

---

[1] Suntheim ist ein längst verschwundener Ort bei Rufach.

12. 1347. Henin von Bergholz, «der ze sultzmatt gesessen ist», verschenkt an das Spital zu Rufach 3 Schatz Reben im Banne von Bergholz und 3 Ohmen Weingeld von einem Garten in Westhalten.

Notiz im vorgenannten Güterbuch.

13. 1367. Osterabend. «Bartholomäus von Balswilr», Prior der Prediger in Gebweiler, verkauft dem alten Spital im Namen seines Ordens Zinsen von einem Hause «Zur Tulen» in Rufach und von einem Rebgarten in Suntheim.

Or. Perg. Siegel stark beschädigt.

14. 1371. Zinstag vor St. Katharina. Frau Amalrichin von Stotzheim schenkt dem Spitalmeister Claus Le 4 Kapaunen Zins von Gütern im Banne von Rufach.

Or. Perg. Siegel abgerissen.

15. 1372. Montag nach Frohleichnam. Hanneman Vogtelin von Rufach verkauft Claus Lee seine Ansprüche auf die Badstube der Stadt Rufach.

Or. Perg. Siegel ab.

16. 1375. Der Spitalmeister Claus Lee vereinbart sich mit Vogt und Rat zu Rufach der «Metze»[1] wegen.

Wir Brûder Cûnrade, Commentûr zû Sulz sant Johanses orden, Brûder Ludowig von Bolsenheim, Commentûre des dûtschen Hûses zû Suntheim, vnd Wilhelme von Burnen verichent vnd tûnt kûnt allen den, die disen brief an sehent oder horent lesen, Als in der missehelle vnd stosse, so gewesen sint zwischent dem geistlichen Brûder Clausen Lee, meister des alten Spitals zû Rûfach, vnd den Erbern bescheiden dem Schultheis vnd dem Rate zû Rûfach von der Metze wegen, des selben stoße vnd missehelle Sù zû bedensiten einhelleclichen vf vns komen sint, Vnd darumb so han wir sù gûtlichen gerichtet mit einander in alle die wise als hienach geschriben stat. Daz ist zû wissende, daz der vorgenant Spitalmeister vnd sin nachkomen die Metze nemen sônde von dem ersten, so die Sichel an gat zû snydende zû der Errende, biz vnser frowen tage der Jungen in allen Hûsern der kornlûte, die korne verkouffent; Es were danne, das man korne dorin schûtten wôlte zû behaltende, on alle geuerde. Ouch sol vf die Burck in demselben zil von denselben Hûsern die Metze werden an dem Sampztage vnserm Herren von Strazburg, vnd ouch zû den zweinen messen vnser frowen der Erren vnd der Jûngen So sônd sù die Metze gliche teilen vf die burck vnd in den Spital; waz och durch daz ganze Jore vf den merckte komet in der wochen, daz sol dem Spital metze geben, on an dem Sampztage, daz sol vnserm vorgenanten Herren werden vf die burck; was och in der Hûser komet, die geste emphahent vnd anhaltent, die sollent ouch dem vorgenanten Spital durch daz Jore metze geben, on

[1] Ueber die Metze vgl. die Chronik von Berler. Fol. 341 b.

am Sampztage, die och vf die burck gehôrent, on alle geuerde, vnd als ez von alter har komen ist; wer ez aber daz der Spitalmeister befûnde vnd daz kûntlichen wûrde, daz ieman kein geuerde do mit tribe oder dette, So sol der Voget, der Schultheis vnd der Rate im beholfen sin vnd dorzû tûn, daz vnserm Herren vnd dem Spital daz benomen vnd gebessert wurde nach mûgenlichen dingen, one alle geuerde. Vnd dez zû einer sicherheit vnd merer bestetunge dire Dinge, So hant wir Brûder Cûnrade, Brûder Ludwige Comenture vnd Wilhelme von Burnen vorgenante vnser eigene insigele gehencket an disen briefe, Der geben ist an dem nehsten fritage nach dem heiligen Pfingstage dez iars, do men zalt von gotes geburte drûtzehenhundert Sûbentzig vnd fûnf Jare.

Or. Perg. Siegel abgeschnitten Eine gleichzeitige Abschrift im Stadtbuch AA. 4.

17. 1378. Montag vor Palmtag. Katharina und Reinbold von Merkenssheim, erstere mit Einwilligung ihres Vogtes «zer Bunden», verkaufen dem Spitalmeister Claus Lee 10 Schilling Geld von der Badstube zu Rufach.

Or. Perg. Siegel ab.

18. 1379. Montag nach «Sungihten». Die Klosterfrauen von St. Marx erlassen dem hl. Geistspital in Rufach eine Gans «geltz», die sie früher auf das Spital selbst bezogen haben, erheben sie aber von einer Hofstatt in Suntheim, «gelegen neben dem Gut der Frowen zer Engelporte» von Gebweiler.

Or. Perg. Siegel arg beschädigt.

19. 1380. Freitag vor St. Johannes zu Sungichten. «Henman von Schönow genant von Stetenberg, ein Edelknecht», bescheinigt, dass Elschin Mertzin genant Suebin, eine Bürgerin von Rufach, dem alten Spital zehn Pfund Pfennige zu einem «selgerete» übergeben hat.

Or. Perg. Siegel ab.

20. 1383. Montag nach St. Niklaus. Wilhelm von Gyresperg, Komtur der Johannitter in Colmar, tauscht im Namen seines Ordens Güter und Zinsen mit dem alten Spital in Rufach aus.

Or. Perg. Siegel ab.

21. 1384. Donnerstag vor Maria Himmelfahrt. Der Deutschordenskomtur von Wessenberg (Suntheim) verträgt sich vor Conrad von Wittenheim, Propst der Stift zu Colmar, Ruselin Wotmann, Schaffner zu St. Kreuz, Andreas von Hungerstein Ritter und Junker Simon von Wegesod mit dem Spitalmeister Claus Lee wegen unterschiedlicher Güter und Güterzinsen herrührend von Frau Beatrix von Grünenberg in den Bännen von St. Kreuz und Logelnheim.

Or. Perg. Siegel ab.

22. 1384. Fest Maria Himmelfahrt. Jekelin von Lutenbach erhält als Leben auf 9 Jahre alle Reben, Gärten und Aecker, die das Spital zum hl. Geist von Rufach in Lautenbach

besitzt, so wie Haus, Hof und Trotte daselbst. Das Spital behält sich $^1/_3$ des Weines, den Ertrag der Nussbäume und jährlich ein Kalb vor.

Notiz im vorgenannten Güterbuch

23. 1386. Montag nach Lätare. Die «honesta vidua Gerschina dicta Peygerlerin relicta quondam Nicolai Klüphel de Rubiaco» verschenkt mit Zustimmung ihres Vogtes, des Ritters «Werlini de Hunenwilre», alle ihre Güter an das Spital zum heiligen Geist in Rufach, «presentibus religiosis in Christo fratre Wilhelmo de Girsperg commendatore, fratre Bertholdo de Altencastel conuentuale ordinis et domus sancti Johannis in Columbaria, dominis Walthero Fulin, Johanne de Rubiaco presbiteris, dicto Otte Rudolf de Schônnowe armigero et Nicolao dicto Durren oppidano opidi Rubiacensis.»

Or. Perg. Siegel fehlen.

24. 1388. Hans Wernher und Otto Rudolf von Schönau beschenken das Spital zum heiligen Geiste und treten in die Bruderschaft ein.

Ich Hans Wernher von Schönow ritter Tûn kunt allermenglich mit disem briefe, Als min lieber Herre vnd vatter selige, Her Jacob von Schōnowe, ritter, vorzitten durch sich selbs vnd aller siner vordern seligen Heile willen zû eime rechten selgerete geben hat an den alten spittal ze Rufach dez Heiligen geists ordens anderhalb Juch ackers, gelegen in Rufach banen, dz Juch ze nehest by dem steynin crutze in der Isenbreite, andersit neben Peter von Merkenschen . . . . . Da vrgiche ich vnd bekönne mich öffentlich mit disem briefe, dz die selb gift vnd gabe min gût wille ist; vnd wand brûder Claus Le, Meister vnd pfleger dez selben spittals, mich vnd Otte Rûdolf, mins brûders seligen sun, In Ir brûderschaft des Heiligen geists emphahen hat, da hab ich angesehen großen gotzdienst, so teglich in dem selben spittal begangen wurt, vnd dz die armen durftigen in dem selben spittal desto bas gespiset werden, so hab ich och an den selben spittal geben dise nachbeschriebnen Güter den dürftigen zû coste durch min vnd des egenant Otto Rûdolf vnd aller vnßre vordern seligen Heils willen also, daz die selben vor vnd nach geschribenen gûter dem egenant spittal eweklich bliben söllent . . . . geben an dem nehsten fritage noch vnßre frowen dag der Lichtmeß drutzehenhundert Achtzig vnd acht.

Or. Perg. Siegel weggebrochen.

25. 1389. Donnerstag vor Maria Lichtmess. Cleulin Sureant, Altschultheiss zu «Gebelswr», übergiebt dem Spitalmeister Claus Lee und dem Spital acht Schatz Reben in Rufach gegen zwei Schatz in Pfaffenheim, damit, wie er ausdrücklich sagt, «man mich, min wip, min kinter vnd alle mine geswüsterte och do mit verbrûdere In dez Egenant spitalz Brûderschaft dez Heiligen geistes ordens, vnd man vns tûn sol alz andern luten, die sich in die selbe brûderschaft verbrûdert hant.»

Or. Perg. Siegel ab.

26. 1391. Montag vor St. Thomas. Der Spitalmeister Claus Lee beweist vor Cůnrad von Lauffen, dem Offizial von Basel, und Götzmann Münch, dem Vogt von Rufach, dass der Hof neben der von Ostein Gut zu Rufach, den das Spital vor achtzig Jahren von Frau Anna, Ymmers Tochter von Andelahe, erworben hat, nicht in dem Dinghof der Aebtissin von Eschau gehört.

Or. Perg. Siegel ab.

27. 1393. Montag vor St. Oswald. Claus Lee und Götzmann Bader vergleichen sich vor Reinbolt von Nansen, dem Schaffner zu Rufach, Walther Fulin, dem Leutpriester von Geberschweier, und Conrad von Machtolsheim, dem Caplan zu St. Johannes Altar zu Rufach, wegen der neuen Badstube zu Rufach. Götzmann behält sie in Erblehen.

Or. Perg. Siegel ab.

28. 1399. Anno domini m° ccc° xcix° dominica infra octauam assumptionis bte. virginis Hant wir verliehen Claus Surcant, dem schultheiß ze Rufach, vnßern Tubengarten von nu sant Martinstag vber 10 ior, alle ior vmb 1 ß ₰., alz der brief seit.

Notiz im vorgenannten Güterbuche.

29. 1406. Montag nach Fronleichnam. Henin Kilwart von Rufach tauscht mit «dem Erbern priester brůder Berchtolt von Pfortzhen, meister vnd pfleger des alten spittals ze Rufach, etliche Schatz Reben gegen Ackerland im Rufacher Banne.

Or. Perg. Siegel ab.

30. 1410. Montag vor St. Barnabas. Der Spitalmeister Johannes von Grůningen und Martin Platten für sich und «Trutenelin» seine Frau, eine Tochter des verstorbenen Konrad von Hungerstein, vergleichen sich vor dem bischöflichen Vogt Krafft von Ungersheim wegen Güter und Zinsen in Lautenbach, von welchen «den tutschen Heren von Sunthen acht schilling geltz» gehören. Zeugen: «Heinrich Schiferstein der kilchherr, Walther Fulin der caplan vnd Hans von Wetolzheim ein Edelknecht.

Or. Perg. Siegel fehlt.

31. 1425. Item es ist zů wissente, wenne die stat Reysen müß, so sol der alte spittal haben Einen karrach vnd zwey pfert, die des Rats wartent.

Vnd wenn man daz Gewerff leit, so der Spittalmeister geben ein zehen messige gelte mit wine uff die stube vngentlich.

Ouch ist zů wissende, daz ein offene stroß sol sin tag vnd nach durch den spittalhoff.

Ouch ist zů wissende, daz der Spittalmeister alle frömde siechen vnd dürfftigen, die es begerent, In den spittal enthaltend vnd mit sinem hotten versorgen sol, vnd wenn er es von dem Vogte oder den Reten ermant vnd gebetten wirt, semliche dürfftige zů emphohende, so sol er den botten gütlichen eren.

Auszug aus dem alten Stadtbuch. AA. 3.

32. 1437. Zinstag nach Lichtmess. Burkard von Enssheim der Weber kauft von dem Meister Johannes von «Heiltpron» ein Haus in der Hassengasse zu 20 Pfund Stebler.
Or. Perg. Siegel ab.

33. 1446. Walther Kusspfennig «priester des heiligen geistes orden meister vnd pfleger des alten Spitals zu Rufach», klagt vor dem Schultheiss Thoman Jüdlin gegen Hans von Merkensheim, Bürger in Rufach, weil er dem Spital 2 Pfund und 2 Pfennige Zins vorenthält, die sein Vater dem Spital von einigen Rebstücken in Rufach geschenkt hatte. Hans wird verurteilt.
Or. Perg. Siegel ab.

34. 1448. Wie die Metz von verkaufftem korn vnd gemüsse vorzitten am Wochenmarckt genomen vnd abkoufft.

Wir der Schultheis vnd der Rate zû Ruffach Bekennen offenbar vnd tûnd kunt allen den, So disen brief ansehen, lesen oder hören lesen von solicher Metz wegen, So zu zitten genomen . . . . Haben wir nû angesehen vnd bedacht vil zanckes vnd kumbers, So dadurch vf erstanden, vnd der merckt geschuhet worden vnsern Herren vnd vns schädlich ist, Haben zum Besten vnd ymb gemeynes nutzes willen sollich Metz zû vermyden vnd fürder nimer zû nemen von vnnserm gnedigen Herren von Straßburg zû zitten abkoufft vnd dafur ein gût genûgen gethon, das sollichs genntzlichen ab ist.[1] Vnd haben ouch mit den Erwürdigen geistlichen Herren, dem Meister zû Steffsfelden vnd pflegern des alten Spittals zû Ruffach des Heiligen Geistes den ouch ein uberkomniß gethon vnb Iren teil, das daz hinfur ouch ab sin, vnd wir vnd vnnser nachkomen als von der Statt Rufach wegen Einem Jeglichen Meister vnd pfleger des Heiligen geistes Gotzhuß vnd Spittal zû Ruffach für solich Metz, Inen Zûgehorende, alle Jor geben sollen Zwey vierteil Rocken geltz Jerlichs zinses, zwúschent den Zweyen vnser lieben frowen tag der Eren vnd der Jungen, die wir Inen geslagen vnd versichert Hand vf den Sechtzehen vierteil korngeltz So die Statt Ruffach Hat vff Hundlingers Múlen . . . . . geben vf Zinstag vor Sant Vitt vnd Modesten tag Nach Cristi gepurt Tusent vierhundert vierzig vnd Acht Jore.
Kopialbuch des 15. Jahrhunderts.

35. 1457. Montag nach dem Maitage. Jos von Baden, der Meister des Spitals, und Jerg Kürsner, ein Bürger des Gerichts zu Rappoltsweiler, vergleichen sich vor Thenin Glortzner, dem Stadtschaffner zu Rappoltzweiler, wegen einem «vierteil korngeltz» auf Gütern in Logelnheim.
Or. Perg. Siegel ab.

36. 1460. Walther Kusspfennig, Kämmerer des Abtes von Münster, giebt Zeugnis über das Spital zum hl. Geiste.

Wir Hanns Rûdolff, Appt zû Münster In Sant Gregorientale, Bekennen vns offentlichen mit disem Brief, das vf disen

[1] Am Sonntag vor St. Dionysientag 1438. Vgl. Chronik von Berler. fol. 137 b.

Hüttigen tag, datum dis Brieffs, fur vns komen ist der Erber, Bescheiden Arbogast Kefer, ein Ratzbotte zû Ruffach, von wegen vnd geheiß der Ersamen, wisen Schultheis, Meister vnd Räte der Statt Ruffach, offnete aldo vor vnns, wie das der wirdige Her Jos von Baden vf dis zitt Meister des Heiligen geistes Spittal zû Ruffach vf ein, vnd die benannten Schultheis, Meister vnd Räte zû Ruffach andersit etwas Stoß vnd Spenne gegen einander haben, vorderte vnd begerte an vns, Im ein kuntschaft der worheit zuuerhoren, So desshalb die benanten Schultheis, Meister vnd Räte Im Rechten notdurfftig weren, vnd Er sich von Iren wegen bezuge an den Erwürdigen Hern Walther Kußpfennig, vnnßern kamerer zu Münster Souil Ime dann der spenn halb zu wissen were. Nû vmb deßwillen, das man Billicher, muglicher kontschaft der worheit nyemandts verzihen, Sonder vmb empfintlicheit des Rechten allzitt geben sol, So haben wir, der obgenant Hanns Rudolff Appt etc., den benanten Her Walther für vns besandt vnd Ime bi der gehorsamkeit, So er vns, vnserm orden vnd sant Benedicten verbunden ist, Sonder bi dem Hohen panne gepotten, ein gantz luter worheit in diser Sach zû sagen, nyemands zu lieb noch ze leide, sonder allein vmb gottes vnd des blossen rechten willen; do hat nû der benant Her Walther bi der benanten gehorsamkeit vnd banne, So Ime von vns gepotten ist, geseit, Das Im kunt vnd wissen sig, In der zitt, als er an geleit sige zû Ruffach, In des Heiligen geistes orden, da sig vf die Zitt zû Ruffach ein Meister gewesen In des heiligen geistes Spittal, Hies Her Bechtolt; von dem hette er gehört, das vor Ime daselbs ein Meister was, Hies Her Claus Leo. Wann so Ime ein Siech kam In sinen Spittal, was es Im wyntter, So neme er In hinvf In sin stuben; derselb Her Bechtolt macht ouch einen altar In Spittal an die ende vnd In der meynung, das die siechen, die in des Heiligen geistes Spittal legen, mochten an Irem Bedte das würdig Sacrament sehen; vnd sigen ouch vf die Zitt vier Bedtstatten Im Spittal gewesen; ob aber der altar gewichet sig oder nit, Sig Im nit zû wissen. Im sig ouch kund vnd wissen vnd hat das von den alten Spitalherren gehort, vnd hat ers also gehalten, dieweil vnd er des Heiligen geist Spittalherre zû Ruffach was: was frömder, armer siechen gen Ruffach kompt, vnd der nit von der Statt ist, den ist ein Meister In des Heiligen geists Spittal verbûnden zû emphohende gütlichen vnd Ime das beste ze thûnde. Stirbt er, was aldo verlossen wirt von dem Siechen, das ist des Heiligen geistes Spittal; vnd dem mag ein Spittalherre das Sacrament geben, vnd der Jungst toûff sol Im werden von den Herren Im Münster; vnd wenn so er stirbt, so sol man In zû dem Münster Begraben, vnd sol ein Spittalherre ein schilling pfennig dem tottengreber schicken, vnd darnach weder dem Münster, Münsterherren noch dem tottengreber nutzt verbunden. Aber alle die so von der Statt Ruffach geporn sint, den ist kein Spittalherre des Heiligen geistes in sinen Spittal verbunden zû empfohende. Zû vrkunde diser sach, das die also vor vns dem benanten Hans Rudolff Appt etc. beschehen sig, Inmossen obgeschriben stat, So haben wir Hanns Rudolff Appt

zû Münster obgenant vnser eigen Insigel getruckt bi ende diser geschrifft, Geben vf den osterzinstag Anno domini m° cccc° lx°.

AA. 9, 49. Kopialbuch des 15. Jahrhunderts.

37. 1479. Zinstag vor St. Valentin. «Johann von Regeßheim, des Heiligen geistsorden priester vnd pfleger zû Rûffach», übergiebt Caspar Bader von Rufach als Erblehen «die forder Badstub mit Irem begriff vnd zugehörde . . . nebent der Brotloube vff die bach Stossende, welliche des Heiligen geists orden ist, gegen einen Zins von «fünfflhalben schilling Stebler» wöchentlich pünktlich zu entrichten.

Or. Perg. Siegel ab.

38. 1502. Montag nach St. Valentin. «Gilgen Graff vnd Petter Quatterbach, mins gnedigen Herrn marschalk», beide von Rufach lösen vor dem Schultheiss Erhard Schneeberger von dem Spitalmeister Antengen einen Zins ab von einem Hof in der Kesselgasse zu Rufach.

Or. Perg. Siegel ab.

39. 1513. Zinstag nach St. Elisabeth. «Herr Petter, meister des gotzhußes zum Heiligen geist zû Rufach», übergiebt mit Einwilligung Konrad Klebergers, des Meisters von «Stechsfelt», dem Rufacher Bürger Lentz Marzolf einen «Ackerhoff mit allen sinen Begriff, rechten vnd zûgehörungen mit schüren, stellen, keller vnd garten . . ., in vlengaß gelegen», nebst vielen Feldern und Wiesen in Erblehen gegen einen jährlichen Zins von 4 Pfund Stebler, 5 Viertel Weizen, 16 Viertel Korn, 2 Viertel Gerste, 18 Viertel Hafer und 100 Wellen Stroh.

Or. Perg. 1 Siegel weg; das der Stadt Rufach beschädigt.

40. 1537. Montag nach Reminiscere. «Marcus Rufacher, meister, vnd der Convent des Heyligen geists Spittals zu Steffansfelden» geben Hans Weber ein gut zu Heiligkreuz bei Colmar in Erblehen.

Or. Perg. Siegel des Ortes Heiligkreuz etwas beschädigt.

41. 1552. Freitag vor Bartholome. «Sigismundus Cleberger, heiligen geister ordenß conuentual zu Steffansfelt vnd zu disser zeyt confirmirter meister deß heiligen Geistes huß in Rufach», zwingt Thengen Heen von Munweiler vor dem Offizial in Altkirch die rückständigen Fruchtzinsen von 6 Viertel Korn zu zahlen.

Abschrift auf Papier.

42. 1553. Freitag nach Lätare. Der Spitalmeister Sigismund Cleberger löst von Cordula Erebssin von Mitenheim, der Priorin von «Enngel port» in Gebweiler 12 «schilling stebler gelts», die sie von dem Spital in Rufach bezog, mit einer Hauptsumme von 12 Gulden ab.

Or. Perg. Siegel ab.

43. 1557. Zinstag vor St. Katharina. Jakob Zeiger als Anwalt des Spitalmeisters Cleberger kauft von Diebolt Klee,

dem Hafener, ein Pfund Geld lastend auf seinem Haus «bey der Kornlauben».

Or. Perg. Siegel ab.

44. 1591. 10. Dezember. Jakob Ansshelm, der Schaffner, des Ordenshauses zu Rufach, erhält von Hans Schedelin 1 ℔ 11 β Geld, von einem Grundstück im «Manberg».

Or. Perg. Siegel ab.

45. 1604. 15. April. «Jakob Ansshelm als schafner des Ehrwürdigen geistlichen vnd wohlgelerten herren Claus Ritter, heiligen geist Ordens Magister zu Steffansfeldt, Wimpfen vnd Ruffach» giebt dem Rufacher Bürger Adam Kuntz einen Garten lehensweise mit dem Beding die Mauer auszubessern.

Abschrift auf Papier.

46. 1618. 4. Dezember. Christoph Leo, der Spitalmeister von Stephansfeld, Wimpfen und Rufach, verzichtet zu Gunsten des Ordenspriesters Johannes Frick auf die Meisterwürde des Hauses zu Rufach.

In nomine indiuiduae trinitatis. Amen. Tenore praesentis publici instrumenti cunctis pateat euidenter, et notum sit omnibus ac singulis, quod sub anno a natiuitate domini millesimo sexcentesimo decimo octauo, indictione decima quinta, Pontificatu sanctissimi in Christo patris et domini nostri domini Pauli, diuina prouidentia papae eius nominis quinti, die Martis, quae erat quarta mensis Decembris calendario nouo, post meridiem intra horam tertiam et quartam, admodum reuerendus dominus Christophorus Leo, ordinis sancti Spiritus et hospitalium Steffensfeldt, Wimpffen et Ruffach urbe Roma confirmatus praeceptor et magister, in mei notarii et testium infra scriptorum adhuc specialiter vocatorum et rogatorum presentia ad manus venerabilis ac religiosi fratris Joannis Frickh, praedicti ordinis sacerdotis professi, ob vitae et morum honestatem aliaque laudabilia probitatis et virtutum merita, quae hactenus in ipso enituerunt, tum etiam quod praetacta hospitalia a predecessoribus nostris ita debitis grauata exsistant, ut vix, nisi transmissis ad alia ordinis nostri monasteria fratribus, respirare possint, specialem gratiam ei facere volens, prioratum in Rufach libere, pure et simpliciter resignauit, prout omnibus melioribus modis, via, jure, ratione ac forma contulit ac resignauit curam, régimen, et administrationem praedictae domus seu prioratus in Rufach in spiritualibus et temporalibus eidem committendo, atque omnes et singulos, ad quos praesens instrumentum peruenerit, submisse rogando, quatenus praenominatum fratrem in corporalem, realem et actualem possessionem praelibati prioratus inducant inductumque defendant amoto quolibet detentore eumque ad regimen et curam domus praedictae admittant, sibique de illius fructibus, redditibus et prouentibus uniuersis integre responderi faciant. Super quibus omnibus ac singulis ego notarius infrascriptus unum vel plura, publicum seu publica, instrumentum seu instrumenta conficere requisitus. Acta sunt haec Wimpinae ci-

uitatis imperalis in monte, in stuba conuentuali hospitalis nostri ibidem anno domini, indictione, pontificatu, mense, die et hora praescriptis, praesentibus honorabilibus et honestis viris, reuerendo domino Simone Kienz, archipresbitero capituli ruralis Hagenoensis inferioris, parocho in Wansenau et Honau, ac honesto Marcello Luckh testibus ad praemissa singulariter rogatis et vocatis.

Gleichzeitige Abschrift auf Papier.

47. 1620. 20. April. «Johann Frick, Prior zuem h. Geist zû Ruffach», übergiebt dem Schuster Hans Gering einen zweiten Garten am Ordenshaus gegen einen jährlichen Zins von 4 ℔ Stebler im Lehen. Er soll mit Licht darin fein Sorge tragen, damit kein Unglück geschehe.

Abschrift auf Papier.

48. 1621. 13. Februar. Der Spitalmeister Johannes Frick kündet dem Lehensinhaber Schlegel von Rufach das grosse Heiliggeistlehen auf, weil es unrechtmässiger Weise in seinen Besitz gelangt ist. In Zukunft soll der Pächter entrichten: an Erschatz 100 Thaler, an Hauszins 8 ℔ Stebler und an Zins 32 Viertel und 150 Wellen Stroh. Die Reben zieht der Prior an sich. Der Wald darf nur mit Bewilligung des Priors benutzt werden. Ferner soll sich der Pächter verpflichten, dem Prior alle Fronfasten einen Wagen mit Holz vor die Thüre zu führen.

Papierurkunde.

II. Geschichtlicher Ueberblick.

Das Gründungsjahr 1270, das die Zinsbuchbemerkung als bestimmt angiebt, werden wir nach dem Wortlaute der ersten Urkunde wohl in Zweifel ziehen dürfen; denn das «in qua scilicet area ipsum hospitale fundatum exstat» dieser Originalurkunde spricht zu deutlich von einer früheren Niederlassung. Die Notiz von 1270 erwähnt auch noch einen zweiten Brief, der mit des Hofes Insiegel von Strassburg besiegelt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthielt diese jetzt nicht mehr vorhandene Urkunde die obrigkeitliche Bestätigung der bereits früher mit Wissen und Willen des Ritters Jakob von Ratsamhausen auf seinem Gute erfolgten Einrichtung des Ordenshauses in der bischöflichen Stadt; und infolge dieser endgültigen Ermächtigung mag dann wohl Ritter Jakob 1270 sein wohlthätiges Werk durch Abtretung des Baugrundes an die Genossenschaft vervollständigt haben.

Rasch erweiterte sich der Besitz durch die Schenkung der anstossenden Mahlmühle und durch Ankauf des sog. Schlupfes, der heutigen Heiliggeistgasse, und eines anstossenden Hauses. Im Jahre 1307 erhob sich schon das Kirchlein inmitten der Siedelung, für dessen Unterhalt dann 1314 der Ablassbrief er-

teilt wurde. Von dieser Zeit an führt das Heiliggeistordenshaus den Namen altes Spital im Gegensatze zu dem um 1300 von den Bürgern und dem Rate für die armen Kranken der Stadt eröffneten St. Jakobspital. Von den ältesten Vorstehern des Hauses sind nur folgende wenige Namen auf uns gekommen.

Bruder Heinrich, «meister» des Spitals 1307.
Bruder Wilhelm, «meister» des Spitals 1317.
Konrad von Geispolzheim, 1328, 1335.
Heinrich von Weisenburg 1339, 1343.
Johannes von Lauterburg 1350.
(† 1390 als Obermeister in Stephansfeld).
Ulrich von dem Nuwenmarckt 1364.

Der bedeutendste des Jahrhunderts aber war entschieden Claus Leo von Brumath 1369, 1393. Ueber ein Vierteljahrhundert leitete er die stille Siedelung am Ombache, in der er die christliche Nächstenliebe in Wort und That ausübte, nach Recht und Gewissen. «Herr claus portner war gar ein from man; wenn der zû tisch gieng, Spreche er zû den kellerin: Hand die Siechen gegessen? Sprechent Sy denn Jo, So Esse er ouch. Sprechen Sy Nein, So wolt er nit essen, Sy weren denn vor versehen vnd den Siechen essen geben. Wann das Beschehen, so esse er darnoch ouch.»[1] Bei Reich und Arm stand er daher in hohem Ansehen und zahlreich sind die Urkunden, in denen er als weiser Schiedsrichter bei streitigen Vorfällen auftritt. Die Aufzählung der Schenkungen, die in seine Zeit fallen, füllt in dem alten Zinsbuch, das er selbst angelegt hat, ganze Seiten.[2] Selbst der Adel scheute sich nicht in den Räumen seines Bruderschaftshauses Gastfreundschaft und sichere Unterkunft zu suchen. So erzählte Panthaleon Eberlin, der Stadtschreiber von Rufach, in dem Verhör von 1460, «das ein Meister Im Spittal zû zitten gewesen sig, hab geheissen Her Claus Leo; vnd als die von Schönowe vnd ander edel lút dar Inn wonung Hettent, So liess derselb Spittalmeister die Siechen In die Stube gon Im wintter vnd neme Sy dar In. Retten die Edellúte, Er solt die Siechen nit also In die Stuben gon lossen. Antwurt er Inen: liebe Jungherrn, dess Huss ist der armen siechen vnd ist nit uwer noch myn. Wenn Ir das nit liden wellen, So mogen Ir duss Bliben.[3] Ausser den Edlen von Schönau traten in jener Zeit auch «die zwen gebrüder Jungherre Matheus vnd Herman von Herenkein, Jungher Har-

---

[1] Rufacher Stadtarchiv. AA. 9. Zeugenverhör von 1460.
[2] Ebenda GG. 54. Register mit Holzdecke.
[3] Ebenda AA. 9. Zeugenverhör.

tung von Winzenheim, Hans vnd Claus von Merkisheim, Jungher Jösselin Burggraffe in nähere Beziehungen zum Ordenshause und seinem Meister.[1] Auch von einer Laienbruderschaft zum hl. Geiste mit dem Hause zu Rufach als Mittelpunkt wird uns aus jenen Tagen berichtet. Leider scheinen die Satzungen derselben nicht mehr vorhanden zu sein; nur das mehrerwähnte Zeugenverhör giebt uns einen näheren Anhaltspunkt in der Aussage des Henny Burckin von Orschweier, der erzählt, «wer In Ir Bruderschafft was, so die kilch zů Olßwilr verslagen oder In Bann was, das man denn holte einen priester vsser dem Spittal, der kam denn gon Olßwilr vnd wurden die lüte bestattet vnd Meß gehalten». In der Bruderschaft treffen wir nach den Regesten Wernher und Otto Rudolf von Schönau, Cleulin Surcant von Geberschweier mit seiner Familie, und «Cůni Stroßburger git ouch 1 β gelts von der zweiger gebrüder wegen Hans vnd Claus von Merkisheim, den sü besetzet hant in die brůderschaft».[2] Auf Claus Leo folgte um 1400 Wernher Nordwin aus Rufach, sowie die Meister

Berthold von Pfortzheim 1404, 1406.
Johannes von Grůnningen 1410, 1419.
Johannes von Heilbronn 1419, 1437.
Johann von Giessen 1443, 1445.
Walther Küsspfennig 1446—1450.

Walther Küsspfennig scheint ebenfalls aus Rufach zu stammen, wenigstens lässt sich im Anfang des 15. Jahrhunderts die Familie in Rufach nachweisen. Er war bereits 1439 und 1440 vertretungsweise Meister in Rufach; 1460 ist er Kämmerer des Abtes in Münster. Unter dessen Nachfolger Jost von Baden 1450—1478 brachen 1460 Streitigkeiten aus wegen der Aufnahme der Kranken und der Freiheit des Spitalhofes, die das oft erwähnte Zeugenverhör zur Folge hatten und mit der Verurteilung des Meisters endigten. Aus dem Zeugenverhör erfahren wir u. a., dass «die Bitt vom Spittal vil» auswärts zog, das Almosen zu fordern, «lilachen vnd anders», dass zeitweise auch Ordensschwestern zum hl. Geiste im Spital thätig waren,[3] dass aber meistens eine «kellerin» darin beschäftigt war, die ihren Unterhalt von dem Spital bezog und in einem Häuschen desselben freie Wohnung hatte, dass die ganze Hinterlassenschaft der Toten dem Spital zufiel, dass die Rufacher Bürger zum Nachteile des Spitals diesem oft fremde Kranke vorent-

[1] Nach dem Zinsbuch GG. 54.
[2] St. R. — GG. 54.
[3] «Ein Regelswester Im obgenanten Spittal Irs ordens des heiligen geistes genant die vom lamparten.»

hielten, dass sie den armen Siechen aber auch viele Wohlthaten zukommen liessen und dass der Begräbnisplatz auf dem Münsterkirchhof war.[1] Aus der Zeit der Vorsteher

Johannes Regessheim 1479, 1480,
Antenge ? 1502, 1503,
Peter Wiganter 1513, 1514,
Sigismund Cleberger 1552, 1557

ist nichts Bemerkenswertes auf uns gekommen. Wiganter war ein Rufacher Bürgersohn.

Von dem Meister Mathias Inssheimer 1573 ist uns die älteste genauere Rechnungsablage des Ordenshauses erhalten, die uns Einblick in seine Vermögensverhältnisse verschafft. Darnach hatte der Orden in Rufach «Ein Ewig Erbliches» Einkommen an Früchten von 8 Viertel Weizen, 8 Viertel Roggen, 8 Viertel Gerste und 8 Viertel Hafer von dem Ackerhof in der Eulengasse, der bereits 1400 mit den Worten Erwähnung findet; «Vnser Ackerhof git LX viertel von aller zůgehörde, es sigen acker oder matten; das sint XXX viertel gutes malkornes, XV gersten, XV habern.»[2]

An Fruchtzinsen erhob die Genossenschaft in Rufach 17 Viertel 5 Sester Korn, 2 Viertel 2 Sester Hafer; in Munweiler 6 Viertel Korn, in Heiligkreuz 6 Viertel Korn und 5 Viertel Hafer «das viertel zu 7 sester gereiht»;[3] in Gundolsheim 7 Sester Korn und 7 Sester Gerste; in Oberhergheim 6 Sester Korn und 6 Sester Hafer; in Oberentzen 8 Viertel 2 Sester Korn und 1 Viertel 4 Sester Gerste und in Logelnheim von «Michel Fross des Herrn Lasari von Schwendi Meyer 1 f. Korn.[4] Die Weinzinsen betrugen in Rufach 20 und in Orschweier 4 Ohmen, die Kapaunenzinsen brachten in Rufach 2 Stück und 1 Huhn, in Pfaffenheim 2, in Orschweier 1 und in Geberschweier 3 Stück ein, und die Geldzinsen beliefen sich auf 109 ℔ 17 β 7 ₰. Den Holzbedarf deckte das Spital teils durch den Ertrag ihrer eigenen Waldungen, teils durch die sog. Afterschläge im Gemeindewald. Eigene Wälder waren nur wenige im Besitz des Klosters. In den 12 Acker

---

[1] Vgl. auch die vorstehende Urkunde Nr. 36.

[2] St. R. — GG. 54. Vgl. Reg. Nr. 26.

[3] «Zem heiligen crutz git Hen Ernst XV viert., koufte Herre Heinrich von Wissenburg selig der meister von den Burggraffen vmb XV mark silbers» (1400). GG. 54.

[4] Dieses Viertel Korn wurde dem Orden über 15 Jahre vorenthalten und als Lazarus von Schwendi sich wieder dazu bewegen liess, es zu entrichten, da schenkte der Orden am 17. Oktober 1591 «Junckher Phillip von Kageneck, des wolgepornen herrn von Schwendi Amtmann in Kônssheim 5 Goldsonnen kronen», weil er sich der Sache angenommen hatte. GG. 58.

im Rufacher Banne, die heute noch den Namen Heiliggeistwald führen, hatte die Stadt das Aeckerichrecht und auch in den 5 Acker im Oberhergheimer Banne [1] beanspruchte die Gemeinde den «obernutzen». Ueber das Recht der Afterschläge berichtet folgende Notiz: «Es ist zû wissende, dz die afterslege in dem Hohenberge von vns sint vf genommen, alz die zwene briefe sagent, die wir do hant, die do besigelt hat der von Schônowe vnd Jungher Haneman von Steteberg, do von wir jerlich gebent in alleweg XVIII ℔ geltz.[2] Schliesslich besass der Orden noch drei Mühlen, die in Erblehen gegeben waren: «Vnsser múle in der stat vnd zû sant steffen gent alle wuchen III sester korns. Vnser múle ze Westhalden vnd die bluwelat alle fronfasten IX sester alz vor stet».[3] In wiefern der Orden mit seinen Gütern einem Gerichte in Konstanz unterworfen war, habe ich nicht feststellen können; nur eine einzige Stelle im ganzen Urkundenmaterial erwähnt das auffallende Verhältnis: «Rûschin Rikel ze Gundoltzheim git III viertel roken, besaste vns Claus Smit selig, der schultheis im Múnstertal, vnd stent die gûter in dem rechenbûchelin, vnd sûllent vns briefe vber werden an dem gerichte zû Constenz, do wir ob gelegen sint.»[4]

Die Ausgaben erstrecken sich nur über den Unterhalt der Gebäulichkeiten und über die Kosten des Haushaltes. So wurde 1573 das Kloster ausgebessert, ein neues Glockentürmchen auf das Ordenskirchlein gesetzt und ein Glöckchen hineingehenkt. In die Lüfte ragte aus einem vergoldeten Knopfe ein vergoldetes Kreuz mit Mond und Sterne. Unter den Haushaltungsausgaben finden sich als interessante Posten: «Item vf Catarina vnd Pfingsten, alß man altem gebrauch nach Nach gehaltenem Gottesdienst Kürwy gehalten, ist mit den Personen alß Priester, Schuolmeister, Organisten, kültwarten vnd schuoleren, dern dan iedes mohlen vf 90 gewesen, bei beiden Imbiß vfgangen vnd vertrunken worden thuet III Omen vnd 8 ℔ 16 β in Geld.[5] Item alß ich vf schriftlichen befelch H. Meisters ein schreiben durch ein krömer gon Straßburg in Steffanßfelder Hof liferen lassen, darinnen berichtet, daß der Herr Weybischoff Bähr zu Thann vff die fronfast Crucis ordinieren werd, hab ich disem geben X β. Item als vf die fronfast Crucis Anno 1602 die beide

[1] «Item hand wir X juch. holtz in obern Hercken bann, das do Rüschen seligen was» (1390). GG. 54.
[2] St. R. — GG. 54.
[3] Ebenda.
[4] Ebenda.
[5] Dieser Posten kehrt von Jahr zu Jahr wieder. Die Gastmähler wurden später bald in der Wirtschaft zum Salmen, bald auf der Ratsstube abgehalten.

Herren Conuentualen Nicolaus Harsch vnd Jacob Neher alher gon Rufach kommen vnd zu Thann sich ordinieren laßen, seindt sie Im vff vnd abziehn bei mir einzogen, haben 4 mahl bei mir genommen thut II ꝟ V β. Item alß der Erwürdig, Andechtig vnd Geistlich Herr Heinrich Groſkopff, bestettigter Prior Heiligen Geist Ordens vnd Hauses alhie zu Rufach den 16ten Augusti A° 90 alher kommen vnd possessionem genommen, seindt mit Ir Erwürden alhie gewesen Herr Hanß Textor, Conuentual zu Steffansfelden, Herr Vlrich Bertsch Notarius vnd burger zu Straßburg, Herr Adam Betz, Jörg Schmitt der Kutscher vnd sein, gedachts herrn Vlrichs, Haußfrawen, ist von dem 16ten Augusti bitz vf den 20ten gemelts Monats zu allem vfgangen vnd verzert worden XV ꝟ XVIII β III ₰.» Bei derselben Gelegenheit erhielt der Stadtschreiber 2 Goldgulden zum Geschenk und die beiden Stadtkapläne je einen. Der Kaplan Jakob Bader wurde ausserdem mit einem «Priester Rock» bedacht, wozu gebraucht wurden 8 Ellen «schwartz gefündt lindisch thuech Jede ele pro 19 batzen, Sodan zum fuotter 4 elen Türkisch grobgrünen die Ellen pro 19 batzen» [1]

Grosskopf wurde 1594 Obermeister der Häuser Stephansfeld, Wimpfen und Rufach. Das Haus in Rufach aber verwaltet von da an der Schaffner Ansshelm, der als Besoldung jährlich 7 Viertel Korn und 30 ꝟ in Geld bezog und die Kapaunenzinsen auf eigene Rechnung erhob. Der Schaffner verblieb ebenfalls unter den beiden Obermeistern Nikolaus Ritter 1601—1606 und Nikolaus Harsch, 1607, 1614.

Das Ratsprotokoll vom 11. März 1614 berichtet: «Vorderist Ist der heilig Geist ordens Kirch halben geredt worden, weil anietzo die heillig Geist ordens herren allhie, ob man nit zu Inen schicken vnd begeren solte, angesehen daß die Statt die Kirch zu St. Steffan zu bauwen viel mühe vnd arbeit damit haben müessen, daß ebenmessig die Kirche In der Statt In ehren gehalten werden solte»; [2] und es wurde beschlossen, den Orden zu zwingen, ihr Kirchlein in Ordnung zu stellen. Wirklich begann in demselben Jahre ein gründlicher Umbau der Siedelung, dessen Kosten sich auf 1140 ꝟ 2 β 2 ₰ beliefen.[3] Am St. Katharinentag 1614 fand die feierliche Wiederaufnahme der gottesdienstlichen Verrichtungen in dem Neubau statt. Aber diese Unternehmungen, Misswirtschaft und Missjahre hatten den

---

[1] St. R. — GG. 58. Die Kapläne versahen den Gottesdienst im Kirchlein.

[2] St. R. — B.B. 35.

[3] «Ime Mahlern für ein Crucifix In die Kirche vnnd den Heyligen Geyst ausswendig ahm Gabel zu machen zalt V ꝟ», GG. 58.

Vermögensstand des Hauses, der ohne dies schon seit Jahren wankend geworden war, so heruntergebracht, dass die «hospitalia . . . ita debitis gravata . ., ut vix . . respirare possint» der Ernennungsurkunde des Priors Frick von 1618 für keine Niederlassung vielleicht zutreffender war, als gerade für die der Stadt Rufach.

Mit dem 30jährigen Kriege hören die Nachrichten über das Spital im Rufacher Archiv fast völlig anf. Der Prior Frick starb in den Schwedenwirren 1634, und 1651 suchte der Priesterbruder «Mathias von Steffanfels» die Verhältnisse neu zu ordnen. Das Ordenshaus in Ruffach sank zum einsamen Zinshof herab und teilte von nun an Freud und Leid mit dem Mutterhause in Stephansfeld, wohin die Erträge flossen und wo sie auch verrechnet wurden. Die Vorsteher in Rufach führten zwar noch den Namen Prior, so Nikolaus Collot † 1704, Anton Poiffaut 1709, 1737 und Franz Joseph Ziss 1746—1791; aber ihre ganze Arbeit erstreckte sich nur über die Beaufsichtigung der Zinsen und Einnahmen; von einem Spital war keine Rede mehr. Die Stadt Rufach aber hatte das Recht, «das wan in der Stadt oder Bahn Ein Kindt hingesetzt oder gefunden würdtt, das man solche Kindter denen H. von Staffelfelten hinundter schückht vnd solche Herren seindt schultig, solche Kindter anzunemen, auff zue Erziehen vndt zu Erhalten; auch seindt dieselbe Herren schultig, den Bodten, so solche Kindter von dem Rath anvertraut werden, hinunter zue tragen, zue Ehren.[1] Auch der Kultus in dem Kirchlein war schon vor der Revolution fast erloschen, wie wir aus folgenden Andeutungen in dem Zinsbuche des Priors Ziss ersehen. «Es werden alle woch Zwey heillige Messen in der heilligeister Capelle gelesen, aber werden nicht aplicirt, sondern Monathlich Eine Mess pro fundatoribus. Auch wird Jährlich am pfingst Montag eine predig in der Capelle gehalten. Es war jährlich eine predig auf Catharina Tag; weillen Es aber Kein feyrtag Mehr ist und Niemand Erschinen ist, so ist siter dem Jahr 1750 Keine Mehr gehalten worden.»[2]

Die Güter und Gebäulichkeiten kamen am 29. Dezember 1791 durch die Revolutionsmänner zum Verkauf. Was noch davon zu retten war, ging nach der Revolutionszeit mit den Ueberbleibseln von Stephansfeld in den Besitz des Bürgerspitals in Strassburg über.[3] Das Kirchlein zum hl. Geist steht heute

[1] Pfarrarchiv Rufach. Urbar, S. 476.

[2] St. R. — GG. 57.

[3] Im Spitalarchiv zu Strassburg ist unter Nr. 11541—11551 das Urkundenmaterial unseres Rufacher Hauses seit dem 30jährigen Kriege aufbewahrt. Es sind dies Rechnungsablagen und Prozessakten.

noch, ist aber in ein Wohnhaus umgebaut; und die Fruchtzinsen, die im 15. Jahrhundert auf der Spitalmühle lasteten, sie sind merkwürdigerweise heute noch dem Eigentümer des in eine Oelmühle umgewandelten Besitzes eine unliebsame Bürde.

Nachtrag
zur Geschichte des Deutschritterordens im Jahrb. XIV.

Im Staatsarchiv zu Basel befindet sich in den Klingenthaler Papierurkunden Nr. 59 nachfolgendes Verzeichnis der Bewohner des Hauses Suntheim aus dem Jahre 1293: Rudolf, Comtur in Suntheim, Bruder Vhlrich Vintcost, Ein Priester vnsers Ordens, Wernher von Drinckberßheimb, Heinrich von Pfaffenheim, Syffrid von Straßburg, Wernher von Alßweyler ritter. Ein Schuldenbuch der Bürger von Rufach aus dem 15. und 16. Jahrhundert (Stadtarchiv, FF. 18) nennt ausser den genannten Komturen von Rufach noch:

Niclaus Barner 1491.
Johann Meissen 1501, 1506.
Ludwig (von Pfirt?) 1506.
Egide Koltenbach 1529.

Auf Seite 55, in Z. 4 ist Weynadten statt Weyandten zu lesen.

Th. W.

Bei meiner gelegentlichen Anwesenheit im Sekretariat des Spitals, um Einsicht davon zu nehmen, wurden mir Schwierigkeiten bereitet, dass ich unverrichteter Sache wieder abreisen musste.

IV.

Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

Ludwig Spach.

Herausgegeben von **F. X. Kraus.**

Mein Geburtstag fällt genau auf den 29. September 1800; meine Taufe, wie mir aus einem alten verlornen Pfarrschein erinnerlich, auf die Mitte Oktober. Meine Eltern bewohnten das zweite Stockwerk der Wohnung des Pfarrers Zabern, Nikolausstaden, vier Häuser westwärts ab von der Nikolauskirche. Ein gewölbter Durchgang, zu dem Bocksgässchen und dem Bürgerhospital führend, besteht gegenwärtig noch; das einfache Haus hat alle Zeitenstürme überdauert.

Meine frühesten Erinnerungen knüpfen sich an das Münster und die Thomaskirche, die man beide von unserer Wohnung, und noch bequemer von der Bühne aus nordost- und nordwestlich übersah. Ein erklärter Hang zu romantisch-mittelalterlichen Eindrücken mag von dieser ersten Fernsicht datiren; der nicht gerade schöne doch liebliche Illfluss fast unter unsern Fenstern und der damals verwahrloste Staden dazwischen entwickelten meinen Hang zu Wasserlandschaften. In den spätern Knabenjahren fand diese frühgenährte Anlage in verwegenen ländlichen Nachenfahrten auf der östlichen Ill, zwischen grünen Weideninseln reichliche Nahrung.

Im Hause selbst kam mir Liebe in der elterlichen Familie und Verhätschelung in der Küche des verwittweten Pfarrers Zabern entgegen. Ich war ein frühentwickeltes Kind, das leider durchaus nicht leistete, was es in der ersten Zeit versprach. Mit zwei Jahren konnte ich deutsch lesen, kurze Zeit darauf ertheilte mir der Vater Unterricht im Schreiben und setzte mich

dazu, liebreich besorgt, auf einen erhöhten Drehstuhl vor seinen eignen Sekretär. Er stammte aus einer Colmarischen patrizischen Familie, war mit einem alttestamentarischen Taufnamen Samuel Jakob bedacht, was ihn dem Spott seiner republikanisch-revolutionären Verwandten und Strassburger Freunde aussetzte. Seinen Vater hatte er frühe verloren, seine Mutter sich mit einem, wie es scheint, wenig gebildeten Chirurgen in zweiter Ehe verheirathet. Samuel Jakob wanderte frühe nach Strassburg aus, verlebte die unheimlichen Revolutionsjahre im Banquierhause Zollikofer (die Abkömmlinge vertauschten ihren ächt deutschen Namen in Solicofre), lief als Nationalgardist und muscadin Gefahr, auf dem Rheine unter den Batterien von Kehl ertränkt zu werden und sprach von jener unseligen Zeit mit kaum verhehltem Abscheu. Er war ein Voltairianer und doch dem mysteriösen Ahnungsgebiete nicht fremd, woraus er nicht ungern dem heranwachsenden Knaben Erfahrungen — nach seiner Meinung unwiderleglich — zur Beherzigung übergab. Mir ist unstreitig etwas davon in Fleisch, Blut und Geist übergegangen.

Er verheirathete sich, 28jährig, anno 1793, in ziemlich kärglichen Verhältnissen. Meine Mutter war nicht ganz mittellos; aber ihr früher bedeutendes elterliches Vermögen war durch die Revolutionsjahre zusammengeschmolzen, und ich hörte sie mehr als einmal nicht ohne schmerzliche Rückblicke von ihren früheren Jahren sprechen, als Luxus und Ueberfluss sie umgab. Sie gehörte einem Zweige der vielverbreiteten Familie Röderer an; ihr Vater war Juwelier, seinem Bildniss zufolge ein stattlicher Mann, der Brüdergemeinde zugehörig. Seinen religiösen Sinn hatte er auf diese Tochter Maria Dorothea vererbt. Sie war ein Kind dritter Ehe, ein jüngerer Bruder ihr in Gesinnung und Gesittung ziemlich unähnlich. Aus erster Ehe stammte ein Sohn, der in Neuwied sich niederliess, eine Engländerin aus guter Familie (Foster) heirathete und in seiner weitausgedehnten Nachkommenschaft, zum Theil in Herrenhut und andern sächsischen Gegenden, zum Theil in Russland fortlebt. Die Schreckensjahre verdüsterten das Gemüth meiner Mutter. Mein Grossvater Röderer starb in der Angst und Unruhe; er hatte einen nahen Anverwandten Heinrich Rausch, einen hiesigen Rentbeamten des Prinzen von Darmstadt, auf dem Schaffot enden gesehen; er hielt sich, nicht grundlos, für dasselbe Loos bestimmt. Meine Grossmutter folgte ihm schnell nach. Den heruntergekommenen Umständen der elternlosen Kinder verdankte vielleicht mein Vater seine eheliche Verbindung.

Er war von Grund aus eine naive, ehrliche Natur. Dem Kampf ums Dasein war er nicht gewachsen. Meine Mutter, so streng religiös und opferfähig sie war, machte ihm dennoch

darüber Vorwürfe; sie sah voraus, dass ihren Kindern, drei Knaben, schwere Tage bevorständen. Unsre Kindheit und erste Jugend zu erheitern, that sie, was in ihren Mitteln und Kräften stand. Als in den späteren Kriegsjahren des ersten Kaiserreichs durch die kommerziellen Verhältnisse des Vaters und zwei Blokaden Strassburgs noch mehr Lücken in dem modesten Kapital und Einkünften sich auswiesen, wurde sie heroisch, verdeckte das Fehlende vor Verwandten und Publikum; dass wir nicht in Dürftigkeit versanken, verdankten wir allein ihrem haushälterischen Sinne. Ihre zarte Gesundheit brach darunter zusammen; aber wir waren gerettet und bewahrt vor einem unausbleiblich scheinenden Schiffbruche.

Allein ich eile den Begebenheiten vor. Von meiner Wenigkeit habe ich einem neuerworbenen Freunde zu sprechen gelobt. In meiner engbegränzten Lage spiegelt sich doch ein kleines Seitenquartier meiner bizarren Vaterstadt Strassburg ab.

Den Geist am Anfang des 19. Jahrhunderts mag ein Zug charakterisiren, den ich zwar nicht mit eignen Augen ansah, aber von meinen ehrenhaften Onkeln vernahm. Die Geburt und Taufe meines Bruders Eduard, der, etwa 14 Monate jünger als ich, im November 1801 das Licht erblickte, fiel in die Zeit einer grossen Wassersnoth; der Keller unsrer Behausung sollte und musste aber, obgleich er unter Wasser stand, Wein zum Taufschmause liefern; Bütten bildeten einen improvisirten Nachen, und von der muthwilligen Fahrt aufgeregt, begossen die Schiffenden einen beliebten rothhaarigen Haushund, Sago, die bevorstehende Taufhandlung symbolisch ironisirend mit der Kellerfluth. Meine arme Mutter war über den Vorgang dermassen erbittert und erschrocken, dass sie für die künftige Laufbahn des Unmündigen alles Böse vorauskündete. — Der treue «getaufte» Hund blieb indess unser Liebling, und leistete in den unvermeidlichen, glücklich überstandenen Kinderkrankheiten mir und meinem Bruder Gesellschaft.

Der Pfarrer, bei dem wir im obern Stockwerk zur Miethe wohnten, — eine kurze gedrungene Gestalt, eine ernste beinah abschreckende Perrückenfigur, aus dem vorigen Jahrhundert in die neue Zeit herüberverirrt, gehörte der streng orthodoxen lutherischen Geistlichkeit an und war in seiner rationalistischen Gemeinde nicht beliebt, weil er oft vom Teufel predigte, die Texte seiner Reden fast einzig dem alten Testamente entlieh, und den neumodischen Stil perhorrescirte. Er hatte die Taufhandlung an meinem Bruder vollzogen, wenig ahnend, dass hinter seinem Rücken das Sakrament karikirt worden. Den heranwachsenden, wilden Täufling liebte er nicht; mir war er gewogen, liess mich in seine mit alten Klassikern besetzte Bi-

bliothek eintreten und beschenkte mich bisweilen mit alttestamentarischen Bildern. Seine Köchin Salome gab mir, wenn ich sie in ihrer Werkstatt besuchte, schwarzes Hausbrod mit Salz bestreut; sie wusste, dass ich dies, wie die magern Kühe, als Leckerbissen zu schätzen wusste; denn hungrig war ich immer. Unsre Mutter hielt uns systematisch sehr knapp. Dem französischen durchreisenden Militär, das oft bei uns einquartiert wurde, musste ich hold sein; die braven Leute theilten mir von ihrem Kommisbrod mit, und von ihren rohen schnurrbärtigen Lippen lernte ich die ersten französischen Brocken.

Meine erste deutsche Lektüre warf sich, nach Anweisung meiner Mutter, auf Weisse's Kinderfreund, Gellert's geistliche Lieder und Fabeln, Raff's Naturgeschichte für Kinder. Durch den Kinderfreund wurden mir die städtischen Verhältnisse Leipzig's und der Familienglieder des Verfassers zur unumstösslichen Realität, lange konnte ich nicht begreifen, dass die Leipziger Thore nicht mit den unsrigen konkordirten; Weisse's Knaben und Töchter wurden mir zu ersehnten Brüdern und Schwestern. Die kleinen Dramen und Singspiele der Sammlung agirte ich im Stillen. Auch mit Herrn Spirit wünschte ich nähere Bekanntschaft, obgleich er mich eingeschüchtert hätte. Mit dem Raff'schen holzschnittartig abgebildeten, wilden und zahmen Gethier konversirte ich gern; Gellert's geistliche Lieder verwerthete ich als Hausgebet, seine Fabeln waren bis in mein zehntes und elftes Jahr Musterbilder einer Gattung von Poesie; dem Lafontaine, den ich etwa in demselben Alter in einer französischen Pension zu radebrechen anfieng, war ich, das muss ich retrospektiv gestehen, durchaus nicht gewachsen.

Auch hier bin ich wieder unwillkürlich in meiner Entwicklungsperiode zu schnell vorangeschritten. Bereits im vierten Jahre wurde ich zu einer sogenannten «Madam» geschickt; es waren dies ganz von jeder äussern Aufsicht freie Kinderbewahranstalten, Knaben und Mädchen bunt untereinander gemischt: dem dort erteilten ABCschützen Unterricht war ich meilenweit vor; man steckte mich in eine Primär-Pfarrschule, neben St. Nikolai; auch hier wurde der Unterricht, in einer und derselben Klasse, Knaben und Mädchen ertheilt; es mochten wohl an die neunzig vom Hundert bis ins zehnte Jahr hinauf sein, unter der Leitung der Schullehrer Hirzel und Hasselmann, der letztere Vater eines spätern, hellenisirenden tüchtigen Professors im protestantischen Seminar. Meinen Mitschülern und Mitschülerinnen war ich, der jüngste, in allen Theilen weit voraus, der erste der Klasse, was meiner angebornen Eigenliebe eine verderbliche Nahrung gab. Dieselben Räume bestehen noch in demselben alterthümlich hinfälligen kaum über-

tünchten Hause; ich gehe nie daran vorüber, dass nicht die Erinnerung an die Kinderjahre lebendig würde. Freilich wäre es besser gewesen, in einer angemesseneren, härteren Probeschule meiner intellektuellen Entwicklung eine weitere Aussicht zu gewähren; für das Fragmentarische meines ganzen Lebens wurden solche Verhältnisse damals schon zur Grundlage.

Im Herbstmond 1807 machte ich meine erste grössere Reise; mein Vater führte mich zu Verwandten und Freunden in der kleinen Landstadt Colmar und an den nahen Logelbach. Von früheren Landpartien entsinne ich mich noch ganz wohl eines Aufenthalts zu Rothau im Steinthal mit meiner Mutter; ich war zwischen zwei und drei Jahr alt und erkannte ganz wohl, dreizehn Jahre später, die Wirthsstube, worin wir unser Nachtquartier aufgeschlagen hatten und erinnerte mich der Schelten meiner Mutter bei einem Bache, in dessen Wasser ich eine Gerte getaucht, um unsere Begleiterinnen zu bespritzen.[1] Ein Jahr darauf brachte ich wieder mit meiner Mutter eine Saison in Baden zu. Der Hirsch war unser Gasthof. Verschiedene Glanzpunkte dieses halb ländlichen Aufenthalts habe ich in treuem Gedächtniss bewahrt, vor allem ein Konzert in dem Lichtenthaler Frauenkloster und die nachsichtige Zuvorkommenheit, die mir, dem ungezogenen Knaben, von einigen älteren Herrn zu Theil ward. Namen und Figuren dieser würdigen Kinderfreunde sind mir immer noch gegenwärtig; auch die Konturen der herrlichen Gegend prägten sich in mein empfängliches Gehirn. Bei spätern Ausflügen und längerem Aufenthalt traten diese halb erloschenen Stadt- und Landschaftsbilder wie neugefirnisste Gemälde wieder hervor. Die Favorite mit ihrer Umgebung und ihren geschichtlichen Erinnerungen, die Säle des Rastatter Schlosses mit ihren Hirschgeweihen und Türkenwaffen, der Engel hoch auf der Zinne hatten mich gefesselt, und das Echo, das ich zum erstenmale in meinem kaum angetretenen Leben dem neuen Schlosse in Baden gegenüber vernahm, tönte lang in meinen Ohren wieder, es schien eine bekannte Stimme, die mich nach Jahreslängen an demselben Orte wieder grüsste. Ein an derselben Stelle von einem splendiden Badegast abgebranntes Feuerwerk liess mir einen unauslöschlichen Nachglanz. Ein Jahr darauf hospitirte ich, wieder mit meiner Mutter, in Bad Niederbronn. Ueberaus deutlich zeichnen einzelne Szenen auf diesem Frühhorizonte sich ab: Promenaden in die nahen Wälder und ein Ausflug zu Wagen in das Schloss von Reichshofen, woselbst ein generöser Badegast uns unter anderen Leckerbissen mit Johannisbeeren und Spät-

---

[1] Frau Notar Zimmer und ihre Tochter.

kirschen bewirthen liess und ich eigenwillig die letzteren bevorzugte.

So war ich denn auf der Reise in die eigentliche Vaterstadt Colmar schon mit den altfränkischen Diligencen oder Landkutschen bekannt; aber eine neue Welt ging mir in dem Herbstleben und den für ein Strassburger Stadtkind wildfremden herbstlichen Spässen auf. Das Herbstanstreichen war eine beliebte Neckerei, die der Betroffene als eine Gunst anzunehmen hatte, wenn eine jugendliche Frau oder ein Mädchen sich dieselbe gegen einen Knaben, Jüngling oder Mann erlaubte. — Ich nahm die Sache höchst tragisch, als ein hübsches Mädchen mir mit den zerquetschten Rothbeeren von hinten her mit beiden Händen über die Wangen fuhr. Doch liess ich mich ebenso leicht wieder begütigen und fand ein halbes Jahr darauf in der mutwilligen, etwas ältern «Feindin» eine improvisirte Schwester.

Es ward nämlich in dem elterlichen Hause beschlossen, dass ich, bevor man mich einem strengeren Schulunterricht in der ungesunden Heimathsstadt hingebe, einige Zeit in einem geeigneten Landaufenthalt bei aufmerksamen Freunden verweilen sollte. Dazu ward ein einfaches Landhaus am Logelbach, einem Ableitungskanal der Fecht, etwa eine halbe Stunde von Colmar, bestimmt. Es ist dies die eigentliche nur zu kurze Idylle meiner Kinderzeit. Dorthin ward ich im Frühjahr 1808 einquartiert, in eine Familie, deren Mitglieder aus einem in den Ruhestand versetzten Offizier, seiner Gattin, einer würdigen, thätigen Matrone, und zwei Töchtern von etwa zehn und zwölf Jahren, Amalia und Minna G . . . ., bestanden. Die Hausmutter war zum zweitenmal verheirathet; der Sohn, ihrer früheren Ehe entsprossen, stand im aktivem Dienste als Husaren-Unteroffizier. — Die beiden Mädchen, meine halbtantenartigen Gespielinnen, waren, die ältere von Blatternarben verwüstet, die jüngere in frischestem ersten Jugendglanze; es war in jedem Sinn eine liebliche Erscheinung; schnippisch, aber, in fest eingehaltener Grenze, liebevoll. Die Schwestern hingen am abwesenden damals in Strassburg garnisonirenden Bruder mit rührender Neigung; er war ihr tägliches Gespräch; selbst der Stiefvater vergötterte den «Helden».

In wenig Tagen ward ich zu einem Gliede des echt patriarchalischen Hauses. Allein darf ich ein durchaus wahres Bekenntniss ablegen? Mehr als die kaum gewonnenen neuen Freunde kettete mich hier mit unsichtbaren Banden die herrliche Gegend. Der angeborene Hang zu Naturgenüssen erwachte in dem kleinen Knaben wie eine heftige Leidenschaft, deren Fülle ihn jetzt, nach einem langen Lebenslaufe, noch durchströmt. Die eine halbe Wegstunde südwestlich aus der

Ebne beinahe schroff emporsteigende Vogesenkette, mit Hohlandsburg und anderen Bergschlössern gekrönt und umgürtet, die vielversprechende Einfahrt in das Gregorienthal, dann weiter westlich die wunderlieblichen Wein- und Waldberge bis zu den drei Schlössern von Rappoltsweiler hinüber, das war unstreitig ein herrlicher Anblick, auch den unerfahrenen, nichtgereisten Unmündigen aufzuregen fähig; aber dass im Grund eine doch leblose Natur, eine für den Knaben noch von Erinnerungen unbestrichene Tafel, ihn von dem Lebenden abzieht, ist einem instinktiven Fanatismus zu vergleichen, der weniger auffallend und lobenswürdig als abnorm und egoistisch erscheinen dürfte. Das komfortable Herrenhaus, mit Ackergerät und Mühle, einfachem Zier- und Obstgarten mit angrenzendem Rebengelände, das klare Bergwasser, die schattenspendenden aromatischen Nussbäume vor der Brücke, dieser ganze liebliche Vordergrund, die fruchtbare angebaute Ebne in südlicher Richtung waren keine unwürdige Zugabe zu der grossen Bergnatur, die den Horizont gegen Westen sperrte. Der städtische Knabe konnte sich dem kaum verhehlten Eindruck hingeben, ohne dem Spotte zu verfallen. Mittheilsam war er nach dieser Seite keineswegs, er zog es vor, wenn er dazu nur leichthin aufgefordert wurde, seinen älteren Schwestern von dem grossen Strassburg und dessen Herrlichkeiten zu erzählen, einer Neigung zur Grosssprecherei folgend, die, wäre sie später nicht unter dem Drang der äusseren Umstände und den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes erlegen, den Erzähler zu einem Exemplar seltsamen Aberwitzes gestempelt hätte. Aber es blieb, Gott sei Dank, eine vorübergehende Verirrung; von der «wiederholten» Residenz am freundlichen Logelbach blieb dem später so oft und hart Gemassregelten die unverwüstliche Vorliebe für Berg und Thal, für Schlossruinen, Weingelände und Obstgärten und silberklare Bäche. Als bei späteren Neubauten und Gründung industrieller Gebiete der modeste Ackerbausitz am Logelbach in grösserem Komplexe aufgieng und ich ein Vierteljahrhundert später in dieselbe Gegend mich verirrte und nichts von allem liebgewonnenen wiederfand, da hätte sich mein Schmerz gern in unmännliche Thränen aufgelöst, nur hat leider die sehnsuchtsvollste Erinnerung noch keine Zauberformeln zur Wiederbelebung der Vergangenheit gefunden.

Meine Mutter besuchte mich am Logelbach; mit ihr und dem Eigenthümer des ländlichen Besitzthums besuchte ich zum erstenmal das nahegelegene Münsterthal und die historische Kienersche Papiermühle, Voltaires Aufenthalt im Jahre 1754. Während der Fahrt im Thale wuchs mit jeder Wendung des Wegs mein Staunen, meine Verwunderung; da ich im hintern

Theil des Wägelchens hingekauert sass, machte ich meinem Gefühl durch improvisirtes halb unterdrücktes Jodlen Luft; kaum haben mir in spätern Jahren die schönsten Schweizerreisen einen lebhafteren, genussreicheren Eindruck hinterlassen. Auf der Papiermühle erwartete uns eine ächt oberländische Nergelei. Der Amphytrio, ein Freund meines Vaters, liess den Gästen mit zerschnittenem Papier vermischte und zusammengeknetete Maccaroni auftragen; die Mutter fühlte bei dem ersten Bissen etwas unheimliches; ich hatte, wie gewöhnlich, tüchtig drauf los gegessen. Der Gastgebende machte selber in Eile dem Spass ein Ende und beruhigte die für den Magen ihres Knaben besorgte Mutter.

Mehr als ein Dezennium später fand ich noch den alten Herrn Kiener an Ort und Stelle; er erlaubte sich keine derartigen Spässe mehr mit dem majorennen Jüngling und begnügte sich, lokale Voltairianische Anekdoten, ächte oder apokryphische, aufzufrischen und mich mit seinem Haus- und Lieblingsaffen zu unterhalten. Ich verdanke dem alten Herrn in seinen etwas vernachlässigten Prachtgärten und bei seiner Fontaine einige recht genussreiche Stunden und habe mir auch erlaubt, solche Erinnerungen in der fragmentarischen Folge des Nouveau Candide zu verwerthen. Es liegt in der Gastfreiheit der Oberelsässer für den Städter des Unterrheins etwas eigenes, fröhliches und rührendes; bei Verwandten und Freunden meines Vaters habe ich solches besonders im Münsterthal in einem Grade erprobt, der mich noch jetzt beschämt, da ich in meiner damaligen Lage nur ganz spärlich dieselbe erwidern konnte. Jedesmal, wenn ich die verflossenen Jugendjahre überschaue, ergreift mich neben wohlgefühltem Dank für vielerwiesenes Gute, das ich mit Affenmünze und Versen bezahlte, ergreift mich ein schwer zu analysirendes Gefühl, und ich werfe mir die Frage auf, ob ich einem «eignen» Sohne, wäre er mir zu Theil geworden, solche genussreiche Ferien gestatten oder nicht geradezu, bei dem Hinblick auf perfide Bemängelung, versagen würde?

Ich wage nicht zu bestimmen, ob mich meine Mutter geradewegs in die Moorstadt nach Hause mitnahm, oder ob mir nicht vergönnt blieb, längere Zeit das dolce far niente zu halten. Ich vermuthe das letztere; denn mehrere Bekanntschaften in der Nachbarschaft, dem Logelbach entlang, stammen aus der frühesten Zeit meines dortigen Natur- und Traumlebens. Fluss- oder vielmehr bachabwärts bestand schon die Hausmännische Fabrik, nicht in derselben Ausdehnung, doch schon bedeutend genug, um neben den grossen industriellen Anlagen des Münsterthals, neben Mülhausen und Gebweiler genannt zu werden. Eine Tochter des berühmten Hauses, in weit vorge-

rückteren Jahren als ich, gewann den naiven Knaben lieb und erkundigte sich auf seinen späteren Wegen nach ihm, als sie schon den Namen Madame Jordan führte. Wenige meiner noch lebenden Freunde vermuthen wohl, wie wohlthätig solche Anklänge, wahre Glockentöne aus alten Tagen, an mein nicht verknöchertes Herz, an meine nicht ganz dem Taubsinne verfallenen Ohren schlagen.

Ich kann den Logelbach nicht verlassen, bevor ich noch eines bizarren Umstandes erwähnt, der so recht die verzwickt gemischten Zustände des Elsasses kennzeichnet. Der Müller, ein Pächter des Hausherrn, war katholisch; sein ältester Knabe widmete sich dem geistlichen Stande. In offenem Felde, dem Landhause gegenüber, errichtete dieser künftige Priester einen zwar kleinen, aber durchaus korrekten Altar, mit allem sakramentalischen Zubehör und pittoresken Blumenschmuck; an diesem improvisirten Feldaltar wollte er Messe lesen und lud uns, meine Adoptiv-Schwestern und mich, zu dem, in seinem Sinn, ernsten Gottesdienste. Nicht zweimal liessen wir uns bitten und wohnten der Ceremonie bei. Nun bitte ich zu bemerken, dass dieser Akt neugieriger Toleranz von zwei Mädchen ausgieng, deren Bruder in kaiserlich soldatischen Diensten stand, und die, so gut wie ich, im lutherischen Glauben auferzogen waren. Ich kann mich, nicht enthalten, dabei des Götheschen Epigramms zu gedenken, worin der Dichter mit seiner Lauge «die neupoetischen Katholiken» übergiesst. Was hätte er bei dieser reellen Entweihung eines heilig gehaltenen Kultus von den partizipirenden Kindern gesagt oder gedacht? Die schönen Tage von Aranjuez waren indess für mich zu Ende. Zum Gebrauch der reinen französischen Sprache zu gelangen, sollte ich einer «legitimistischen» Privatpension eines Lothringers, des Herrn Grandmougin übergeben werden. Ein geschwisterkindlicher Vetter, August Boehm, ein hochbegabter Knabe, etwas älter als ich, besuchte sie, war im Französischen wohl bewandert, durch seine Anwesenheit in dem gepriesenen Institute mit hochstehenden Familien, z. B. den Söhnen General Schauenburg's in Verbindung gekommen, bisweilen nach Geudertheim in das luxuriöse Schloss geladen; genug dorthin, in dieses Bastardinstitut, sollte ich mich einbürgern, «weil mir das Französische noch spanisch vorkommen würde». Der Abstand zwischen dem idyllischen Oberländerparadiese und den engen, finstern Schulstuben in der Kalbsgasse war so gross und ich, der friedliebende, den landüblichen Nergeleien der ältern Schulgenossen zum Anfang so sehr ausgesetzt, dass ich mit wahrem Heimweh an die kaum verflossene Zeit dachte. Ueberdies war die Pension durchaus nicht, weshalb man dieselbe berühmte,

das Französische erlernte man zwar durch den täglichen Gebrauch mit den Schulkameraden; aber mit dem eigentlichen soliden Unterricht war es, wo nicht schlecht, doch sehr mittelmässig bestellt. Im Lyzeum und im Gymnasium wurde Latein besser dozirt; von Griechischem war keine Rede; Geographie und französische Geschichte wurden aus stereotypen Heften diktirt; die letztern mit streng legitimistischen Anschauungen; die Elemente der Arithmetik und Geometrie wurden ganz ungenügend von einem verkümmerten Praktikanten vorgetragen; Kalligraphie und Zeichenkunst war leidlich. Ich erholte mich einmal in der Woche, des Abends, an der protestantischen, deutsch gehaltenen Lesestunde; aber auch diese gieng ein, da die Schüler durch den monopolistischen Druck des Lyzeums sehr abgenommen hatten. Der deutsche Lehrer verstand weniger von meiner Muttersprache als ich. Auch mit der Sittenreinheit des Instituts unter den ältern Kameraden war es nicht zum besten bestellt. Es war kein glücklicher Geist und eine noch unseligere Konsequenz, die mich vierthalb Jahre in dieser Atmosphäre hielten. Freilich der Grund zum reinen geläufigen Französischsprechen war gelegt, und Fragmente aus Racine's Tragödien häuften sich damals schon in meinem willigen Gedächtniss.

Ein Ereigniss im Innern unsrer Familie überraschte mich unversehens. In der stärksten Winterzeit des Jahres 1809 kam meine Mutter in die Wochen; ich wurde während der Uebergangszeit bei meinem Onkel Boehm in der Nachbarschaft geborgen; allein das war kein lieblicher angenehmer Aufenthalt gleich dem Logelbach; in einem altertümlichen, unheimlichen Hause wurde ich in ein eiskaltes, einsames Zimmer gebettet und hatte hinlänglich Musse, mich innerhalb schlafloser Nächte nach der traulichen Familienstube zu sehnen. Aus dem dritten Jahre meines Kinderlebens war mir die Erinnerung meines bald nach der Geburt verstorbenen Brüderchens geblieben; ich hatte die kleine Leiche mit Lenzblumen umkränzt im niedlichen Sargkästchen gesehn und auf den Gottesacker begleitet; ein seliger Eindruck lebte einige Tage in mir fort; dann verschlang das tägliche Frohleben diese etwas ernsten Frühlingssinne. Nun trat, gleichsam zum Ersatze des gestorbebenen, ein neuer kleiner Bruder in unsre Mitte; ich begrüsste ihn freudig in derselben Wiege, welche die frühern geborgen. Aber froh war ich besonders, aus dem gespensterhaften Hause des Oheims in unsre Wohnung zu kehren; sie lag nicht mehr am Nicolaistaden; seit zwei Jahren hatten meine Eltern eine weniger enge hart neben dem Bürgerhospiz bezogen. Das Haus gehörte zur Verwaltung des Spitals; ein ziemlich weiter Hof

mit anstossendem Gärtchen gewährte den Kindern hinlänglichen Raum für ihre Spiele; im Hof zogen wir unter improvisirten Baracken eine Heerde Kaninchen gross; der Garten war hinreichend für unsern einfachen Blumenflor und für nächtliche Illuminationen, die wir mit entwendeten Lichtstumpen auf kleinen Palissaden zwischen Johannisbeerstauden und Rosenbüschen in Festnächten zurichteten. Auch die Elemente der Feuerwerkskunst betrieben wir im abgeschlossenen Quartier vorsichtig und im kleinsten Stile.

Südlich, auf etwa 50 Schritte unsrer Wohnung gegenüber, lag die ehemalige nun zum anatomischen Amphitheater umgewandelte Hospitalkapelle, ein unheimlicher Anblick, und etwas weiter der alte, hohe, astronomische Thurm, auf dem Strassenpflaster durch einen ogivalen Bogen durchbrochen; ein zweiter alter Thurm von ganz verschiedener Gestaltung, mit runder Bedachung, weniger hoch und zur Wohnung benutzt, begrenzte südöstlich den Blick; östlich dehnte sich, mit Ogivlucken durchbrochen, ein oblonges Tabaksmagazin; der ganze unregelmässige polygonale Platz hatte ein wahrhaft mittelalterliches Aussehn; die wenigen baufälligen Häuser am Eingang des sogenannten Goldgiessen stimmten zu dem Ganzen. In dieser Spitalwohnung verlebten wir Kinder fünf Jahre lang unsre glücklichste Zeit. Den heranwachsenden dritten Bruder lehrten wir zum Theil sprechen und ergötzten uns an seinem kindlichen Lallen.

In dem Boehmschen Hause wurde vom Hausherrn, einem tüchtigen Chemiker und phantastischen Alchymisten, die Küche sehr oft zum Laboratorium umgewandelt; und wir ergötzten uns an den alchymistischen Experimenten, wobei für den Goldsuchenden viel baare Münze in Rauch aufgieng. — Onkel Boehm, der Gemahl einer ältern Schwester meiner Mutter, entwickelte sich nach und nach zu einem Haustyrannen; aber seine Erfindungsgabe blieb ungeschmälert; er ist der primitive Urheber des Saffianpapiers. Sein Landgut auf dem Wacken hatte er theilweise mit Vorwerken zu einer Leinenfabrik umgewandelt; auch dort verbrachten wir Kinder, ein Vetter und zwei Cousinen, vergnügte Tage; nur hatte ich das Unglück, wenige Monate nach der Geburt meines jüngsten Bruders, während wir einen Reihenkranz anhuben, von einem Wachthunde, der wüthend seine Kette zerbrach, am linken Fuss ergriffen, auf dem Boden unter dem Zetergeschrei der Spielgenossen herumgezerrt zu werden, bis Hülfe kam. Ich trug eine tiefe Wunde davon, die mich Monate lang an das Zimmer fesselte, mit Höllenstein gebeizt wurde und noch jetzt eine wüste Narbe am Unterbein weist. Die Geduld kostete mir wenig;

war ich doch von der leidigen Pension eine Zeit lang befreit; die Mutter erwies mir zehnmal mehr Sympathie als ich verdiente; die Cousinen besuchten mich; meine Rekonvalescenz verlief zum Theil auf dem Wacken, in freier Luft, und unter meinen Mitschülern war ich von der Zeit ab der Held einer Aventure.

Das kaum entwickelte Kind ist schon, seien wir aufrichtig, ein höchst niederträchtiges Wesen. Wenn die Pietisten behaupten, der Keim aller bösen Eigenschaften liege im menschlichen Herzen und müsse mit allen Mitteln, die zu Gebote stehen, niedergekämpft werden, so sind sie fürwahr in völligem Rechte. Die optimistische Ansicht, die Kinder seien kleine Engel und würden nur durch den Kontakt mit der äussern Welt verschlechtert, ist ein barer Unsinn.

Mein Vetter trat aus der legitimistischen Anstalt, in die er mich zum Theil hineingeschmuggelt hatte; die eigentlichen Gründe seines Vaters wurden mir nie erklärt. Offiziell fand man die Unterrichtsweise allzu mangel- und lückenhaft; August Boehm ging in die halbweg bürgerliche protestantische Anstalt Redslob über, deren Inhaber als Prediger an der Nikolai-Kirche und Professor der Philosophie am protestantischen Seminar später einen erspriesslichen Wirkungskreis ausfüllte. — Mein Vetter, um drei Jahre älter als ich, theilte mir manches aus seinen neuerworbenen Elementarkenntnissen und Ansichten mit; ich habe viel von ihm gelernt und neben der Gellertschen und Weisseschen Disziplin manches gute und schlechte durcheinander gelesen; auch an den Lekturen meiner Mutter im Lafontainischen Romanfache und an den Schriften der Madame de Genlis nahm ich Theil. Ritter- und Banditenromane sagten mir weniger zu; doch machte des Herrn Vulpius «Meisterstück» Rinaldo Rinaldini, eine Zeitlang einen nicht unbedeutenden Eindruck. Die splendiden Schilderungen morgenländischer Szenerie waren für meine lebhafte, wenig geregelte Phantasie etwas ergötzendes; seitdem wurden sie freilich durch unzählige Reiseberichte in Schatten gestellt, vergessen; und wenn ich jetzt z. B. Löhers mittelländische Inselgemälde vornehme, denke ich nur mit Erröthen an jene primären Farbenaufgüsse zurück.

Meine erste für mich grosse Reise fällt in den Septembermonat 1810. Basel war das Ziel. Dorthin brachte mich in einer herrlichen Postchaise ein jüngerer Bruder meiner Mutter, Onkel Röderer. Es war ein blühender Dreissiger, Wittwer seit einem halben Jahre. Er hatte das Herz eines der anerkannt schönsten Mädchen Strassburgs gegen den Willen der Anverwandten der Geliebten erobert, hatte sie als Gattin heimge-

führt und nach kurzer Ehe im ersten Wochenbette verloren. Das liebliche Angesicht der jungen Tante zog mich an; aber noch jetzt ist mir nur die blaue starre Leichenmaske, die man unvorsichtig vor dem Knaben enthüllte, gegenwärtig; und noch jetzt sind mir einzelne Worte einer tiefgefühlten Leichenrede im Gedächtniss. Nach einjährigem landüblichen Wittwerthum und einer Zerstreuungsreise in das mittägliche Frankreich war der lebenslustige Handelsmann auf eine zweite Ehe bedacht. Wenig Monate, bevor er diese Verbindung einging, machte er eine Geschäftsreise nach Basel und nahm mich sowie seinen künftigen Schwager als kleinen Reisekumpan mit. Es waren selige Tage. Die Lustfahrt ging durch das herrliche badische Land, der Schwarzwaldkette entlang. Bei der ungemein milden günstigen Jahreszeit erbat ich mir das äussere Bänkchen zum Aufenthalt und schwelgte im Anblick der bald lieblichen, bald grandiosen Bergnatur, unwillkürliche Vergleiche mit der Münsterthaler Spazierfahrt anstellend; nur warf ich lüsterne Blicke in die Wein- und Obstgärten an der Strasse und hatte mir unwillig statt der raschen Postreise irgend einen Verzug in dem ländlichen Paradies erbeten. — Basel überwältigte mich; vom Balkon der drei Könige und dem blauen wilden Rheinstrom vermochte nur die sinkende Nacht mich zu trennen. Die Terrasse vor dem Münster, die alterthümlichen Häuser und Plätze, die Wechsler- und Kaufmannsbuden, wohin mich der Onkel, seine Geschäfte besorgend, mitschleppte, die Fratze auf dem Rheinbrückenthurm prägte sich für immer meinem Gedächtnisse ein; bei späteren Durchreisen oder Besuchen in Basel gedachte ich dankbar dieses ersten Ausflugs in eine mir fremde Welt. Auf die badischen Gebirge heftete ich wahre Sehnsuchtsblicke; wusste ich doch, dass wir sie bald aus dem Gesichte verlieren würden. An der fremden luxuriösen Wirthstafel liess ich mir wohl sein; der Onkel übte eine verständige Nachsicht und war vielleicht etwas maliziös darauf bedacht, mir den Unterschied mit der Strassburger Hausmannskost zu Gemüthe oder vielmehr zum Magen zu führen.

Abends besuchte er das Theater; dieses Vergnügen liess er mich nicht mitgeniessen; ich vermuthe fast, dass er in Basel und in Colmar nur darauf bedacht war durch laut geäusserte Spottreden über die «performanies» (?) seine Superiorität als «Grossstädter» an den Tag zu legen, und dass er sich vielleicht mit seinem Begleiter einige Ungelegenheiten zuzog. Die ausgelassenen Herren Strassburger kamen stets sehr früh nach Hause

Ich war in eine einfache Nebenkammer verwiesen und ergötzte mich bis spät in die Nacht am Rauschen des Stroms.

Mein Unschlittlicht zu löschen, entschloss ich mich ebenfalls nur spät; ich schien mir doch etwas vereinsamt in dem wildfremden grossen Gasthofe. Die Erinnerung an die reichlich genossenen köstlichen Weintrauben begleitete mich in meinem festen durchaus nicht gespensterhaften Schlummer.

Die Tagreise nach Colmar freute mich weniger, die Einförmigkeit einzelner Parthien machte mich beinahe ungeduldig, waren es doch ebenfalls meine beiden Gönner; den Postillonen wurde grösseres Trinkgeld zum Schnellerfahren versprochen. Zu Colmar fand ich mich wieder auf bekanntem Boden, im Gasthof und bei väterlichen Verwandten. Am folgenden Morgen liess mich der Onkel nach dem Logelbach wandern, und ich genoss eine längere Herbstvakanz in dem zu zweiter Heimath umgewandelten Landhause. Diesmal fand ich dort den älteren Sohn, den Husaren-Unteroffizier, der aber die meiste Zeit in Colmar mit einem gleichfalls en congé weilenden Kumpane verbrachte. Auch der Gunst dieser Waffenbrüder hatte ich mich zu erfreuen. In die réglements militaires warf ich neugierige Blicke und hörte das gegenseitige Examen mit an, dem sich, um nicht aus der Uebung zu kommen, die Husaren sehr oft unterwarfen.

Der Kamerad Herr Ringis — so hiess der Sohn erster Ehe der Frau Graf — brachte bisweilen eine Begleiterin mit, die sich als «Verlobte» einführte, aber wie ich späterhin zu wissen bekam und verstand, nur eine temporäre Verlobung eingegangen war. Man drückte im patriarchalischen Hause die Augen zu; es war vermuthlich etwas ganz gewöhnliches und verzeihliches.

Mein Reisetermin war abgelaufen; ich begab mich wie ein selbständiger Junge in der Diligence nach Strassburg und erinnre mich nur, in dem widrigen Kasten einen jungen Aspiranten für die école orientaliste des dragmans gesehen zu haben; er war der Löwe der weit zusammengewürfelten sechs Personen zählenden Gesellschaft; eine junge ebenfalls allein reisende Dame zeichnete den künftigen Orientalisten vor den andern gegenwärtigen Männern aus, beneidete ihn um seine künftigen Wanderfahrten. Als wir, fast am Ziel der Tagereise, bei der «Meinau» anlangten, war viel von dem reich gewordenen und berühmten Besitzer, dem «Späher» Schulmeister, die Rede. — Da sich einer der Anwesenden etwas herb über das métier ausliess, schnitt ihm der «Aspirant» das Wort ab, und erklärte apodiktisch: «avec l'ennemi tout est permis». Die Sentenz wollte meinem naiven Rechtsgefühle nicht munden; allein den Wortstreit aufzunehmen, geziemte mir nicht; dazu war ich zu schüchtern und allzu kindisch. Ich sollte späterhin viel tiefer in das Leben «des Grafen von Meinau» eingeweiht wer-

den; die Persönlichkeit, moralisch mir zuwider, übte dennoch die Magie der Romantik auf meine befangenen Sinne.

In die Tretmühle der Pension fand ich mich nie ganz zurecht, aber ich bequemte mich in das Einerlei. Was mich besonders in den düstern Räumen anwiderte, war der Pönalkodex der Anstalt. Die körperliche Strafe der Ruthe kam dabei in Anwendung; ich darf mich hier des näheren nicht erklären, ohne den Zartsinn meiner etwaigen Leser zu beleidigen. Sehr selten wurde zwar zur förmlichen Execution geschritten: nur ist mir die empörende Szene, die einen badischen Freiburger betraf, noch mit allen Détails in dem Gedächtnis geblieben, das Motiv aber durchaus entschwunden. — Genug, der arme Schulknabe widersträubte der Hand des Scharfrichters, d. h. des Chefs der Anstalt, welcher sein brutales, barbarisches métier selber ausführte. «Je le dirai à mon père!» rief der heulende, vor Scham und Zorn glühende Junge! — «Ah! tu le diras à ton père», erwiderte der Executor, und verdoppelte die Schläge. — Nur in einer französischen Winkelanstalt mögen derartige Szenen sich zutragen, geduldet oder vertuscht werden, doch ich vergesse die Szenen in der englischen Schule von Eton u. s. w. Einen lebenslänglichen Abscheu trug ich davon, konnte nie durch Freiburg ziehen, ich hätte denn des winselnden Opfers gedacht; und als ich zum erstenmal in den Geständnissen Rousseaus etwas Analoges las, ward mir die Verzweiflung des gestraften Jean Jaques klar wie der Tag.

Mein zweiter Bruder Eduard war einer protestantischen deutsch-französischen Erziehungsanstalt übergeben; sie war humaner, doch in intellektueller Beziehung, glaub ich, kaum ausgezeichneter wie die «Kalbsgasse»; doch funktionirte unter den Präceptoren ein späterhin berühmt gewordener Gelehrter, Jakob Matter; und die Frau des Pensionschefs rühmte sich ihrer Abkunft — vielleicht de la main gauche — aus einer altadligen französischen Familie. Höchst romaneske Umstände hatten die Arme während der Revolutionszeit wie eine Schiffbrüchige nach Rothau im Steinthal verschlagen; dort lernte sie ein Unterbeamter des Hauses Dietrich kennen, freite um sie, heirathete sie und errichtete mit ihr die Strassburger Primäranstalt hinter St. Nikolai. Woher sie auch stammen mochte, die Exilirte besass unstreitig Ton und Manieren der guten Gesellschaft, bildete fast einen Kontrast mit ihrem Herrn Gemahl und mochte in früherer Jugend andre Säle gesehn oder erträumt haben als die Schulstuben und die Küche ihres Wirkungskreises.

Aus mir unerklärten Ursachen wurde mein Bruder im Frühjahr 1811 aus dieser Pension gezogen und zu einem

rüstigen, witzigen, pädagogischen Pfarrer Vierling nach Lampertheim versetzt. Mir erwuchs dadurch ein kaum gehoffter, kaum geahnter Genuss. Mit meinen Eltern, bisweilen mit meiner Mutter allein, zog ich zu Fuss oder auf einem modesten Wägelchen nach dem lieblichen Lampertheim. Das wohlhäbige Dorf liegt anderthalb Stunden nordwestlich von Strassburg, in der Richtung von Mundolsheim, zwischen Wiesen, Obstgärten, Reben und Ackergrund. Der kleine Suffelbach windet sich in sanften Krümmungen zwischen Erlen durch die fruchtbare Aue. An das komfortable Pfarrhaus, dessen Bau von den Zeiten der Darmstädter Prinzen datirte, stiess ein Gärtchen, für mich damals ein grosser Garten, mit Laube, Obstbäumen, Blumen- und Gemüsebeeten; hart daran in südlicher Richtung die Suffelmühle, von einem katholischen Müller bewohnt. Die Simultandorfkirche und der Gottesacker begrenzten ebenfalls den Pfarrhof mit Nebengebäuden südlich; alte, schattendichte Nussbäume zierten Hof und Brunnen: für mich eine Idylle, fast wie Logelbach. Freilich fehlten die Gebirge; aber im Presbyterium wohnten Persönlichkeiten, die mich womöglich noch mehr anheimelten als die Oberländerfreunde. Ich schätzte meinen Bruder überselig, unter Pfarrer Vierlings Leitung zu stehen. Ich erfuhr, dass seine Lehrstunden, durch mannigfache Scherze belebt und gewürzt, nie ermüdeten; dass die Lekture im Garten auswendig gelernt, für Spaziergänge in der hügelreichen Umgegend die ungebundenste Freiheit herrschte, und zwei Schulkameraden die benöthigte Lebhaftigkeit in das Stillleben brachten. Die Frau Pfarrerin war eine noch jugendfrische Matrone und eine unverheirathete Tochter die ältere Schwester und Aufseherin der Knaben. Die sommerlichen und herbstlichen Freuden des Pfarrhofes theilte ich, so oft es mir vergönnt wurde; meine Eltern wollten sich augenscheinlich nicht von mir trennen oder konnten bereits die sehr mässigen Pensionspreise nicht mehr erschwingen, anders erkläre ich mir nicht meinen dahingezogenen Aufenthalt in der städtischen Anstalt. Hierselbst fand man, vielleicht nicht mit Unrecht, dass meine reine französische Aussprache vielfach auf dem Lande verfälscht wurde. Die partheiische Liebe meiner Lehrer ging auf die Neige.

Das famose Kometenjahr 1811 brachte mir an dessen Abschluss ein militärisches Schauspiel. Mit meinem Vetter August Boehm führte mich der Vater bei anbrechender Nacht auf den Polygon zu den Schiessübungen der garnisonirenden Artillerie. Herumgedrängt stand, in gehörig abgezielter Distanz, eine beträchtliche Zuschauerzahl; wir Knaben ergötzten uns nicht wenig an den parabolisch aufsteigenden und niederplatzenden

Leuchtkugeln; als aber durch spezielle Vergünstigung mein Vater Eintritt in die eigentlichen Batterien gewann, fühlte ich mein Ohrenfell so grässlich erschüttert, dass ich unwillkürlich wie im Kreisel mich herumgeschleudert fühlte, ich bat, aus der höllischen Atmosphäre bis auf weiteres entfernt zu werden.

Draussen standen im Nachtdunkel Marketenderbuden, wo wir uns vergnüglich thaten; vom blauen Nachthimmel herab funkelte die unzählige Sternenschaar, theilweise vom Kometenschweif verhüllt oder überstrahlt.

Nachtruhe fand ich keine bei später Nachhausekunft; meine erregten Nerven wurden erst mit der Morgenfrische beruhigt.

Mit dem Frühjahr 1812 ging mein ausgesprochener Wunsch in Erfüllung; ich sollte zu Pastor Vierling kommen, mein Bruder in die Quarta des protestantischen Gymnasiums. Man erlaubte mir, den Brief des Pfarrers zu lesen: «Sie zerreissen mir das Herz, schrieb er an die Eltern, indem Sie mir Eduard fortnehmen; — er war uns allen teuer geworden . . . Ihren ältern Sohn werden wir mit elterlicher Sorge empfangen, doch will ich Ihnen nicht verbergen, dass er bei mir nicht den vielfachen Unterricht findet, den er in der Stadt genoss. Schicken Sie immerhin Ihren Liebling; Gott wird alles hoffentlich zum besten wenden.»

Der Abschied in der Stadt war peinlich. — Der Pensionschef, im tiefinnigsten beleidigt, übergoss mich mit ächt wälscher Lauge. Er hatte die Mutter darauf aufmerksam gemacht, dass ich in Lampertheim mehrere bis jetzt eingehaltene Unterrichtsstunden, u. a. das Zeichnen nicht vorfinden würde, darauf antwortete ich unbedachtsam «dass ich nach der Natur zeichnen würde». Ein Hohnlächeln umzog den Mund des «Inquisitors». Meine Mutter wurde feuerroth, bat um Beibehaltung der bisherigen Gönnerschaft und die Erlaubniss für ihren Sohn, bei jeder Visite in der Stadt ein ihm liebgewordenes Haus mit Chef und Kameraden besuchen zu dürfen, was auch generös gewährt, aber kaum ein oder zwei mal benutzt wurde, indem man mir beim zweitenmal nicht gerade die Thüre wies, doch deutlich zu verstehen gab, dass ich mein bischen Französisch verlerne. Auch mochte meine Protestanten-Qualität schon damals vermerkt worden sein.

In Lampertheim ging mir ein neues Leben auf. Ich bepflanzte ein mir eigen zugewiesenes Gartenbeet und fasste es ein mit den üppig sprossenden Frühlingspappelzweigen. Kleine Vögel durfte ich hegen; sie gediehen aber wenig unter meinen Händen, und ich hatte die bittersüsse Lust, die entseelten zu begraben, vor meinen Kameraden mit einer Sterberede und einem selbstkomponirten Leichengesang zu begleiten.

Ich dachte, es sollten dies die Vorübungen sein zu meinem künftigen Pfarrersberufe. — Wie weit ist auch hier der Apfel vom Stamme gefallen!

Ein vierter Pensionär trat im Laufe des Sommers als erfindungsreicher Kumpan in unsre Mitte. Er war der Sohn des Strassburger Notars Zimmer, um 3/4 Jahr jünger als ich, aber in mechanischer technischer Gewandtheit, in Anlagen zur Musik und zum Gesang um Dezennien voraus. Ueberdies war er das Kind begüterter Eltern. Ich wurde ausgestochen, darf aber die Hand aufs Herz legen und behaupten, dass auch nicht die kleinste Anlage zum Neid in mir sich kundgab. Meine Mutter, eine Jugendfreundin von Frau Notar Zimmer, hatte von meinem fröhlichen Landleben in der Nähe der Stadt gesprochen und die Eltern des kleinen Tausendkünstlers bestimmt, ihn mir beizugesellen. Louis Zimmer verfertigte kleine aerostatische Ballons, die nicht immer sich gleich gut füllten, aber seine Fertigkeit in physikalischen Experimenten andeuteten; er war ein Feuerwerker und entwickelte später diese Anlage für Pyrotechnik in ganz ungewöhnlichem Grade; er war ein Tischler und unerschöpflich im Erfinden neuer Werkzeuge und Geräthschaften; die Scheune wurde zur Werkstatt umgewandelt, in der Nähe des Brunnens eine künstliche Fontäne angelegt. — Das alles genossen wir andre mit; eine Gunst aber, die mir allein widerfuhr, das war, meinen Busenfreund hin und wieder ins Schloss zu Oberhausbergen begleiten zu dürfen und dort eine herzliche Aufnahme zu erfahren.

Oberhausbergen liegt an der südlichen Biegung des langgestreckten niedrigen Rebhügels, der sich von der Mundolsheimer Kirche bis in die ununterbrochene Ebne von Eckbolsheim und Wolfisheim hinzieht. Der Fuss- und kleine Fahrweg führt am östlichen Abhang des Hügels hin; im Dorfe selbst bildete das ländlich-städtische Besitzthum der Familie Zimmer den nördlichen Eingang. Eine hohe baumgekrönte schattige Terrasse stiess an eine Zimmerflucht, die mir in jener Zeit wie fürstliche Prunkgemächer in herrlichem Glanze sich zeigten und gewaltig abstachen gegen das modeste Pfarrhaus von Lampertheim und meiner Eltern Wohnung in der Stadt. Ein Saal, der auch in Strassburg für ein Prachtwerk galt, enthielt einen grossartigen Spiegel, worin bei geöffnetem Fenster das Münster, die Kirchen, die höhern Häuser, die Wälle der Stadt sich photographisch abzeichneten. — Ein einfaches, aber nettes Badezimmer zierte ein Untergeschoss; geräumige Remisen und Keller, Obst- Zier- und Gemüsegärten hoben sich nördlich und östlich vom Schloss ab. Ausnahmsweise ward uns erlaubt, die Nacht im Herrschafts-Schlosse zuzubringen; meist aber wan-

derten wir beiden Knaben in der Abenddämmerung den stundenlangen Weg in das heimathliche Kosthaus. Trockne Rebblätter und aus Maronen gehöhlte Pfeifen verkürzten den Weg durch verpönten Genuss.

Ausser seiner vielgewandten Thätigkeit hatte Louis Zimmer noch eine andere Eigenschaft oder Fertigkeit voraus. Er war bereits ein kleiner Jäger, manipulirte seine Jagdflinte ganz geschickt, und wenn er nach Vögeln schoss — was mich jedesmal im Innern ergrimmte — sollte ich zusehn. Den Vorrang gewann ich ihm nur in einem Bereich ab: sonderbar genug, der so vielfach begabte Knabe war im eigentlichen Sinne geistig faul, wenn es zum Erlernen von irgend einer Aufgabe, zum Schreiben auch des kleinsten Pensums, zum Anhören auch der kleinsten Lektion kam; Sprachen, Historie, Geographie waren ihm im Grund der Seele verhasst; er bequemte sich nur zum Allernöthigsten; er dillettirte höchstens in Puppenspielen und Feenmärchen, ein ernsthaftes Buch in die Hand zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn.

Der Pastor hatte eine aus seinen Studentenjahren stammende belletristische Bibliothek, worin ich nach Herzenswunsch herumstöbern durfte. Gellerts Lustspiele und Romane, Schröders Weltgeschichte und die Dichter aus dem 18. Jahrhundert stunden meiner Lesewuth offen. Herr Vierling war ein für jene Zeit in der That vielseitig gebildeter Mann, kein gründlicher Latinist und Hellenist, aber dem Elementarunterricht, den er mir geben wollte, ganz gut gewachsen; er liess mich das erste Buch der Eneide bearbeiten, es deutsch übersetzen und eine Abschrift dieser frühzeitigen Stilisirung meinen verwunderten Eltern vorlegen. Griechische Grammatik, die Fabeln des Phädrus und einige Verse der Evangelisten durchging ich mit ihm; nicht viel blieb mir von diesen ersten Proben des griechischen Reichthums. Hier und später im Gymnasium, sogar auf der Akademie, wurde viel versäumt. Unnütze Zeit verschwendete ich an deutsche Reichsgeschichte, ich begriff den Mechanismus nicht, und er wurde mir nicht klar gemacht. Fruchtbringender waren die arithmetischen Exerzitien; der Pfarrer übte uns im Kopfrechnen. Diese erlangte Fertigkeit ging bei mir leider später in die Brüche.

Im Laufe des Sommers, die eigentliche Epoche wüsste ich nicht mehr genau zu bestimmen, kam in unsre Hausübungen eine Unterbrechung, die den andern angenehm, mir keineswegs erwünscht schien. Pfarrer Vierling mit Gemahlin, mit Frau Notar Zimmer und einem Strassburger verwandten Pfarrer nahm eine dreiwöchentliche oder monatliche Vakanz zu einem Ausflug nach Mannheim, von dort dem Neckar entlang

nach Stuttgart, wo einer seiner Söhne, wenn ich nicht irre, bei Cotta konditionirte, von dort ab nach Schaffhausen und Basel. Unwillkürlich musste ich mich fragen, warum meiner guten Mutter eine solche Erholung nicht gegönnt wurde, unwillkürliche Vergleiche zwischen der Lage der Eltern meiner Kameraden und der meinigen anstellen. Als später Herr Vierling mit vieler Sorgfalt die innegehaltene Reiseroute beschrieb und kalligraphisch in nettem Bande der vornehmeren Reisegefährtin übergab, wurde mir die Bevorzugung meines Gesellen auffallend klar. — Ein ähnliches Gefühl musste meine Eltern befallen; in nächstfolgenden Jahren lockerte meine Mutter mit beinah kränklichem, systematischem Eingreifen die kameradlichen Bande und gab mir aufrichtig das Grundmotiv an. Ich musste ihr Recht geben; nur knickte dieses allzufrühe Eingreifen in gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse die Knospen meiner Jugendblüthen.

Ich eile den Zeiten voraus. Das Jahr 1812 bleibt mit rosenrothen Zügen in meinem Kinderkalender eingezeichnet. Nichts erfreulicheres als jene Herbsttage in Lampertheim. Es war kein Elfer Jahr, und die Reben im Kochersberg — daran stiess ja das Weingut des Pastors — bieten keine Trauben wie die Colmarer Gelände. Aber die Septembertage waren durch eine Gegenwart verschönert, die mir in meiner frühzeitigen Entwicklung immer noch wie ein schönes Traumbild vorschwebt. Pfarrer F., welcher an der Rhein- und Schwabenreise des vergangenen Sommers theilgenommen, war der Vater zweier mit uns ungefähr in gleichem Alter stehenden Mädchen, die als Nichten von Pfarrer Vierling öfters Lampertheim besuchten, bisweilen an unserm Unterrichte sich betheiligten, und von uns allen als liebenswürdige, heitere, zutrauliche Gespielinnen rasch geschätzt wurden. Emilie, die ältere, nicht im mindesten schön zu nennen, behandelte mich mit einer schwesterlichen Zuneigung, die meinem liebebedürftigen Gemüthe beinah unentbehrlich wurde, und die leider in diesen Herbstferien ihren temporären Gipfelpunkt erreichte. Die Mädchen wurden nach einem an der Traubenpresse verbrachten Abend in die Stadt zurückberufen, und ich habe sie in den nächstfolgenden Jahren nur in langen, langen Zwischenräumen, in total veränderten Verhältnissen wieder gesehen. Es ist mir von diesem kindlichen kurzen Zusammenleben, diesen Spaziergängen auf Wiesen und in Reben und in nahen Dorfschaften, mit Onkel und Nichten, nur die schmerzlichsüsse Sehnsucht nach Schwestern in meiner elterlichen Wohnung geblieben. Dramatische Szenen aus diesem ephemeren Arkadien wüsste ich kaum zu melden, es sei denn das einmalige Begegnen der Dorfheerde, welcher der Heerdestier majestätisch voranschritt, bei unserem Anblick

Miene machend, die untergeordnete Harems-Schaar zu belassen und sich den kleinen Städtern entgegenzuwerfen. Ich geleitete schnell die geängsteten Mädchen hinter einen Obstgartenzaun, mit einer, ich hoffe, nicht übelstehenden Protektorsmiene, und erntete den stummen Dank ein. Auch einer Rückkehr der lieben Mädchen mit den Eltern nach der Stadt weiss ich mich noch deutlich zu entsinnen; der Weg führte längs dem abendlichen Erlenbach hin, und beim Abschied drängte sich das Leid der Scheidenden unwillkürlich in ein paar Worte zusammen, welche von ihrem Onkel nachher noch einigemal zu ihrer Bestürzung hervorgebracht wurden. Mit meinem schüchternen Wesen drängte ich frühe schon jedes überwältigende Gefühl zurück; kann aber bei dieser Poesie der Entsagung doch ausrufen: Auch ich war in Arkadien geboren.

Der eintretende Winter von 1812 fiel zusammen mit dem unheilvollen Rückzug aus Moskau. Auch in unserm engen Kreise blieb der Gegenstoss fühlbar. Im Pfarrhaus verfinsterten sich die Gesichter und es wurde einem Kinderblicke sehr klar, dass der Pastor den besuchenden Ackersleuten gegenüber eine erheuchelte Ruhe und Vertrauen auf die Regierung zur Schau trug. Für mich brachte die frühe, ungewöhnliche Kälte einen Umschwung in das allzu liebgewordene idyllische Verhältniss. Ich hatte noch einigemal die Eltern' zu Fuss in der Stadt besucht und war dem Nordwind ausgesetzt zurückgewandert in das ländliche Heim. Auf den überfrorenen Wiesengründen ward zum erstenmal das Eisschuhlaufen versucht. Die winterlichen Reize der Landschaft lernte ich schätzen wie die früheren Genüsse; doch im wilden Schneegestöber des Dezembermonats und im ungeheizten nördlichen Schlafzimmer überfiel mich ein bedenkliches Fieberfrösteln; zwar wurde ich prophylaktisch in das Zimmer der Pfarrerin eingebettet, allein die benachrichtigten Eltern holten mich eiligst ab, und in der Weihnachtswoche ward mein Eintritt ins Gymnasium beschlossen. Ein Professor dieser Bürgerschule, bei dem meine Eltern seit kurzem sich eingemietet hatten, nahm ein Examen mit mir vor, erklärte mich für die Tertia fähig, und so wurde ich mitten in einem Semester wieder in eine mir fremde Umgebung geworfen. Der Abschied von Lampertheim war peinlich; der Pastor hatte uns mit seinem fröhlichen Grusse beim Aussteigen aus der Kutsche bewillkommt — und nun ging die Scheidung vor sich. Dass ich mit kommenden Sommermonden den Lehrer und den Pensionsgenossen, je mehr je lieber, besuchen sollte, ward beschlossen; ruhiger sagte ich Lebewohl, und betrat gleich am folgenden Tag die zahlreiche Schulklasse, zugleich mit einem Verwandten, Kroeber, aus Markirch.

Meinen Mitschülern war ich in den meisten Fächern, im Französischen absonderlich, weit voraus, und ich konnte bereits an Ostern in eine höhere Klasse befördert werden; auch dort überflügelte ich die meisten meiner älteren Kameraden. Meine befriedigte Eigenliebe versöhnte mich mit dem Stadtleben; ich ging im Lernen auf und war, soviel ich mich erinnere und ich mich rühmen darf, von Lehrern und Knaben wohlgelitten; der nicht sehr strengen Disziplin mich zu fügen, fiel keineswegs schwer; aus dieser frühen Gymnasialzeit stammen einige kameradschaftliche Verbindungen, die sich für das ganze Leben bewährten. Als stehende Erinnerung aus diesen ersten öffentlichen Lehrjahren bleiben mir Streifereien mit meinem jüngeren Bruder durch Feld und Wald, auf einige Stunden hinaus, in nord- und südlichen Revieren von Strassburg. Wir waren leidenschaftliche Schmetterlingsjäger und Raupenzüchter, eine von Lampertheim überlieferte Passion; auch die Blechkapsel zur elementaren Herbarisation hing abwechselnd auf unserm Rücken, so durchzogen wir die Waldungen von Brumath und von Neuhof; mit primitivem spartanischem Proviant versehen und in ebenso primitiven Dorfschenken für einige Groschen saures Bier oder klares Wasser eintauschend. Unsere sonst so besorgliche Mutter überliess uns für diese Ausflüge eine unbegrenzte Freiheit, die aber auch nie zum geringsten Missbrauch oder zu einer erheblichen Ungelegenheit führte. Wir ergötzten uns an den spöttischen oder aufmunternden Zurufen der auf der Hauptstrasse vorbeifahrenden Passagiere. Noch ertönt in meinen Ohren der Ausspruch eines Stockfranzosen, der zu seiner Frau sagte: «Ce sont des attrapeurs de papillons» und der Vorwurf der nunmehr verheiratheten Pfarrerstochter von Lampertheim, die uns in der Nähe ihres von uns diesmal umgangenen Heimathdorfes antraf. Wir wollten uns vermuthlich von unserm Schlaraffenleben nichts und keinen Zoll breit abmarkten lassen.

Das Ende des für die französische Armee verhängnissvollen Jahres 1813 nahte. Die alliirten Heere standen geschaart am rechten Rheinufer; für unsre bedrängte geängstigte Vaterstadt eine traurige Periode, für uns Knaben eine bewegte, nach vielen Seiten hin anziehende Zeit. Die Elastizität der kaum abgelaufenen Kinderjahre lässt mitten in der Bedrängniss keinen eigentlichen Kummer aufkommen. Die anwachsende Garnison belebte für uns Kasernen und Strassen; die soldatischen Uebungen der Nationalgardisten auf Wällen und öffentlichen Plätzen nahmen uns mehrfach in Anspruch; freilich sahen wir theilnehmend die Besorgniss der Mutter um die gehörige Proviantirung, beklagten den Vater, welchem als Kapitän der frequente Wachtdienst bei erschütterter Gesundheit beschwerlich fiel; er wurde

im Laufe des Dezembers vorübergehend vom Spitaltyphus ergriffen, und später erst erklärte ich mir den gewichtigen, tragischen Sinn vieler Aeusserungen der beiden Eltern.

Mit dem Dreikönigstage 1814 begann die Blokade der Stadt; vorhergehende tragi-komische Szenen, besonders an die Einquartierung anknüpfend, bildeten gleichsam den Prolog zu dem beinahe vier Monate sich fortspinnenden Drama. Gegenwärtig ist mir noch der Zornausbruch einer nicht unschönen Dienstmagd, die von einem französischen Douanier ungebührlich geängstet wurde; ebenso sehe ich noch mit den Augen des Geistes das abendliche Hereintreten in unsere Wohnstube einer eleganten, in Spitzenrobe gekleideten jungen «Wäscherin», die sich auf der Stelle bei der Frau Professorin Braun so sehr einzuschmeicheln wusste, dass man ihr ein niedliches eingeheiztes Zimmerchen gastlich anwies. Die Szene nahm eine ungeahnte Wendung am andern Morgen. Es hatte sich die lebensfrohe Halbdame von einem adäquaten eleganten Offizier in das Schauspielhaus abholen lassen, war mit ihm in unser Quartier zurückgekehrt, hatte den temporären Liebhaber nicht fortgeschickt und musste nun die Scheltworte der puritanischen Hausfrau mit in den Kauf nehmen. Sie suchte sich stante pede eine liberalere Wohnung, zog aus und warf im Fortgehn der Dienstmagd ein beträchtliches Trinkgeld zu, schied somit zwischen Fluchen und Danksagung. Im Laufe der Blokade begegnete ich mehrmals auf der Strasse dem üppig schönen Weibe, das mich Kleinen aber nicht einmal eines wegwerfenden Blickes würdigte.

Als ich am Vorabend der Belagerung und noch an den ersten Tagen in mehreren Familien die Angst und Bekümmerniss, das Einpacken und das Verstecken des Silbergeschirrs und anderer werthvoller Gegenstände mit ansehen musste, wurde mir immer mehr der Ernst der Lage klar. Auch die Vorkehrungen in den Gymnasialräumen gegen das ansteckende Fieber durch eine hässliche Essenz von Gayton Morvaux fielen beschwerlich. Zum Lobe der Lehrer und Schüler sei indess gesagt, dass der Unterricht keine Stunde unterbrochen und der Eifer der Lernenden auf dem bisherigen Standpunkte sich erhielt.

Mein Vater hatte als Nationalgardisten-Kapitän das Privilegium einer Karte, die ihm vor die Thore bis zu den äussersten Posten zu dringen erlaubte. Mehrmals benutzte ich die Gelegenheit, mit ihm vor die Gefängnissmauern des Walles zu gehen, und in einem kleinen Nutzgarten, den wir rechts vom Spittelthor pflegten, wilde Endivien auszujäten und der Mutter in die schlecht bestellte Küche zu schaffen. Bei einem dieser Aus-

flüge gelangten wir bis in die Nähe der Schachenmühle, wo ein Kosake und ein Badenser Landwehroffizier Posten gefasst und sich mit dem wachthabenden Offizier des französischen Vorpostens freundnachbarlich, doch halb in Zeichen zu unterhalten schienen. Zum erstenmal sah ich in nächster Nähe einen «Sohn der Steppe». Nach kurzen Minuten wurde indess dieses freundliche Begegnen abgebrochen; der Franzose rief, sein Pferd umwendend, dem Russen zu: adieu, cosaque; dieser fletschte mit den Zähnen, und nach entgegengesetzter Seite hin entfernten sich die Interlokutoren. Wir ebenfalls suchten mit beflügelten Schritten das Weite, oder vielmehr die Enge der Festung.

Die eigentliche Garnison Strassburgs betrug an waffentüchtigen Soldaten nicht viel über 2000 Mann, unter General Broussiers Kommando. Bei den Ausfällen versah die Nationalgarde ausschliesslich den Dienst im Innern und in einigen Aussenwerken. Auf den Wällen wachte die einheimische Artillerie. — Die namhafteste Expedition des Oberkommandanten wurde am Charfreitag 1814 unternommen; in einem Augenblicke, da die Würfel in und um der Hauptstadt Paris schon gegen den Kaiser gefallen. Es ist durchaus nicht unmöglich, dass der französische General schon Kenntniss von den Hauptereignissen im Innern hatte und er somit seinen Ausfall jenseits der Festung von Kehl gegen die östlich gelegenen badischen Ortschaften richtete mit der Voraussicht unnützen Blutvergiessens. Er hätte somit gehandelt wie auf einem grössern Schlachtfeld bei Toulouse Marschall Soult sich gegen Wellington schlug.

Der Generalmarsch berief, während die Glocken in den protestantischen Kirchen zur Festfeier luden, die Nationalgarde auf die Rheininsel und nach Kehl. Der Vater eilte pflichtgemäss dem Sammelplatze zu. Mit einer Dienstmagd, die eine magere Fastenspeise im Korbe trug, gelang es mir in später Nachmittagsstunde, bis an das äussere Citadellenthor zu gelangen, dort aber wurde ich unerbittlich von dem wachthabenden Offizier abgewiesen und kehrte mit der leidigen Nachricht nach Hause, fest überzeugt, dass der Vater einen Hungertag durchlebt. Wir wurden in der Nacht unsrer Befürchtungen entledigt; die Veteranen der Nationalgarde waren nicht in die Reihen der aktiven Soldaten getreten, und auf der Rheininsel hatten sich die Offiziere an frisch gefangenen und gebackenen Rheinfischen gesättigt.

Die eigentliche Krisis sollte wenige Tage drauf am Ostermontag erfolgen. Die Pariser Nachrichten drangen durch die Sperre; man zählte auf baldige Befreiung und erspriessliche Nahrung. Während der Pseudobelagerung — denn eigentliche

Gefahr hatte während dieser ersten Blokade Strassburg durch einen unzureichenden Kordon deutscher und russischer Truppen nicht zu bestehen — hatte Senator Röderer, im Stadthaus residirend, die kaiserliche Civilregierung versehn. Er war am 3. oder 4. Januar noch zur Stadt hereingelangt und hatte, eine Zwangsanleihe abgerechnet, im Grunde sich durch ein mildes Regiment ausgezeichnet und die Bürger bei guter Laune zu erhalten gesucht. Er gab einige besuchte Soireen; die niedern Volksklassen stiessen gegen diese «unerhörte Verschwendung» unberücksichtigte Verwünschungen aus; aber die jüngere Damenwelt nahm die angebotene Zerstreuung, auch unter den äussern bedrängenden Verhältnissen, nicht ungern entgegen, wie man denn zu jeder Zeit am Rand der Vulkane zu tanzen beliebte.

Graf Röderer war nicht im Elsass geboren; er stammte aus einer katholischen Parlamentsfamilie von Metz und spielte während den ersten Jahren der Revolution eine hervorragende Rolle in der konstituirenden Versammlung, darauf als procureur syndic von Paris bewog er am 10. August Ludwig XVI., sich mit seiner Familie in die Assemblée législative in Sicherheit zu begeben. Es war wohl in jenem kritischen Augenblick der einzige rationell mögliche Ausweg; für den Rathgeber und den unseligen Berathenen ward dieser in extremis gefasste Entschluss verhängnissvoll. Roederer hielt sich zwei Jahre lang verborgen, trat dann wieder unter dem Direktorium und dem Konsulat aus seiner Dunkelheit hervor. Seine literarisch-historischen Arbeiten sind geschätzt; der Kaiser verwendete ihn zu mehreren gewichtigen Missionen, u. a. bei Joseph, König von Neapel, und in Madrid; Strassburg war im Grunde ein trauriger letzter Abstecher in dieser glänzenden Laufbahn.

Im Stadthaus wurde jeden Abend der wachthabende Offizier bei dem Senator zu Tische geladen; so gelangte mein Vater zu der unerbetenen Ehre. Graf Röderer wusste, dass er Namensvettern im Elsass hatte, liess sich aber auf keine weitere Erörterung ein. Meinen Vater fragte er, ob es mit seiner Proviantirung gut bestellt sei, worauf er die vorsichtige Antwort erhielt, man habe nur den verbreiteten Gerüchten Glauben geschenkt und lebe somit zu den Marktpreisen. Der Graf beruhigte über die Dauer der Belagerung, er sei überzeugt dass eine Entscheidung nicht mehr lange sich hinziehen könne. Bei einer zweiten Wache überliess Kapitän Spach seinem Lieutenant die Ehre der Senatorstafel, nahm aber des Abends seine Dienststelle wieder ein und erzählte lachend, wie Graf Röderer, da er ins Theater ging, verblüfft ausgesehn, als er bei dem präsentirenden Wachtposten eine andere kommandirende Persönlichkeit bemerkte. Mein Vater wäre nie hoffähig geworden.

Während der Osterwoche wurden die Thore zwar nicht offiziell geöffnet, doch konnte man sich ungestraft nach Schiltigheim hinaus wagen, die badischen Landwehrsoldaten besehn und bei der Rückkehr eine Flasche frische Milch hereinschmuggeln. Wir waren, der Vater und ich, mit einem ehrenwerthen verwandten Strassburger in sein am südlichen Eingang Schiltigheims liegendes Landhaus getreten; es war selbstverständlich in total verwüstetem Zustande und erpresste von den Lippen des Betroffenen einige Kernflüche.

Von nun an wurde Schiltigheim und die Kehler Strasse während des ganzen Frühjahrs Zielpunkt unserer Spaziergänge beim Durchzug der alliirten Truppen, die mit grünen Reisern geschmückt in die Heimat kehrten. Im Gasthof zum Geist waren auch täglich die Schärpen der fremden Offiziere zu begaffen und Vergleiche mit der Uniformirung der französischen Garnison anzustellen. Die Friedensproklamation machte diesem Parallelismus ein Ende.

Meiner Mutter war von der Schreckensregierung eine so schauderhafte Erinnerung geblieben, sie hatte überdies in der herrnhutischen Erziehungsanstalt von Montmirail in der Schweiz während des Jahres 1792 und der ersten Hälfte von 1793 so streng konservative, legitimistische Ideen eingesammelt, dass die Wiedereinführung der Bourbonen von ihr mit Freuden begrüsst wurde. Die Hinrichtung der königlichen Familie hatte das junge Mädchen erschüttert; sie verehrte in der Herzogin von Angoulême eine halbe Märtyrerin und hoffte, ihr Oheim würde für Frankreich nach all den fünfundzwanzig ausgestandenen Jahren wahre sonnige Vergeltungstage heraufführen. Ihre Ueberzeugung liess in meinem Ideengang deutliche Spuren zurück. Ich stand mit meiner politischen Anlage schon früh ganz vereinzelt inmitten meiner Gymnasialgenossen. Bereits im Jahre 1813 von ihr in unsre periklitirenden Vermögenszustände eingeweiht, konnte schon damals keine eigentliche fröhliche Stimmung die Oberhand gewinnen; zu melancholischem Hinbrüten war ich in der Einsamkeit geneigt.

Damit ich mich indess nicht ganz ungerecht gegen mein Geschick und meine damalige Lage geberde, muss ich gleich in Erinnerung bringen, dass auch in der unruhigen Epoche der Blokade mir ein unerwarteter lehrreicher Genuss zu Theil geworden. Zur Fristung des Theaterpersonals, das am Hungertuch nagte, hatte man den Offizieren ein Abonnement zugemuthet. Mein Vater übergab mir seine Karte zu alleinigem Gebrauch, und während der Winter- und Frühlingsmonate lebte ich mich in das französische Lustspiel- und Dramenrepertorium hinein. Die Schauspielertruppe stand hoch über Mittelgut. Zu dem

Schlusse bin ich berechtigt, indem viele der Mitglieder von den Theatern der Hauptstadt aufgenommen wurden. Ich hatte mich in eine Ecke des Orchesters eingeschlichen, wurde geduldet und versenkte mich, ohne mit irgend jemand zu verkehren, in das Anschauen der Scheinwelt der höheren Gesellschaft und der dramatischen Heroen. Von Figaro's Hochzeit oder dem Barbier von Sevilla blieb mir zwar ein Theil des Intriguenspiels noch unentwirrt, doch gegenwärtig sind mir noch die typischen Figuren der Hauptschauspieler und der Aktricen; an diese Knabenzeit knüpft sich meine Vorliebe für das französische Lustspiel; es schien, als ob mir zum Voraus die liebliche Erscheinung der Mars vorgeschwebt wäre. Talma, den ich zum erstenmal im Spätherbst 1814 in einer mittelmässigen Tragödie durch Vergunst eines meiner guten Gymnasiallehrer zu sehen bekam, blieb mir fremd; ich war noch nicht im Stande, diese Einfachheit im tragischen Pathos zu fassen. Spätern Zeiten war dieser Genuss vollauf vorbehalten.

Mein Theater-Hospitiren während der Blokade zählt nicht zu meinen Erstlings-Erfahrungen in diesem Fache. In unsrer Wohnung beim Hospital hatten meine Eltern eine abgelegene Stube an einen Musiker des Orchesters vermiethet; der brave Mann, eine treffliche Bassgeige, war ein schlechter Zahler und trug seine Schuld ab, indem er mich regelmässig in das Schauspielhaus mitnahm. Es mag dieses Einschmuggeln etwa in die Winter von 1810 und 1811 fallen. Ich war bei weitem nicht allem gewachsen, doch trug auch diese Vorübung ihre sprachlichen und literarischen Früchte. Bisweilen wenn die Vorstellung sich ungebührlich in die Länge zog, überfiel mich eine unwiderstehliche Schlafsucht, und ich entsinne mich gar wohl, eines Abends auf dem Schosse einer mir wildfremden Dame in den vordersten Orchesterbänken während eines Entr'acte eingeschlummert zu sein. Im Halbtraum hörte ich eine Nachbarin meine gütige Pflegemutter fragen: A qui appartient donc ce petit garçon? — Bon dieu, est-ce que je le sais? erwiderte die andere. Ich weiss nicht einmal, ob ich mich für das gewährte Asyl bedankte. Aus jener Zeit ist mir ebenfalls der blendende Nacken einer jungen Schauspielerin in feinem Andenken geblieben; die Schöne pflegte sich bis mitten im Orchester niederzulassen, mit Geigen und Bassgeigen und andern Bewundern zu kokettiren, eine ästhetische Vorschule für den frühreifen Knaben.

Meine ersten Theatergenüsse verdanke ich indess dem deutschen Schauspiel. Es blieb dieses in einer engen Gebäulichkeit, die später für die Synagoge hergerichtet wurde, eingepfercht; auf ein unerfahrenes schaulustiges Kind machten auch in diesem beschränkten Raume die «Jungfrau von Or-

léans» oder «die Kreuzfahrer» einen unbeschreiblichen erschütternden Eindruck. Einzelne Szenen erscheinen jetzt noch vor den Augen des Geistes; Schauspieler, mit welchen mein Vater beim Nachhausegehen in ihrer bürgerlichen Tracht einige Worte wechselte, schienen mir dennoch wie Heldengestalten. Wie gerne hätte ich mich diesem hohen Berufe gewidmet, wäre nicht das bethätigende Dazwischentreten der religiösen Mutter massgebend gewesen.

So kann ich denn jetzt in allen Phasen meiner ersten Erziehung den Doppeleinfluss der beiden Sprachen und Nationalitäten verfolgen. Ich gebe hier nur das reine Faktum; ob es wünschenswerter gewesen, nur eine Hauptrichtung zu kennen, wage ich in der That nicht mehr zu bestimmen.

Während der Johannisferien 1814 begab ich mich auf den Logelbach zu meiner verehrten Halbmutter, verweilte dort einige Zeit, traf aber die gute Familie in ein grosses Leid verfallen. Wilhelmine Graf, die jüngere Tochter, hatte sich am Ende des verflossenen Jahres mit einem Vetter, einem aus Spanien zurückkehrenden tapfern Kapitän verlobt; der wackere thatenlustige Mann war mit der Garnison von Schlettstadt eingeschlossen; er befehligte dort als tonangebender erfahrener Soldat die Ausfälle, war nach einer Zwistigkeit mit einem Obern vom Nervenfieber tödlich ergriffen, und, gegen sein Loos ergrimmt, war er im Hospital gestorben. Seine Braut war und blieb untröstlich. Ihre jugendliche Anmuth war verwelkt und zu Grabe gegangen. Der Aufenthalt auf dem Logelbach blieb mir diesmal vergällt. Ich brachte meine Zeit mit einer griechischen Grammatik zu und kehrte nicht ungern in die Schulstube zurück. Es war mir durch verschiedene Andeutungen klar geworden, dass die Familie Graf in ihren Vermögensumständen, wie meine eigene, rückwärts gieng. Der Stiefvater war todt, der wackere Ringi aus russischer Gefangenschaft nackt und blos in die Heimath gekommen. Man wies mir auf dem Speicher den Bettlermantel, den er auf der mühselig langen Route getragen; der verabschiedete Husar befand sich bei meiner Anwesenheit am Logelbach, zu Münster wo er sich als Beamter der Hartmannschen Fabrik eine modeste doch ehrenvolle Existenz sicherte. Sieben oder acht Jahre später sollte ich wieder mit ihm und seiner paralysirten Mutter zusammentreffen und frühere Erinnerungen wachrufen.

Im Spätjahr (1814) knüpfte sich eine Freundschaft an, die segensreich einen nachhaltigen Einfluss auf meine ganze Laufbahn ausübte. Schon voriges Jahr (1813) hatte ich im Gymnasium mit den Söhnen des Generals Coehorn Kameradschaft gepflogen, mit Eugen zuvorderst, der beinah in denselben

Jahren stand wie ich und mich gerade durch seinen liebenswürdigen leichtsinnigen Frohsinn anzog. Es war ein schöner Knabe, der keck ins Leben hinausblickte, selbstverständlich die Laufbahn seines bei Leipzig gebliebenen chevaleresken Vaters einschlagen, aber mit Lernen so wenig als möglich sich befassen wollte. Wir fanden uns, seltsam genug, einmal auf der Straf- oder Armensünderbank der Schulklasse zusammen; ich, zum Abbüssen einer gegen den Lehrer ausgestossenen Impertinenz, er, ich weiss nicht mehr für welches Vergehen; — der Erste und der Unterste der Klasse — denn es herrschte im Gymnasium das System der mobilen Platzverteilung. Im September 1814 lud er mich im Namen seiner verwittweten Mutter, Baronesse von Coehorn, auf einige Vakanztage nach Ittenweiler, ihrem Wittwensitze Dass ich willig folgte, lässt sich denken. Meine Mutter gab mir unzählige Verhaltungsmassregeln mit auf den Weg; ich vergass alles und spielte zuvorderst die Rolle eines unbekümmerten Jungen aus der Bürgerklasse. Eugen, er und sein jüngerer kaum 11jähriger Bruder und ich, waren von seinem Privatlehrer, dem späteren Pfarrer Kurz von Lingolsheim, auf den Barrer Landwagen verpackt worden. Sechs Stunden von Strassburg entfernt scheiden sich die Wege, die Nacht war früh hereingebrochen, die drei Knaben schlugen zur Fuss die Strasse über Gertweiler und Sankt Peter ein; Fuhrleute, die wir um die Stunde befrugen, antworteten barsch und roh; wir zogen allein in der Finsterniss auf der völlig vereinsamten Landstrasse weiter. In Sankt Peter klopfte Eugen an das Fenster eines früheren Stallknechtes seines Vaters und bat ihn, uns auf dem Feldweg nach dem einsamen Ittenweiler zu begleiten und dort die nächtlich losgelassenen Hunde, die uns nicht erkennen würden, zu besänftigen. Mir schlug das Herz, als wir über den Schlossgraben in eine Allee einlenkten und, auf einer äusseren Treppenflucht emporsteigend, plötzlich in einen hellerleuchteten Saal traten. Grossmutter, Mutter, Tante, zwei Schwestern flogen den beiden Knaben entgegen; mir sagte die Mutter, eine noch blühende, jugendliche Dame verbindliche Worte, die ich verblüfft unbeantwortet liess. Ich war, im eigentlichen Sinne des Wortes, durch den schnellen Wechsel von rabenschwarzer Finsterniss auf einsamen Pfaden und dem lampenhellen, von Damen besetzten lieblichen Landsalon verstört, meiner selbst nicht mächtig und blieb wie ein Einfaltspinsel bestürzt in einer Ecke, während die jüngere der gegenwärtigen Schwestern, die spätere Baronesse von Bussierre, ihren Arm um Eduard geschlungen, auf und abging, und mir von Zeit zu Zeit einen herrischen, echt aristokratischen Blick zuwarf. Es vergingen zwar nur einige Minuten, und beim

bald darauffolgenden Nachtessen kam ich zu mir selber, gab gehörige Antwort, und fühlte mich bald, fast wie auf dem Logelbach, im fremden hohen Zirkel heimisch. Aus meiner Schlafstube konnte ich am folgenden Morgen den Eingang ins pittoreske Andlauerthal, links die drei Kuppen des Ungersberges, rechts den Männelstein, begrüssen und auf den thaugetränkten Wiesen, am Erlenbache hin, mich der herrlichen Umgebung erfreuen.

Ittenweiler, ein zum Landsitze umgewandeltes Cisterzienserkloster, war aus den Händen des Komponisten Pleyel in die Hände des verstorbenen Generals gelangt und wurde nun für die sparsam pensionirte Witwe ein erwünschtes Asyl. Wein-, Garten- und Ackerbau lieferten genugsam Vorrat und einige Renten bestritten die nothwendigsten Ausgaben; ein sehr geregeltes Hauswesen liess nur Beschränkung, nicht Mangel aufkommen. Es war eine halb aristokratische, halb bürgerliche Existenz, ehrenhaft und allseitig geebrt. Frau von Coehorn, damals am Ende der dreissiger Jahre stehend, erschien mir noch in vollem Jugendglanze; deren Mutter, Frau Debeyer, aus einer Strassburger Patrizierfamilie, etwa sechzigjährig, trug ihr Alter auf der gefurchten Stirn; eine nicht verheirathete Tante — dreissigjährig — eine spätere Baronesse de Fontenelles war jugendlich aufgeregt, geistreich, wie ihre ältere Schwester sprachkundig gebildet; eine alte Gouvernante gehörte zur Familie. Adele, die ältere Tochter, 14—15 jährig, eine Klaviervirtuosin, nahm sich, wie ihre Tante, meiner an und glättete unversehends manches an dem Gymnasialklotze — ich spreche von nachfolgender Zeit. Ich war gelehrig und nicht undankbar. Im Garten und auf der Flur befreundete ich mich mit dem inprovisirten Intendanten des Hauses, mit Diego, einem aus Badajoz gebürtigen Spanier, der als Kriegsgefangener nach Ittenweiler verschlagen, vom General bevorzugt, daselbst heimisch wurde, sich der Familie seines Beschützers von ganzem Herzen hingab, und mit all seinem jähzornigen Naturell und seinen stets übersprudelnden Nationalflüchen innerhalb der Marksteine des Landgutes die Zuneigung sämmtlicher Hausmitglieder eroberte. — Ausserhalb freilich war er gefürchtet. Eine markige sonnen- und wettergebräunte Figur! wie eine Silhouette, herausgeschnitten aus einer Episode des Gilblas de Santhaure! Er bewachte als treuer Flurhüter den Rebgarten, dem wir Knaben allzuhäufige Besuche abstatteten.

Die Vakanzwoche verflog allzuschnell. Ich musste, wie ich sogleich erzählen werde, zu einer wichtigen Pflichterfüllung nach Hause zurück. Dass ich nicht ganz missfallen, erfuhr ich durch die Einladung, mich nochmals im Laufe des Ok-

tobers sehen zu lassen. Der ungeschickte, ungehobelte Schuljunge hatte sich des Abends durch einige französische Stilübungen in bouts rimés habilitirt.

Im Gymnasium wurden am Ausgang jedes laufenden Semesters, d. h. um Michaelis und Ostern, von den begabtesten, gekrönten Schülern, wie in den Jesuitenanstalten, öffentliche Stil- und dialogisirte Exercizien gehalten. Das Auditorium der neuen Kirche diente als Festraum mit obligatem Orchester. Ein besonderer Umstand gab dem Schulfeste von 1814 einen eigenen Charakter. Der Lilienorden war von den wieder eingesetzten Bourbonen gestiftet und an ihre Getreuen bei vielen Gelegenheiten ausgetheilt; so kam auch die Reihe an die höheren Klassen öffentlicher Lehranstalten und deren bevorzugte Eleven. Der Rektor der Akademie, Herr Bernard de Montbrison, heftete mit eigener Hand das weisse Band mit der Lilie in das Knopfloch der bezeichneten Schüler und betonte die Vergünstigung, indem er den actus mit dem Anlegen der Toga in der römischen Patrizierjugend verglich. Ich that mir etwas zu Gute mit der verliehenen Huld; aber nach wenig Tagen verboten mir die vorsichtigen Eltern das Anlegen der Lilie, mit Recht für den Knaben die Entwicklung einer frühzeitigen Eitelkeit befürchtend. Zu meiner Vertheidigung sei es indess gesagt, dass ich ohne das geringste Widerstreben gehorchte.

Dieser elementare Hausorden des neu erstandenen Königtums war auch in dem kaiserlich gesinnten Strassburg als ein geringfügiger Schmuck erschienen. Nichtsdestoweniger fand ich, drei Dezennien später, als Archivar in den Akten der Polizei die Bittschriften erwachsener und geschätzter Bürger vor, die sich um diesen «verpönten» Schmuck bewarben. Auch eine sozialistische Republik müsste sich in Frankreich zur Erfindung angemessener revolutionärer Orden bequemen.

Unterdess war der Märzmond 1815 herangekommen, wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde der Landung Napoleons im Golfe von Cannes die Hauptstadt des Elsasses; auf den Gesichtern der Garnisons-Soldaten und vieler Bürger gab sich eine unverhehlte Freude kund. Seine Ankunft in Paris wurde bestätigt durch die sofortige Flucht der königlichen Oberbeamten; der Präfekt Kergariou kam nicht ohne einige Insulten weg. Marschall Soult, duc d'Albufèra, erklärte sich schnell für seinen ehemaligen Herrn und hielt am Osterfeiertag auf dem Kleberplatz eine Revue sämmtlicher Truppen ab, wo des betäubenden Jubilirens kein Ende war. Sämmtliche Kompagnien hatten ihre Shakos auf die Flintenläufe gesteckt; ihr Vivatgeschrei mochte, vom lauen Westwind getragen, bis zur deutschen Wache des rechten Rheinufers hinüber gellen. Auch die Na-

tionalgarde stimmte in den Jubel ein. Bedachtsamere politische Köpfe — eine Minderzahl — hielten sich abseits.

Die Bedenklichkeiten mehrten sich bei der schnell verhängten Grenzsperre. Kaiserliche Kuriere nach Wien wurden abgewiesen. Bedrohliche Symptome des baldigen Kriegsausbruchs mehrten sich täglich. General Rapp kam ins Elsass und organisirte die Vertheidigungsanstalten. Zu meinem Vater, dem er als gleichaltrigen Schulkameraden gewogen war, sprach er bei einem Empfang der Offiziere der Nationalgarde im Palais die raschen Worte: Erziehst du deine drei Buben für den Kaiser? In derselben Viertelstunde wurde ein rebellischer katholischer Landpfarrer hereingebracht, und vom General barsch angefahren. Der Beargwohnte beantwortete, mit kaum zurückgehaltenem Hohnlächeln, aber bündig, die verfänglichen Fragen des Napoleonischen Feldherrn. «Nehmt euch in Acht», drohte der erzürnte Organisator des patriotischen Widerstands; «bei der ersten Klage . . . .», und zu seiner Suite sich wendend: «lasst ihn laufen!» Die schnell abgespielte Szene war das nicht zu verachtende Symptom einer unterirdischen Reaktion. Unterdess feierte man in beiden elsässischen Rheindepartements Föderationstage, wobei das immer noch zunehmende vertrauensvolle Jubiliren in Banketten und Marseillaisegesängen gipfelte.

Ernster gestaltete sich der politische Horizont im Laufe des Juni. Rapp, mit seinen regelmässigen Truppen und dem Korps der Partisane, besetzte die Grenze an der Lauter, während falsche Gerüchte über bestandene Treffen in der aufgeregten Stadt zirkulirten. Bis in die Gymnasialklassen drang der unabweisliche Kriegslärm. Da, mit einemmale, in der letzten Juniwoche, brach die Hiobspost einer verlorenen Hauptschlacht in Belgien unter der enttäuschten Einwohnerschaft sich Bahn. «Rapp sei mit seinen Truppen über die Vogesen ins innere Frankreich gezogen.» Die Stadt war von Truppen entblösst; in den Strassen begegnete man bestürzten Gesichtern, hörte unverhehlte Zornesausbrüche: «Man verlässt uns, wir sind dem Feinde überliefert.» Doch nach kurzer Zeit drangen bestimmtere Nachrichten durch: «Rapp mit seiner ganzen, kleinen Armee retirire auf Strassburg zu», und in der Frühe des 28. Juni bekundete Kanonendonner und Geschützfeuer, dass ein verzweifelter Kampf vier Stunden nördlich von Strassburg zwischen dem Brumather Walde und dem Laufe der Suffel begonnen. Noch lebt in der Erinnerung manches Greises das Andenken an den mörderischen Tag. Bereits vor den Abendstunden begann das Einbringen der Verwundeten durch die Steinstrasse, auf requirirten Fahrzeugen jeder Gattung. Erfrischender Trank wurde allseitig von schönen und auch von

kräftigen Händen gespendet, bevor die Wagen den fernen Weg nach dem Militärspitale einschlugen. Von den Strohbündeln herab ertönte der ununterbrochene Ruf: Es lebe der Kaiser; mit unterdrücktem Schmerz antworteten die barmherzigen männlichen und weiblichen Samariter.

In der darauffolgenden Nacht röthete sich der nördliche Horizont; die wohlhabenden Dörfer Mundolsheim und Suffelnheim giengen, vom Feinde erstürmt, in Flammen auf; aber Rapp mit seinen Kampfgenossen behauptete eine feste Stellung in den drei nördlichen Strassburg benachbarten Dörfern. Die Stadt war vorläufig geborgen, und auch nach der südlichen Seite hin besetzten die französischen Truppen in gehöriger Entfernung die Zugänge. Es war eine Lagerumwallung, die dem Feinde Halt gebot und den Strassburgern das gefahrlose Schauspiel einer bedeutenden Kriegsszene vor die Augen brachte. Wir Knaben besuchten unverzüglich, bis zu den äussersten Vorposten, keck und unbehindert die französischen Kantonirungen, sahen noch jenseits Hönheim die letzten Spuren des Schlachtentags und die brennende Kirche von Sufflenheim. Unauslöschlich blieb der Eindruck dieser Mord- und Brandtage.

In den Strassen und in den einsamsten Gassen der Stadt entfaltete sich mit deren Umzingelung ein reges Leben. Die Bewohner der drei nördlichen Dörfer hatten eiligst ihr Geflügel und ihre Kühe und Schweine vor Feind und Freund geflüchtet; all' das Getier bivouakirte nun vor den Thüren befreundeter Einwohner in schnell errichteten Verschlägen und Baracken. Auch das Haus, das wir zum Teil bewohnten, beherbergte solche Gäste. Uns Knaben ergötzte die unerwartete Bevölkerung, der ganze Ernst dieser schwülen Tage lastete noch nicht auf uns. Für mich indess sollte bald der Vorhang zerreissen, der mir meine zukünftigen strengen Pflichten noch verschleierte.

Mitten im Kriegslärm ging das Schultempo beinahe ununterbrochen fort. Der Soldatenaufstand in den zwei ersten Septembertagen, nachdem die bourbonische Regierung wieder eingesetzt und die vier weissen Fahnen auf dem Münster gehisst waren, konnte nicht unbemerkt an uns vorbeigehn; aber auch diese Tragikomödie liess keine tiefe Spur zurück, grub keine Furche auf unsre Stirne; boten doch die patrouillirenden, von selbstgewählten Führern befehligten Krieger, sodann die gegen die offiziellen Regierungsgebäude aufgepflanzten Kanonen ebenfalls ein originelles Schauspiel. Dass die öffentliche Ruhe und der geschlossene Friedensvertrag zwischen Rapp und den Meuterern vorläufig auf Kosten des Beutels der reichen Bewohner erlangt wurde, berührte uns wenig. Die verab-

schiedeten Soldaten füllten in den Tagen vor ihrem Abzuge die Boutiken der Schneider und der Krämer und liessen den besten Theil ihres ausgezahlten Rückstandes in den Händen der Strassburger zurück.

Ich muss hier ein Geständniss einschieben, das vielleicht auf unser ganzes Treiben in dieser unruhigen Zeit ein schiefes Licht werfen dürfte, läge nicht die Entschuldigung in dem unverwüstlichen Leichtsinn der Knabenjahre. Seit dem Beginn der warmen Jahreszeit hatten wir unter dem geräumigen Schuppen eines Architekten, Vaters eines unsrer Genossen, ein improvisirtes Theater aufgeschlagen, worauf wir in längern Zwischenräumen, an Sonntagen und Festtagen, Ritterdramen oder selbstgeschaffne Produkte aufführten, zur Ergötzung von Eltern, Geschwistern, Verwandten und Gönnern, die sich gutwillig unter freiem Himmel auf improvisirten amphitheatralischen Sitzen zu den abendlichen Darstellungen einfanden. Primitiveres Verfahren mit Dekorationen, Kostümen und Komposition lässt sich nicht wohl denken. Beiderseitiger guter Wille half über Schwierigkeiten und vielleicht Ungeheuerlichkeiten weg. Die dramatischen Stücke waren einem Bändchen entnommen, das für deutsche Knabeninstitute eigens zugerichtet war, und dessen Titel und Existenz mir gänzlich aus dem Gedächtniss entfallen ist. Einer unsrer Genossen, der schon genannte August Böhm, ein begabter junger Mensch — er war älter als wir alle — hatte sogar ein eignes Lustspiel: «Der Goldmacher» betitelt, in freien Versen behandelt. Es war die Krone unsrer Leistungen.

Für den 1. oder 2. September, einen der Aufstandstage, war ein kleines Drama, der englischen Revolutionszeit entnommen, angesagt. Wir wollten unser Versprechen einhalten, und der äussern Ungelegenheit ungeachtet fand sich die gewöhnliche Zuhörerschaft zusammen. Beim Nachhausegehn wiederholte mir mein Vater den Ausspruch eines der Helden Fairfax, den ich agirt hatte: «Der Himmel schenke Kindern und Enkeln bessere Zeiten als den Vätern.» Der Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehn.

Die meuterische Garnison war, wie gesagt, bis auf wenige Bataillone verabschiedet; den nöthigsten Dienst leistete die Nationalgarde. Mein Vater, im Auftrag eines Landgutbesitzers zu Schaffhausen im nahen Kochersberg, stattete dem Ober-General einen Geschäftsbesuch im Palais ab, konnte aber nicht zur Rede kommen über den eigentlichen Gegenstand seines Vorsprechens. Rapp, durch die letzten Begebenheiten im höchsten Grad erbittert, empfieng seinen ehemaligen Schulkameraden durchaus unfreundlich und ergieng sich in soldatischen Schelt-

reden gegen Bürger und Nationalgardisten, die ihre Pflicht während der innern Unruhen nicht genügend erfüllt und den Oberkommandanten im Stiche gelassen. Es wären dagegen nicht nur Entschuldigungen, sondern viele Gegengründe, triftige, aufzubringen gewesen; die fieberhafte Unruhe des Generals steigerte sich zusehends, und nur mit Mühe besänftigte einer der Gegenwärtigen, Adjutant Herr von Türckheim (Lilis Sohn) seinen aufgebrachten Chef. Zu einem Abschluss des vorgeschlagenen Ankaufs eines schönen Güterkomplexes unter solchen Umständen war da keine Aussicht. Mein Vater entfernte sich etwas verwirrt; ich glaube nicht, dass er den ehemaligen Freund und Gönner seitdem noch einmal gesehen. Rapp hatte sich indess, ich weiss nicht bei welcher Gelegenheit, dahin ausgesprochen, dass er sich, wenn es von ihm abhinge, für die Knaben des Colmarer Kameraden bemühen würde. Etwa zehn oder elf Jahre später wurde mir von Freunden der Wittwe des Generals das Anerbieten zur Erziehung eines hinterlassenen Sohnes gemacht. Ich liess die Sache auf sich beruhen und war im Grunde gut inspirirt, der Kleine starb in den Kinderjahren. Goethe widmete der gebeugten Mutter einige sinnreich tröstende Verse, die in seinen Gesammtwerken verzeichnet stehn.

Im Herbste 1815 war Rapp in der That darauf bedacht, im Elsass oder in Baden sich bleibend anzusiedeln. Man hatte für ihn auf «Ittenweiler» die Augen geworfen; die jüngere Familie des Generals Coehorn zitterte bei dem Gedanken einer Veräusserung des anmuthigen Landsitzes, woran sie mit Leib und Seele hing, auch dieser Plan ging nicht in Erfüllung. Rapp kaufte nicht fern von Basel das schöne Besitzthum Rheinweiler und beschloss dort, noch im Mannesalter, aber durch seine Strapazen und Wunden frühe im Lebensmark angegriffen, seine Tage.

Das soeben erwähnte Ittenweiler, das ich seit einem Jahre in treuem Herzen bewahrt, sollte mir im Oktober desselben Jahres, nach aufgehobener Umzingelung der Stadt, wieder ein temporäres Asyl bieten; ich war dorthin geladen, nur mit der Warnung, dass bei diesen Kriegszuständen Kartoffeln dort die Hauptingredienz der sparsamen Mahlzeiten bildeten. Nun wusste ich, was solche Vorbemerkung bedeute und wanderte getrost in das für mich herrschaftliche Schlösschen. Eine an den Krieg sich knüpfende Episode gab indess diesem allzukurzen Aufenthalt einen eignen Charakter.

Die Truppen, welche das österreichische Belagerungskorps Hüningens gebildet, zogen durch das Ober- und Niederrheinische Departement ihrem künftigen Bestimmungsorte zu. Ein Bataillon war für das Dorf St. Peter angekündigt, eine Abtheilung sollte

vorübergehend in Ittenweiler lagern. Frau von Coehorn begab sich zur Besprechung mit den vorausgeschickten Quartiermachern nach St. Peter; es betrugen sich diese beiden Feldwebel etwas ungeschliffen und redeten die Frau Generalin mit «Madam» an. — «Ich bin nicht die Madam» replizirte sie auf der Stelle, «ich bin die gnädige Frau», — und eben so schnell wurde von den Betroffenen ein respektvoller Ton angeschlagen. Des Abends kam eine Deputation der Offiziere nach Ittenweiler, es waren ausnehmend höfliche Kavaliere, die viel von der Belagerung Hüningens zu erzählen wussten und sich über die herrliche Vogesen-Gegend zwischen Colmar und ihrem jetzigen Nachtquartier panegyrisch ausliessen. «Selbst der gemeine Soldat habe sich auf dem Marsch gehoben gefühlt.» Was die Herren indess ignorirten, das waren die Besuche der siegreichen «Krieger» in den Weinbergen. Im Ganzen verlief diese Alerte glimpflich; die Meierei, am Eingang Ittenweilers, woraus sich die Pächterstochter vorsichtig in die nahegelegenen Gebirge geflüchtet, wurde von den Einquartirten friedlich besetzt. Nachdem sich die besuchenden Offiziere aus dem Salon verabschiedet und nach St. Peter zurückgegangen, verkehrten wir Knaben im Meierhause und ergötzten uns am Bramarbasiren eines Sergeanten, der in der folgenden Nacht mit einigen Bestecken Reissaus nahm und nichts mehr von sich hören liess.

Für mich war diesmal die Ittenweilerer Episode der Abschluss meiner sorgenlosen Knabenzeit. Ich war um Michaelis noch nach der halbjährigen öffentlichen Solemnität aus der Prima und zu der propädeutischen philologischen Klasse des protestantischen Seminars mit zwei Kameraden (Kreiss und Kiener) entlassen worden; nicht ohne Mühe hatten wir diese Beförderung «ertrotzt». Der Sprachunterricht im damaligen Gymnasium bot uns in der That keine weitere Gelegenheit zur Fortbildung; für Universitätsstudien waren wir indess nicht hinlänglich geschult, und diese Zwitterstellung im ersten Jahre blieb nicht ganz ohne Einfluss auf unsere Lage. Den vorausgegangenen Studiengenossen kamen wir allzu knabenhaft vor und hatten manches zu erdulden; in den griechischen und lateinischen Kollegien bei Schweighaeuser Vater und Sohn, bei dem ersteren besonders, mangelten uns die Vorkenntnisse; an der faculté des lettres, die wir ebenfalls besuchten, dozirte ein Priester lateinisch scholastische Philosophie, und Herrenschneiders, des Physikers, Logik war ebenfalls für mich eine etwas verfrühte Speise, Kran's mathematischer Unterricht blieb mir in den höheren Regionen unverständlich. Die Sachen besserten sich im nachfolgenden Studienjahr (1816—1817); Dahlers philologisches Seminar nöthigte zu einiger Arbeit; eine Vorlesung

von G. Schweighaeuser über Aesthetik wurde mir sehr erspriesslich und noch mehr die sonntäglichen Stil- und Deklamationsübungen unter diesem liebenswürdigen Manne und abendliche Exerzitien ähnlichen Inhalts im Kloster St. Wilhelm, unter dem Vorsitze des Pädagogen Himly. Diese durchaus freien Vereine boten meiner ferneren Entwicklung bessere Gelegenheit als die berufsmässigen Lehrstunden; dazu gesellte sich die Verbindung mit einem etwas älteren Studiosen, dem späteren Geschichts-Professor Stahl, der mich für klassische Philologie, mannigfache Lektüre und Komposition zu begeistern verstand. Es war eine schöne Zeit jugendlichen Strebens und Aufschwungs. Er versorgte mich reichlich mit Büchern aus der Seminarbibliothek; gemeinsame Lektüre und Spaziergänge in der unerfreulichen Umgebung der Vaterstadt, Zukunftspläne halfen mir durch ein abgeschlossenes Stillleben hindurch, worin jedoch manche Bedrängniss sich kundgab.

Die Mangeljahre von 1816 und 1817 brachten in dem schon beengten Zustand meiner geplagten Eltern eine Beklemmung, die auch auf mich störend einwirkte und nicht ohne Einfluss auf meine physische Entwicklung blieb. Allein auch hier, wie so oft im Leben, sollte gerade diese beklagenswerthe Periode, wo in den Strassen der Stadt und auf Thürschwellen sich Hungergestalten zeigten und überrheinische Emigranten schaarenweis nach Amerika durchzogen, für mich zu einem erfreulichen Ergebniss Anlass geben, der Anknüpfungspunkt für eine neue Freundschaft werden und mich mit Beweisen von unverdientem Wohlwollen beglücken. Mein Vater hatte sich bei fortschreitender Abnahme des geschäftlichen, merkantilen Verkehrs auf das Fach der juridischen Seite der Handelsverhältnisse geworfen; es war eine von Haus aus mit Scharfsinn ausgestattete Intelligenz, die in verwirrten Angelegenheiten das Rechte herauszufinden verstand, somit sich für schiedsrichterliche Untersuchungen, für komplizirte Rechnungsberichte, für Syndikate in Fallimenten und Bankerotten ganz besonders eignete und hiemit ein unbestrittenes Geschäftsfach gründete. Es war zwar nicht reichlich lohnend, doch an die offizielle Seite schloss sich, den Umständen entsprechend, oft ein freundschaftliches Verhältniss. Man trug willig uneigennützig geleistete Dienste durch Gegendienste ab. So hatte sich im Laufe von 1816 mit einer zu Dettweiler gelegenen Baumwollenfabrik eine Bekanntschaft angeknüpft, die im September 1817 für mich eine Einladung auf das lieblich gelegene Schloss des 18. Jahrhunderts, worin die Werkstätte eingerichtet, zur Folge hatte. Meine Mutter begleitete mich hinaus, bald aber blieb ich mir selbst und den neuen Freunden überlassen; die neue Verbindung

gestaltete sich zu einer Wiederholung der Szenen am Logelbach, nur fand sich der naive zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter schwebende Jüngling in einer anziehenderen bedeutungsvollen Lage. Die Bewohner des Schlosses bestanden aus einem alternden Hausherrn, auf dessen Schultern die Verantwortlichkeit für die seit mehreren Jahren rückgängig gewordenen Geschäfte lastete, aus einer noch jugendlichen Hausfrau, aus einer zwölfjährigen Tochter, aus einem schweizerischen associé, der als Strohwittwer im Familienzirkel lebte, und aus ab und zugehenden näheren und ferneren Verwandten der Dame des Hauses. Unter diesen muss ich eine zwanzigjährige brustkranke Nichte erwähnen, ein gebildetes, liebevolles Mädchen. Ich schloss mich wahrhaft brüderlich an das arme Wesen, das vier Jahre später in Gernsbach mit Tod abgieng, aber nach so langem mehr als halbhundertjährigem Zwischenraum immer noch wehmütige Erinnerungen in mir wach ruft. Ich widmete ihrem Andenken eine Elegie in deutschen Strophen, wohl eines der ersten gedruckten Erzeugnisse meiner dichterischen Befähigung; wohin dies flüchtige Blatt sich verirrte, weiss ich nicht zu bestimmen. Ich bin seitdem mehreremal durch Gernsbach und das Murgthal gefahren, habe es aber nie gewagt, den Kirchhof zu besuchen, wo die Arme ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die nach Gernsbach verheirathete Schwester verlor ich ganz aus den Augen.

Man gestatte mir eine kurze Andeutung der Lage des Schlosses zu Dettweiler. Es lehnte sich an Obstgärten und ein aufsteigendes, von hoher Mauer umgürtetes Rebgelände. Die Aussicht von dort herab auf die anderthalb Stunden in Vogelperspektive entfernten Burgruinen von Hohbarr und die zwei Gerodseck, auf die niedere doch anmuthige Vogesenkette, die mit dem Kloster von St. Johann abschloss, reicht nicht an die schönsten des Ober- und Mittelelsass; mir wurde sie besonders anziehend und werth durch die huldvollen Bewohner des modernen Schlosses. Diese Zeit meines ersten Aufenthalts verfloss ungestört, ungetrübt von leidenschaftlicher Aufwallung. Auch in dem nachbarlichen protestantischen etwas bauernhaften Pfarrhof fand ich herzliche Aufnahme und einen Studiengenossen, der aber schon im nächsten Jahre das Zeitliche segnete. Unten am Schlossberg lag eine damals von Ostgärten umsäumte Mühle, zum Theil mit unvollendet gebliebenen Gebäulichkeiten. Der Müller, ein jüngerer Bruder des Schlossfabrikanten, ein origineller doch ungeschlachter ehemaliger Jakobiner, beehrte mich ebenfalls mit seinem sarkastischen Wohlwollen; sein Schwieger-Vater, ein halbgelehrter Bauer, zeigte sich mir in der Gestalt eines groben, dünkelhaften Subjekts, die beiden Müllerinnen, Mutter und Tochter, als Exemplare der halbge-

bildeten Einwohnerschaft, für mich anziehend durch die Neuheit der Erscheinung. Auf dem Schlosshügel und auf dem damals ungeschmälerten Wasserlauf der Zorn verträumte ich einsame und doch höchst vergnügte Stunden. Der ältere Fabrikant, der sich als junger Mann und Kavalier viel in der Gesellschaft der Hauptstadt Oesterreichs herumgetrieben und sogar sich eines gnädigen Empfangs am Hofe rühmte, führte mich erzählend in die Zirkel des letzten Quartals des 18. Jahrhunderts ein. Der associé, ein direkter Abkömmling des Zürcher Reformators, machte mich auf eine drastische Weise mit schweizerischen Zuständen bekannt und steigerte bis zur Leidenschaft meine Vorliebe für das patriarchalische Alpenland. Der Müller bestärkte mich in meinem früheren instinktiven Widerwillen und Abscheu gegen die Terroristen. In der Nähe der Hausfrau wurde mir wohl, doch hatte ich zuerst keine genügende Erklärung für die gegenseitige mütterliche und kindliche Zuneigung. Ich ging der Zukunft halbblind entgegen. Meine Studiengenossen, Stahl insbesondere, nahmen mich so sehr in Anspruch, dass in jener Zeit ein innigeres Anschliessen an ein weibliches Gemüth ganz unwahrscheinlich und gleichsam überflüssig erschien. Besorgliche Pflege für meine schon damals im Keime angegriffene Gesundheit wurde mir von der Hausfrau gespendet; der unerwachsenen Tochter ertheilte ich, einigermassen als Abtragung meiner Schuld für liebreiche Gastfreundschaft, etwas elementaren Unterricht im Französischen, der den Eltern im einsamen Dorfe erwünscht kam.

Im Monat Oktober verliess ich, nicht ohne schmerzlichen Rückblick auf das liebgewordene Schloss, das Dorf mit seiner bereits herbstlichen Landschaft und wendete mich, Strassburg nur vorübergehend berührend, nach Ittenweiler zum Aufbrauchen der noch übrigen Vakanzzeit. Auch hier fand ich schon alles im herbstlichen Trauerschmucke und im Schlosse ein neues temporäres Mitglied, Kandidat Schneegans, den Präzeptor beider Söhne. Ich verkehrte oft und viel mit ihm; er war nicht ohne litterarische Kenntnisse und hofmeisterte mich, indem er mir puritanisch anriet, von der Lektüre des Boccaccio abzustehen. Ich hatte ihm nämlich berichtet, dass ich mich bereits während des abgelaufenen Studienjahrs mit italienischen Dichtern des seicento beschäftigt — ich hatte eine Vorahnung meiner künftigen italienischen Reisen; Tasso gehörte in die Reihe der gemeinschaftlichen Lektüre mit Stahl.

Ich verabredete mit Kandidat Schneegans, der auch als Diakon des Pfarrers Vierling zu Lampertheim funktionirte, gegen Ende des Monats ihn dorthin zu begleiten. An einem Samstag Abend warteten wir lange vergebens auf das primitive

Bauernvehikel, das uns in der Steinstrasse abholen sollte; ungeduldig machten wir uns zuletzt per pedes apostolorum auf den Weg. Die Nacht überfiel uns vorab Mundolsheim. Aus vergangener Zeit her waren mir die Feldwege bekannt; ich konnte meinem Begleiter auf dem morastigen Gange als sicherer Führer dienen. Der Pfarrer war sehr unmuthig über die Nachlässigkeit oder Vergesslichkeit des Dorfbewohners, welchem das Abholen des Diakonen oblag; er liess mich seinen üblen Humor nicht entgelten, empfing mich freundlich und wies mir das schönste Gastzimmer an, wogegen ich mich vergebens sträubte, als Fremder behandelt zu werden. Erst bei diesem späten Novemberbesuche erfuhr ich durch ihn und seine Hausfrau die Unbilden, die beide im Juni 1815 von den feindlichen Württembergern erlitten, Plünderung, Misshandlung nach dem Treffen und das Jammern der Verwundeten, der langsam hinsterbenden französischen Soldaten. Die arme Frau Pfarrerin war mir im Frühjahr 1815 unter dem Fischerthor begegnet und hatte mich vorahnend aufgefordert, sie noch vor dem Kriege zu besuchen. Mit schmerzlichen Erfahrungen dieser Art ward ich gesättigt und verwünschte das systematische Schlachten, auch im gerechten Völkerkampfe. Das heimathliche Pfarrhaus habe ich leider nicht mehr besucht. Pfarrer Vierling ward nach Strassburg an die Aurelienkirche versetzt, starb in den ersten Jahren der Juliregierung, und seine Wittwe, mit der ich noch einmal bei einem befreundeten Dichter vorübergehend sprach, kam mir ebenfalls aus dem Gesichte, doch nie aus dankbarer Nacherinnerung.

Die Festlichkeit des Reformationsjubiläums war vorüber, und das Studienjahr 1817—1818 angetreten, für mich ein thätiger Lebensabschnitt. Die intellektuellen Bande mit Stahl knüpften sich täglich fester, obgleich er in das streng wissenschaftliche Gebiet, ich mehr in das ästhetische überging. Ich schwärmte damals für Ossian und sann darauf, mich einmal nach Schottland und den Hebriden zu wenden, an Ort und Stelle die ersischen (?) Volksgesänge zu sammeln, Jugend-Phantasien, die bei ernsten Lebenspflichten in Nichts zerstoben. Wenn ich an so manche vorgefasste und wieder aufgegebene Pläne zurückdenke, überfällt mich eine wahre Beschämung. Materielle Mittel besonders standen nicht zu Gebote, und solche durch anstrengende Vorarbeiten zu erwerben, war ich ebenfalls in jener Zeit nicht geeignet. Durch Unterrichtgeben erübrigte ich einiges für Kollegiengelder und die nothwendigsten Bücher, fiel aber doch in allem übrigen dem Vater zur Last und liess mich sogar in nächstfolgenden Jahren leichtsinnig zu Ausgaben verführen, die durchaus in keinem Verhältniss zu der beschränkten Lage meiner grossmüthigen Eltern standen.

In den Mussestunden, die mir der Besuch der Kollegien und das Privat-Doziren liess, beschäftigte ich mich fortwährend und leidenschaftlich mit romanischen Sprachen, studirte die göttliche Komödie mit Kommentar, las zu meinem grossen Ergötzen den Donquichote und, weniger eifrig, doch gewissenhaft die gedehnte Bramana, mit einem stets halbtrunkenen alten englischen Sprachlehrer kam das Englische auch ernstlich an die Reihe. Nach Stahls Beispiel hielt ich mich abseits von der eigentlich theologischen Abteilung des Seminars. Der Abweg sollte bald zur Hauptstrasse werden.

In jener Uebergangszeit schwebte meine sprachliche Entwicklung im gewöhnlichen Leben unbestimmt zwischen dem Französischen und dem Deutschen. Durch meinen frequenten Umgang mit einigen elsässischen ganz zum Franzosentum übergetretenen adligen Familien hätte der gallischen Zunge völlig die Oberhand gebührt; dem war aber nicht so; ich fieng an zu versifiziren, doch immer deutsch. Mit Politik beschäftigte ich mich durchaus nicht, las nicht einmal die lokale Zeitung und sah mich nur halbweg zu Frankreich gehörig an. Es lag nichts Vorgefasstes in diesem Standpunkt; ich gab mir keine Rechenschaft von unsrer Zwitterlage. Als Stahl um jene Zeit anfieng, französische Geschichte in den Quellen zu studiren, fragte ich ihn verduzt um die Ursache, und er antwortete mit einem für mich keineswegs schmeichelhaften Ausruf des Erstaunens über meine Naivetät. Er selber in seiner Eigenart war indess keineswegs zum Franzosen gestempelt; ich hatte seit acht Jahren mehr französischen Geist und geläufige Sprachkenntniss eingesogen als ihm in seinem ganzen Lebenslauf sich anzueignen gelang.

Im Laufe des glühend heissen Sommers (1818) unterbrach eine überhandnehmende Brustbeklemmung in der ungesunden Strassburger Atmosphäre meine ernstlich gemeinten Beschäftigungen; eine liebenswürdige Aufnahme in Dettweiler war mir zugesichert; voraussichtlich auf kurze Zeit siedelte ich in die freundliche Gegend über, die Wochen zogen sich in die Länge, und bald besass ich den Muth zur Rückkehr nicht mehr.

Ich war in einer Uebergangszeit begriffen, in einer Metamorphose, deren ganze Bedeutung mir erst späterhin klar wurde. Nicht im geringsten dachte ich daran, auf die theologische Laufbahn zu verzichten, obgleich meine literarische Tendenz mich davon abzog. Meine frühere dogmatische Glaubenstreue war, mir unbewusst, erschüttert. Gerade während diesem Sommeraufenthalt in Dettweiler hatten Schillers Resignation und die ersten Fragmente von Faust mir pantheistische Ansichten beigebracht. In meiner nächsten ländlichen Umgebung herrschte

keine religiöse Stimmung; niemand besuchte die Kirche. Der engbegrenzte Horizont des evangelischen Pfarrers, seine geringe Welt- und Menschenkenntniss hinderten ihn, unvorsichtige Blicke in mein Inneres zu werfen; als er sich eines Samstags übel befand, schlug er mir vor, an seiner Stelle, improvisirend oder mit seinem Predigtentwurfe, die Kanzel zu besteigen; ich erklärte mich für einen solchen Versuch unfähig. Der brave Mann raffte sich zusammen und ersparte mir ein Fiasco. Viel tiefer drang der katholische Pfarrer, mit dem ich häufigen Verkehr gepflogen, in meine skeptische Gesinnung; er durchschaute mich und sagte mir mehr als einmal: Sie sind Ihren Glaubensgenossen voraus; auch in Ihrer Kirche wird man Sie nicht dulden. Seine ernsten Worte liessen mich kalt; ich legte denselben keine Bedeutung bei, liess mich wie früher von ihm zu Gaste laden, und traf bisweilen benachbarte oder von weitem herkommende Geistliche, mit denen ich mich ganz wohl vertrug. Leicht konnte ich bemerken, dass sie nicht immer mit einander übereinstimmten; die jüngern neigten sich schon strengern apodiktischen Glaubensformeln zu; die ältern liessen sich gehn; sie gehörten wohl zur Schule des Bischofs Saurine. So sehe ich noch im Geiste die joviale Figur eines lothringischen Priesters, der in barockem Deutsch seine Pilgerschaft nach Marieneinsiedeln erzählte. Gegen mich gewendet, fiel mein väterlicher Gastgeber dem Fremden in die Rede und wiederholte mehrmals: das ist kein ächter Herr! (Pfarrherr). Pfarrer Rohmer, so hiess mein Ehrenmann — war ein aufrichtiger Verehrer von Chateaubriand. In diesem enthusiastischen Bekenntniss stimmte ich ihm jedesmal bei. Als ich im Spätherbst 1865 den Kirchhof von Dettweiler besuchte, fand ich den Grabstein des Seligen. Er hatte seine Jahre auf die neunziger Zahl gebracht. In dem katholischen Pfarrhof fand ich einen Neokatholiken vor; mir entgieng der Muth, den oberen Raum des ehemals so lieb gewordenen Hauses zu besuchen. Ich entfernte mich auf Nimmerwiedersehen. Auch in der Kirche unterliess ich's, auf einer grossen Hühnerleiter zum Thurm herauf zu steigen; die Wucht der Erinnerung drückte mich nieder; der Altersschwindel ergriff mich.

Bei der verlängerten Villegiatur von 1818 rüttelten noch andre Agenten an meinem Kinderglauben und rissen einzelne Blätter unbemerkt aus meinem Katechismus. Im Schlosse zu Zabern garnisonierte eine österreichische Besatzung. Ich kam bei einer Kindtaufe zu Dettweiler in Kontakt mit einem ungarischen Hauptmann, der seit bald drei Jahren im Elsass heimisch geworden. Hof- und Weltmann, drückte sich der wettergebräunte Fünfziger, lebhaft wie ein Jüngling, in lateinischer, deutscher,

italienischer Sprache aus; das Französische war ihm nicht gerade geläufig, aber mit Voltaire war er vertraut und ergötzte sich, den unerfahrenen, angehenden Theologen mit Argumenten, die er augenscheinlich dem Dictionnaire von Bayle entnommen, den Kandidaten zu bombardiren. Mich ergötzte das blendende Feuerwerk; dessen Gefährlichkeit konnte und mochte ich nicht ahnen. Den liebenswürdigen Hauptmann sah ich darauf zu wiederholten Malen in Zabern und im befreundeten Schlosse, wo er mit allen Bewohnern auf vertrautem Fusse stand und seine Familie — unter andern eine hübsche kokette Tochter — vorführte. Unter seinen Begleitern bemerkte ich einen jungen Lieutenant, Giulay, der in spätern Dezennien auf dem Welt- und italienischen Kriegstheater eine gewisse nicht unbedeutende Rolle spielte. Da ich mich von jedem improvisirten Tanze fern hielt, blieb ich in dieser aristokratischen Kavaliergesellschaft unbeachtet, doch entgieng mir nicht, dass die Dame des elsässischen Hauses sich auf Salon-Boden fühlte und die dargebrachten Huldigungen der Magyaren als erwünschten Weihrauch einathmete.

Gegen mich betrug sich der Hauptmann bei diesen Gelegenheiten in seiner eignen Wohnung ganz korrekt; eine kaum bemerkliche Ironie legte sich um seine Lippen, wenn er mich über mein sehr elementares Italienische belobte und die Fortschritte der einheimischen Dame, die sich meines Unterrichts rühmte, als gewisse, schon errungene Resultate voraus sah.

Die Garnison von Zabern verliess vor Wintersanfang die Quartiere; die französische Kriegskontribution war entrichtet; eine letzte Abschiedsrevue bei Hagenau vereinigte die abgesonderten Regimenter. Es weinte ihnen manche unpatriotische Thräne aus lieblichen Augen nach. Zum Hagenauer militärischen Schauspiel war ein Teil meiner Dettweiler Freunde gezogen; ich hatte mich nicht angeschlossen und verbrachte den unselig langen Tag auf dem Rebhügel; dass man sich auf Spazierfahrten oder Gängen ins Gebirge, Wald und Ackerfeld mehr mit mir als andern beschäftigte, fand ich schon ganz in der Ordnung. So wurde unter andern die entlegene Bergfestung Lützelburg besucht, die stille Waldeinsamkeit gepriesen, ein wiederholtes Einkehren im gastlichen primitiven Wirthshaus versprochen, aber nicht mehr ausgeführt. Es knüpften sich in hohem Grad unangenehme Begegnisse für das belastete Fabrikhaus an die Tage nach dieser eintägigen Fahrt. Auch mir ist es seitdem nicht gelungen, mich wieder in diese elsässische Einöde zu verirren, und ich habe die herrlichen Baumgruppen des Graufthals und die Thalgründe zwischen der Festung und Neuweiler nur in Photographie bewundert. Desto mehr galten die Ausflüge einzelnen Meiereien in Zaberns Umgebung, sodann

dem Hohbarr und dem benachbarten Geroldseck, dem Kloster St. Johann und der Grotte am obern Abhang des pittoresken Berges, den Kastanienwäldern von Ernolsheim, dem ehemaligen bischöflichen Rohanschen Parke, dem Karlsprung mit seiner Grottenquelle. Meine deutsche Versmaschine bot mir ein erwünschtes Instrument, mich den Schlossbewohnern bei festlicher oder vom Zaun gebrochener Gelegenheit angenehm zu erweisen. Solche Gedichte, wenn sie in der That dem Herzen entspringen, sind nicht die schlechtesten.

Auf einem dieser Ausflüge, den ich mit der noch lebensfrohen Dame des Schlosses zum Karlsprung machte, blieb ich sehr betroffen, als sie mich in die Mysterien des Lebens einen Seitenblick werfen liess. Augenblicke dieser Art sind epochemachend im Entwicklungsgange eines Jünglings. Mir hatte bis dahin das Sakrament der Ehe und der Civilkontrakt als das erwünschteste Lebensziel gegolten; die Lektüre der Dichter und der Romanschriftsteller hatte aus diesem Grundgebäude nicht einen einzigen Stein entrissen. Mich als Familienvater einmal in einem Pfarrhof oder Kanonikatshause von Strassburg wohnen zu sehen, darin gipfelte meine Zukunftsaussicht. Nun kam bei diesem Spaziergange zu selbander durch eine mir jetzt entschwundene Ideenverbindung die Rede auf die Ehe — und wie schnitt es nicht in mein Herz, als meine mütterliche Begleiterin und Gönnerin ganz flüchtig den Gedanken hinwarf, dass die Einigung der Gatten durch Krankheit oder körperliche Gebrechen zerstört werden könne. Und das war nicht verletzend, in einem so natürlichen Tone gesprochen, dass ich nichts einwenden, nichts erwidern, und der hochgeschätzten ältern Freundin nicht das geringste anhaben konnte. Ich kam um einige Jahre intellektuell gealtert nach Hause zurück und warf unwillkürlich etwas mehr beobachtende Blicke in meine jetzige Umgebung.

Das akademische Semester 1818 auf 19 war mit ziemlich ernster Arbeit gesegnet, nur entfremdete ich mich immer mehr der Idee eines förmlichen Aufgehens in streng theologischem Studium. Am Weihnachten kamen die weiblichen Insassen Dettweilers zum Besuche ihrer Verwandten nach Strassburg; ich verbrachte mehrere Abende in der Nähe der Mutter, sah sie im Nebelfrost und Winterwetter bekümmert scheiden. Es ward mir klar, dass ich, aus dieser beginnenden Beklemmung heraus zu kommen, ein heroisches Mittel ergreifen müsse. Den erwünschten Vorwand gab mir mein etwas leidender Zustand.

(Fortsetzung folgt im nächsten Band.)

V.

Der Totentanz
von Kienzheim im Ober-Elsass.

Von

Bruno Stehle.

I.

«Mächtig fesselten die Totentänze durch Jahrhunderte Sinn und Geist zweier grossen Nationen und gehörten zu den ausdauerndsten Darstellungen der Kunst in der grossen Volksmasse; daher gebührt ihnen die Beachtung als einer der wirksamsten kulturgeschichtlichen Erscheinungen jener Zeiten.» Mit diesen Worten zeichnet Goette in seinem umfassenden Werke über Holbeins Totentanz und seine Vorbilder[1] die Bedeutung dieser Kunstwerke des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit in Frankreich wie in Deutschland. Zwei Totentanzgemälde besass ehedem auch das Elsass. Das eine befand sich in der 1870 zerstörten Neuen Kirche zu Strassburg und ist von Edel[2] in seiner Beschreibung dieser Kirche unter Beigabe von Abbildungen ausführlich besprochen. «Als im Sommer 1824 die Neue Kirche ausgeweisset und angestrichen ward», so erzählt er, «machte der Sohn ihres

---

[1] Goette, Alexander, Holbeins Totentanz und seine Vorbilder. Strassburg, Verlag von Karl J. Trübner. 1897. S. 3.

[2] Edel, Friedrich Wilhelm, Die Neue Kirche in Strassburg. Nachrichten von ihrer Entstehung, ihren Schicksalen und Merkwürdigkeiten, besonders auch vom neuentdeckten Todtentanze. Strassburg, Heitz 1825.

Baumeisters, Herr August Arnold, durch Zufall eine sehr merkwürdige und grosses Aufsehen erregende Entdeckung im Innern dieser Kirche. Man war mit den Arbeiten in die niedern Gegenden der Wände gekommen und kratzte auf der nördlichen Seite, wo sie gegen den Kirchhof sich zieht, um einen Riss auszubessern, einige Stücke Kalk ab; da bemerkte Herr Arnold an der von der alten Tünche entblössten Stelle einige Spuren von Farbe; die Neugierde war erreget; mit Sorgfalt wurden grössere Stücke abgelöset, und bald stellte sich dem Auge eine ganze Figur dar, welche der erfahrene Künstler sogleich für einen Teil eines Fresko-Gemäldes erkannte .... Man setzte die Untersuchung auch an andern Stellen der Kirche fort und entdeckte, dass die westliche und die nördliche Seite eine vollständige Reihenfolge von Gemälden eines Totentanzes enthalten.»

Durch den Brand der Kirche im Jahre 1870 ist das Gemälde verloren gegangen; doch besitzen wir in Edels genanntem Buche einige Abbildungen und gewinnen dadurch eine Vorstellung von dem Werke des Künstlers. Leider fehlen uns auch diese von dem zweiten elsässischen Totentanz, dem zu Kienzheim im Ober-Elsass. Ihn will noch Billing gesehen haben, der in seiner Beschreibung des Elsass aus dem Jahre 1782 von der Pfarrkirche spricht, «an deren auswendigen Mauer man einen ziemlich beschädigten, aber vortrefflich gemahlt-gewesenen Totentanz gewahr wird, den man für ein Werk des Holbeins ausgiebt.»[1] Die übrigen Mitteilungen über diese Gemälde aus späteren Zeiten (Engelhardt, Wanderungen durch die Vogesen 1821 S. 71, Alsa 1817 S. 163, Antiquités de l'Alsace par Golbéry 1828 I, S. 20, Rothmüller, Musée pittoresque et historique de l'Alsace 1863, S. 59, Gerard, Les artistes de l'Alsace II, 112)[2] bringen nichts wesentlich Neues, so dass die Annahme nicht ungerechtfertigt erscheint, dass ihnen allen die wenigen Zeilen Billings zu Grunde liegen. Diese sind aber so kurz und inhaltlos, dass daraus eine Vorstellung über Grösse, Ausdehnung, Anlage, Art der Darstellung des Werkes nicht zu gewinnen ist. Da erschien im Jahre 1897 in den Nummern 23 bis 26 der Beilage des Elsässer Tagblattes, das in Colmar herausgegeben wird, unter dem Titel «Geschichtliche Skizzen. Der Totentanz von Kienzheim von Georg Kern» eine Arbeit, die sich von neuem mit dem ehemaligen Gemälde beschäftigte. Es war nämlich im Kienz-

[1] Billing, Geschichte und Beschreibung des Elsasses und seiner Bewohner von den ältesten bis in die neuesten Zeiten. Basel in der Deckerischen Buchdruckerey 1782. S. 143.

[2] Vgl. Kraus, Kunst und Altertum im Elsass II, S. 217.

heimer Archiv eine Handschrift gefunden worden, die nicht nur eine genaue Beschreibung der Bilder, sondern auch die begleitenden Verse zu den einzelnen Darstellungen giebt. Allein ganz abgesehen davon, dass die Arbeit in der Beilage genannter Zeitung für grössere Kreise verborgen bleibt, teilt Kern die Handschrift in hochdeutscher, vielfach falscher Uebersetzung mit. Freilich würden wir durch die Bilder selbst oder durch Abbildungen, wie es beim Strassburger Totentanz glücklicher Weise der Fall ist, erst den richtigen Einblick in das Kunstwerk gewinnen, das sich allem Anscheine nach in Ausdehnung wie Ausführung den Basler Totentänzen dreist an die Seite stellen durfte. Da aber dies nimmer möglich ist, dürfte eine getreue Wiedergabe des ursprünglichen Textes dieser für die elsässische Kunst- wie Kulturgeschichte gleich wichtigen Handschrift dem Geschichtsforscher wie dem Sprachforscher und dem Freunde elsässischer Dialektforschung eine willkommene Gabe sein.

Das Manuscript besteht aus einem Oktavheft von 31 Blättern, deren Vorderseiten Seitenzahlen tragen, und ist gut erhalten; nur das Titelblatt und einzelne wenige Stellen auf den letzten Seiten sind verdorben. Der Schrift nach zu schliessen, stammt das Manuscript aus dem XVI. Jahrhundert.

Auf dem Titelblatte steht geschrieben:

Folgt der Toden Dantz,
wie er zu Köntzen ihm
Kreutzgang stoht.

Darunter die Worte:

O ihr Menschen kint kummet allerbey
Vnnd lugkt, welchs der Herr vnd der knecht sey.
Denn got richt nach dem Recht,
Da ligt der Herr und auch der Knecht.

Dieser Spruch auf dem Titelblatt der Handschrift ist dem Kienzheimer Totentanz keineswegs eigentümlich; er scheint vielmehr ein alter, weit verbreiteter Kirchhofspruch gewesen zu sein, der nach Goette[1] in Basel folgende Fassung hatte:

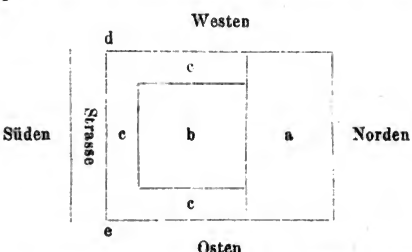
Hie richt got nach dem rechten,
die Herren ligen Bi den knechten
non mercket hie Bi
welger her oder knecht gewesen si.[2]

Die Frage, wo der Totentanz sich befunden, ist verschieden

[1] Goette a. a. O. S. 72.

[2] Am Beinhaus der St. Michaelskapelle in Kaysersberg ist zu lesen:
So ist's recht.
Da liegt der Meister bei seinem Knecht.
vgl. Mündel, Hausprüche und Inschriften i. Elsass S. 15.

beantwortet worden; man sprach von einem Kreuzgang wie das Manuscript, andere glaubten, er sei auf die Kirchmauer gemalt gewesen, wie Billing erzählt. Die Kirche liegt von Westen nach Osten; an deren Südseite, von Mauern umgeben, lag der Kirchhof. Die Innenseite der Mauer, die parallel zur Kirche von Westen nach Osten sich zog, trug das Gemälde, das mit einem Dache, von Säulen getragen, bedeckt war. Dieser Gang, der so den Mauern entlang führte, hatte den Namen Kreuzgang.



a. Kirche. b. Kirchhof. c. Kreuzgang. d.—e. Mauer mit Totentanz

Diese Mauer samt Gemälden war bis zur Revolution erhalten. Ihr fielen letztere zunächst zum Opfer, indem sie mit Kalkwasser übertüncht wurden. Bei späteren Arbeiten, bei Ausbesserungen an der Mauer wurde der Kalk mit den Bildern losgehackt, und im Laufe unseres Jahrhunderts verschwand Mauer samt Totentanz vollständig.

So erzählt die Tradition in Kienzheim auf das bestimmteste; und es liegt auch kein Grund vor, den Mitteilungen Misstrauen entgegenzubringen, da sie nicht von längst entschwundenen Zeiten meldet, sondern von Zeiten, die noch mancher vor kurzem selbst mit erlebte. Es fragt sich überhaupt, ob Billing von dem eigentlichen Totentanz spricht, oder von den Gemälden, die sich noch heute an der Nordseite der Kirche befinden und die wir in Lichtdruck wiedergeben, nachdem Herr Dr. Hausmann sich der Mühe unterzogen, sie für unsere Zwecke zu photographieren.

Diese Bilder zerfallen in zwei Teile. Der erste Teil enthält sechs kleinere Bilder, die allgemein als Darstellung der christlichen Liebeswerke oder leiblichen Werke der Barmherzigkeit bezeichnet werden. Da die Bilder in sehr schadhaftem Zustande sich befinden, ist es schwer ein endgültiges Urteil zu fällen. Diesen kleinen Bildern folgen vier grössere, von denen jedes ungefähr 1 Meter breit und 2,50 Meter hoch ist. Einzelne Fi-

guren sind darauf deutlich zu erkennen; was das Ganze gewesen, wage ich nicht zu entscheiden. Aus einem Spruchband, auf dem die Worte g schoene gstalt gē · den dot hilft kein gwalt . . . bewar mich; ich . . . . und anzu entziffern sind, geht hervor, dass auch hier von Tod und Sterben die Rede war, dass die Bilder zum Totentanz in irgend welcher Beziehung standen, zumal auch die mumienhafte, abgemagerte Gestalt des Todes neben einem Edeln (Herzog, Fürst) deutlich zu erkennen ist. Sie als letzten Rest des Totentanzes anzusehen, halte ich für ausgeschlossen, da nach unserem Manuscript die jedem Bilde beigegebenen Verse oder Sprüche acht, einige sechs Zeilen umfassten, während hier nur ein-, höchstens zweizeilige Sprüche vorhanden sein konnten. Was das Alter dieser Bilder angeht, so setzen sie Kenner nach der Schrift der Spruchbänder in die Zeit um 1500, d. h. in dieselbe Zeit, in die, wie wir später sehen werden, die Entstehung des eigentlichen Totentanzes fällt.



Fig. 1. Prediger und Teufel aus dem Berliner Totentanz. Goette S. 63.

Nach der Beschreibung kann das ganze Gemälde in drei grosse Teile zerlegt werden: in die einleitenden Bilder, den eigentlichen Totentanz und die Schlussbilder.

Auf dem ersten Bilde sehen wir den Pfarrer die Kanzeltreppe hinaufsteigen und hinter ihm den Tod, hinkend, mit einer Krücke und einem Stundenglas. Unter der Treppe, die zur Kanzel hinaufführt, sitzen zwei alte Nonnen, die mit einander plaudern. Ihnen hält der Teufel, jedenfalls zur Strafe für ihre Geschwätzigkeit, die Köpfe zusammen und wehrt ihnen

mit einem Fliegenwedel die Fliegen ab. Trotzdem der Pfarrer erst die Treppe hinaufsteigt und, wie es im Text heisst, predigen will, folgt doch sofort seine Busspredigt. Sie kann wegen ihrer Länge weder unter noch über dem Bilde gestanden haben, hatte vielmehr neben ihm ihren Platz. In seinen Worten macht der Pfarrer die Kinder dieser Welt auf die nachfolgenden Bilder aufmerksam und fordert sie auf, den Tod, dem keiner entgeht, kein Alter und kein Stand, recht zu betrachten und Busse zu thun, ehe Leib und Seele sich scheiden. Dabei führt er Worte des heil. Hieronymus und des heil. Bernhardus an, deren Brustbilder den Predigttext unterbrechen. Der erstere ist als Kardinal, der zweite als Augustinermönch dargestellt.

Wenn wir dieses erste Bild mit dem ersten der übrigen Totentänze vergleichen, so fällt uns auf, dass hier der Prediger die Kanzeltreppe hinaufsteigt, während er sonst überall schon auf der Kanzel stehend und predigend vorgeführt ist.

Auch die beiden schwatzenden Nonnen unter der Kanzeltreppe mit dem Teufel sind nur dem Kienzheimer Totentanz eigen. Zwei Teufelsfratzen am Fusse der Kanzel zeigt der Berliner Totentanz, wie bei Goette S. 63 zu ersehen ist. (Vergl. Fig. 1.)[1] Ebenso fehlen in den anderen Totentänzen die Bilder von Heiligen, hier Hieronymus und Bernhardus. Nach Goettes eingehenden Studien ist der einleitende Prediger die typische Figur der französischen und norddeutschen Totentänze[2] — erstere sind die Muster der letzteren[3] — so dass uns dieses erste Bild auch den ersten Fingerzeig auf die Abstammung des Gemäldes giebt.

Nun folgt das zweite einleitende Bild. Es zeigt viele Tote, die mit Trompeten, Schalmeien, mit Zinken und Heerhörnern, mit Geigen, Lauten und Hackbrett u. a. m. zum Tanze aufspielen. Diese Toten müssen in und vor einem Hause stehend gedacht werden, sonst wäre der das Bild begleitende Vers, durch den Herren und Knechte zum Tanze eingeladen werden, nicht zu verstehen, da es heisst:

Ir müessen alle in diss dantzhuss.

Soweit erinnert das Bild an das Beinhaus im Klingenthaler Totentanz, wie es Goette S. 69 wiedergiebt. (Vergl. Fig. 2.) Allein unser Bild zeigte noch mehr. Unten am Beinhaus war nämlich einer mit dem Aufwerfen eines Grabes beschäftigt «vnd ist einer do, der dylbt dz grab». Dass dieses Aufwerfen des Grabes nicht ein eigenes Bild ausmachte, sondern nur ein Teil

---

[1] Herrn Verlagsbuchhändler Trübner sage ich für die Freundlichkeit, mit der er die Klischees aus Goettes Werke zur Verfügung stellte, auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank.

[2] S. Goette S. 68. [3] S. Goette S. 62.

des zweiten Bildes war, geht aus der Schreibart des Manuscriptes hervor, das alle Bilder und Sprüche, die zusammen gehören, durch Linien abgrenzt. (Vergl. den nachfolgenden Text.) Ein weiteres Bild, das sich eng an das zweite an-



Fig. 2. Beinhaus aus dem Klingenthaler Totentanz. Goette S. 69.

schliesst, zeigt einen Toten, der mit Schlangen, Kröten und Würmern bedeckt ist, im Grab. Auf einem Spruchband, das von seinem Munde ausgeht, stehen die Worte:

Alless dass das leben ye gewann,
Das muss den Tod han.

Diese einleitenden Bilder zeigen vor allem das Planvolle in dem Vorgehen des Künstlers. Durch die einleitenden Worte

des Pfarrers ist der Zweck des Kunstwerkes klar und deutlich ausgedrückt: es soll erbauen und zugleich die sündige Seele erschüttern. In dem zweiten Bilde erklärt der Künstler die Anlage des Ganzen. Das Beinhaus versinnbildet den Friedhof, dem jeder Mensch, vom Tode geleitet, mit jeder Stunde näherkommt, zutanzt. Und diesen grossen, von der ganzen Menschheit aufgeführten Tanz, an dem jedes Alter und jeder Stand teilnehmen muss, in erschütternder Weise vor die Seele zu führen, sucht der Künstler durch die folgenden Darstellungen und Reimsprüche zu erreichen.

Damit kommen wir zum zweiten oder Hauptteil des Gemäldes, zu dem eigentlichen Totentanz. «Hier fängt der Tod an», sagt die Beschreibung, «und kommt und sucht einen jeden in seinem Stand und mit seinem Saitenspiel, damit ihm keiner ausbleibe, weder Pabst, noch Kaiser und König und fängt an dem heiligen Vater, dem Pabst, an.» Diesen Teil bilden 25 Bilder, die sich in der Anlage geglichen haben mögen. Es war nur der Tod und sein Gegner dargestellt; Beiwerk wie Boden, Hintergrund, Bäume u. a. fehlte wohl ganz, da bei der genauen Beschreibung des Kunstwerkes der Verfasser unserer Handschrift sicherlich das eine oder andere Mal von diesen Dingen gesprochen hätte. Ueber den Bildern standen die dazu gehörenden Verse. Da, wo der Tod die Kaiserin holt, heisst es ausdrücklich: Er zeigt mit zwei Fingern der rechten Hand a u f zum Reim. Bei der Begegnung mit dem Schultheiss zeigt der Tod ebenfalls mit zwei Fingern ü b e r sich zum Reim. Aehnlich in Bild 26, wo es ausdrücklich heisst: «die spruch all stont o b d e m h o u b t g e m o l t.» Wenn es S. 2 heisst: «Sanct Jheronimus ist mit einem Cardinalhût vntz an die Brust gemolt, v n d e n an der Spruch», so ist das jedenfalls so zu erklären, dass die beiden Brustbilder der Heiligen den Text der Predigt unterbrachen und die Verse dann weiter liefen.

Der eigentliche Totentanz hatte folgende 25 Bilder:

1. Pabst. 2. Kaiser. 3. Kardinal. 4. Kaiserin. 5. König. 6. Bischof. 7. Herzog 8. Graf. 9. Abt. 10. Ritter. 11. Pfarrer. 12. Arzt. 13. Barfüsser Mönch. 14. Schultheiss. 15 Ratsherr. 16. Stadtschreiber. 17. Bürgerin. 18. Waldbruder. 19. Wucherer. 20. Handwerksmann. 21. Bauer. 22. Landsknecht. 23. Jüngling. 24. Jungfrau. 25. Kind.

Vergleichen wir diese Sterbenden mit denen anderer Totentänze (Paris, La Chaise-Dieu, Kermaria, Lübeck, Berlin, Kleinbasel), wie sie bei Goette[1] zusammengestellt sind, so zeigt sich,

---

[1] S. 281—283.



der nö



dass wir zwei Bilder haben, die sonst nirgends vorkommen, die des Stadtschreibers und des Landsknechtes. Den Ratsherrn werden wir wohl an Stelle des sonst vorkommenden Bürgers setzen dürfen, da die besseren Bürger dieses Ehrenamt ja stets bekleideten. Auch die Bürgerin kommt in anderen Totentanzgemälden nicht vor. Dagegen fehlten in Kienzheim die Aebtissin, die Nonne, die Edelfrau, der Koch, der Heide, die Heidin, Sterbende, die in anderen Gemälden sich fanden. Hinsichtlich der Reihenfolge der Personen zeigt unser Totentanz grosse Aehnlichkeit mit dem in Lübeck, besonders im Anfang und im Schluss; doch ist die Uebereinstimmung keineswegs so gross, dass man an eine direkte Entlehnung denken müsste.

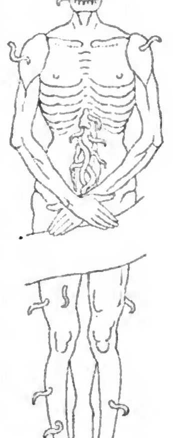


Fig. 3. Leichenstein aus dem 15. Jahrhundert. Goette S. 13.

Die Befürchtung, dass bei einer so oftmaligen Darstellung des Todes und seiner Gegner eine gewisse Eintönigkeit und ermüdende Wiederholung in der Gestaltung der Figuren kaum zu vermeiden sei, liegt nahe. Allein unser Künstler wusste durch die verschiedenartige Behandlung seiner Gestalten nach vorliegender Beschreibung reiche Abwechslung seinen Gebilden zu verleihen. Den Tod haben wir uns nicht als Skelett, sondern als mumienhafte, abgemagerte Gestalt vorzustellen, an der man alle Rippen deutlich sieht. So heisst es in Bild 23: «ist in der weichen vnd brust ytel ryp vnd ryp.» Manchmal, wie in Bild 20 und 24, ist der Tod nur von auffallender Magerkeit, ohne dass die Rippen selbst hervortreten (er ist nit ryppig, aber dyr; Bild 24, ähnlich 20). Aus dem Unterleib treten vielfach die Gedärme heraus; Schlangen und Kröten kriechen aus dem Herzen, den Seiten, den Schenkeln, aus Ohren, Nase oder Mund; bei anderen kommen die Schlangen aus der Brust und wickeln sich um Hals und Kopf. Goette[1] giebt einen Leichenstein aus dem 15. Jahrhundert, der ähnliches zeigt (Vergl. Figur 3); ferner eine Abbildung aus den Münchener Holzschnitten des Totentanzes, wo sich ebenfalls eine Schlange

[1] S. 13.

um den Schenkel des Todes windet (Vgl. Figur 4.) Manchmal ist der Tod ganz nackt dargestellt wie auf dem Bilde Nr. 7 Tod und Herzog, wo ausdrücklich gesagt ist: Hie stoht der Tod dyr (dürr) und n a c k e t ;[1] manchmal ist er mit einer weissen oder schwarzen seidenen Binde umwickelt, wie bei Bild 2 Tod und Kaiser «hie kumbt der tod . . . . mit einem wisen, sidenen binden vmb sich gewyckletn». Die Binde, die der Tod auf dem Bilde Nr. 3, Tod und Kardinal, trägt, ist schwarz und nur um den Hals geschlagen. Bei Beschreibung des Bildes 4, Tod und



Fig. 4. Pabst aus den Münchener Holzschnitten des Totentanzes. Goette S. 108.

Kaiserin, ist von einer «hübschen, weissseidenen Binden, vier Ellen lang, die um Beine, Arme, Schultern und Hals sich schlingt», die Rede. Diese Darstellung erinnert uns an das Bild, das Goette S. 143 aus dem Grossbasler Totentanz wiedergibt. (Vgl. Fig. 5.)

Um die Bilder möglichst grauenvoll zu gestalten, sind die fleischlosen Totenschädel kahl oder mit nur wenig Haaren bedeckt. Das spärliche Haar liegt hier auf dem Schädel, «alss

---

[1] Vgl. auch Bild 11, Tod und Pfarrer.

ob er es lang nit gestrelt (gekämmt) hätte» (Bild 8.) Dazu war der Mund, aus dem die weissen Zähne hervorgrinsten, oft weit geöffnet. Noch tieferen Eindruck suchte der Maler dadurch zu erzielen, dass er dem Tod kleine Totenknochen oder Totenbeine kreuzweis in den Mund zwischen die Zähne gab, wie in Bild 16. In Bild 17 streckt der Tod den Mund weit auf, man sieht ihm alle Zähne, eine Schlange kriecht zum linken Ohr hinein, zum Mund heraus und dabei streckt der Tod noch die Zunge heraus. (Vergl. Figur 4 Tod und Pabst.) Trägt er noch statt eines Degens, wie in Bild 22, ein Totenbein, mit dem er zuschlägt, oder vertritt ein Totenkopf gar das «Dintenhörnlein» oder Tintenfass und ein Schenkelknochen den Federhalter, so werden wohl die stärksten Nerven sich eines gewissen Gruselns nicht haben enthalten können.



Fig. 5. Herzog aus dem Grossbasler Totentanz. Goette S. 143.

Zur Darstellung des Todes wählte der Künstler jedenfalls eine ganz dunkle Farbe im Gegensatz zur Darstellung der Sterbenden, die in den buntesten Kleidern erscheinen. Der Gegensatz musste um so tiefer auf das Gemüt des Beschauers wirken. Nur bei der Beschreibung von zwei Bildern (Nr. 24 und 25): Tod und Jungfrau und Tod und Kind ist von einer anderen Farbe die Rede. So heisst es bei der Beschreibung des ersten Bildes: «Hie kumbt der tod in b r u n e r farb gemolt zu einer edelen junckfröuwlin»; und da wo er das unschuldige Kind zum letzten Gange holt, erscheint er in der Farbe der Unschuld: «Da kumpt ein w y s e r dot». Sicherlich wollte der Künstler bei diesen beiden Todesopfern durch Abtönung der Farben auch das Schreckliche des Eindruckes in etwas abschwächen.

Reiche Abwechslung verlieh der Maler seiner Darstellung des Todes auch durch die verschiedenartigen Musikinstrumente,

die er ihm in die Hände gab. Dem Pabste kommt der Tod mit einer Harfe in der Hand entgegen; den Kaiser holt er mit einer Trompete, die Kaiserin mit einer Laute, den König mit Pfeifen, den Bischof mit einer Orgel, den Herzog mit einem Zinken, den Grafen mit einem Jagdhorn, den Abt mit einem Horn, den Edelmann mit einer Heertrommel, den Pfarrer mit einer Schelle, den Arzt mit einer Pritsche mit Schellen, den Mönch mit einem Zeitglöcklein, den Schultheiss mit einer Leier, den Ratsherrn mit einer Klingel, die Bürgerin mit einem Hackbrett, den Wucherer mit einer Sackpfeife oder Dudelsack mit fünf Röhren, den Jüngling mit einer Schalmei, die Jungfrau mit einer Geige. Es dürfte überflüssig sein, darauf hinzuweisen, wie der Künstler durch diese Instrumente gewissermassen Symbole der Sterbenden dem Tode in die Hand gab. Unter Trompetengeschmetter zog der Kaiser zur Schlacht und zur Jagd, mit der Laute vertrieb sich die Kaiserin manche einsame Stunde; mit dem Glöcklein versammelte der Mönch auf dem flachen Lande Grosse wie Kleine, um sie zu belehren, zu unterrichten; und erinnert nicht der zarte Ton der Geige an die zarte Art der Jungfrau, vielleicht auch an das Tänzchen, das ihr manchmal darauf gespielt wurde?

Ausser diesen Musikinstrumenten trägt der Tod dann und wann auch gewisse Abzeichen der Lebenden, die auf ihre Macht und Stellung hinwiesen. So kommt er dem Pabste mit einem Banner entgegen, auf dem zwei Schlüssel gemalt sind, die Zeichen der päbstlichen Schlüsselgewalt; dem Kaiser mit einer Fahne mit dem Reichsadler. Da, wo der Arzt zum letzten Gange abgeholt wird, hat sich der Tod die Gelehrtenbrille aufgesetzt. Dem Stadtschreiber tritt er mit Schreibzeug, mit Feder und Tintenfass entgegen, während er bei der Begegnung mit dem Waldbruder ein Crucifix in der Hand trägt. Mit einem Geldsack erscheint er beim Abholen des Wucherers, mit Karst und Weinflasche, dem elsässischen Logele, bei dem des Bauern, mit einem Degen, bestehend in einem Totenbein, bei der Begegnung mit dem Landsknecht. Und das Kind sucht er dadurch zu beschwichtigen, dass er sich ihm mit einem Spielzeug, einem Windloffer oder Mühle[1] an einem bemalten roten Stecken nähert.

Um jegliche Eintönigkeit zu vermeiden, wusste der Künstler auch in die Stellung des Todes möglichst viel Abwechslung zu

---

[1] Bekanntes Spielzeug, das auf den Strassen verkauft wird · Rädchen aus gefaltetem Papier, die durch den Wind wie ein Mühlrad (Mühle) getrieben werden, oder durch den Wind getrieben im Kreise laufen. Das Wort ist in Hochfelden noch gebräuchlich.

bringen. Ruhig stand er nur wenigen Personen, wie z. B. dem Pabste gegenüber; dem Kardinal schlägt er seinen linken Arm um dessen rechten Arm; die Kaiserin fasst er mit seiner rechten Hand an der Hüfte, den Bischof erfasst er an seinem



Fig. 6. Doctor theologiae aus dem Berner Totentanz. Goette S. 153.

Hute. Im allgemeinen müssen wir uns den Tod in lebhafter, tanzender Bewegung denken; bei Beschreibung der Bilder 17, 18, 21, 22, 23 macht Verfasser unserer Handschrift ausdrücklich darauf aufmerksam. «Doch fährt er für und für (geht vorwärts), als wollt' er für sich tanzen», heisst es bei Be-

schreibung von Bild 19; «hat das linke Bein auch krumm gekrümmt, als wollt' er tanzen», sagt Bild 21. Manchmal schlägt er auch auf seinen Partner los, so auf den Grafen in Bild 8: hat «ein todten bein oder schenckel in der rechten handt, wollt den Grafen mit schlagen», oder er stellt seinem Gegner ein Bein, dass er nicht entrinnen kann, wie es beim Tanz mit dem Mönch geschieht, «hat den linken Fuss dem Mönch gar vor die beiden Füsse und Kutte gehebt, er muss mit ihm gehen oder ihm über den Fuss fallen.» Den Schultheiss packte er unter dem Kinn, und das Bild mag wohl mit dem des Berner Totentanzes Aehnlichkeit gehabt haben, wo der Doctor theologiae in gleicher Weise vom Tode angegriffen wird. (Vergl. Figur 6.)

Wenn im Vorhergehenden gezeigt wurde, wie der Maler durch die verschiedensten Mittel Abwechslung in die verschiedenen Todesgestalten zu bringen suchte, wie er, um Erschütterung des Gemütes und dadurch Einkehr in sich zu erreichen, jene so grauenhaft als möglich vorführte, so muss auf eine Stelle aufmerksam gemacht werden, an der besonders dieses letztere zurücktritt. Man sollte glauben, dass es wohl bei der Begegnung mit dem Kinde der Fall sei. Doch nicht; auch da erscheint der Tod als Furcht und Schrecken gebietender Herr. Anders da, wo er die Kaiserin zum letzten Tanze abholt. Da hat er sich einen Kranz aus roten Grasblumen oder Nelken ins Haar geflochten, seine schreckliche Gestalt verhüllt er mit der schon erwähnten «hübschen, vier Ellen langen, weissen, seidenen Binde, die er um Bein und Arm und Schultern geschlagen». Von Schlangen, Kröten, anderen Untieren ist keine Rede. Gewiss ein Zeichen dafür, dass wir es mit einem feinfühlenden Künstler zu thun haben, bei dem jeder Pinselstrich tiefen Erwägungen entsprungen.

Bei Darstellung der Sterbenden war die Abwechslung schon durch die verschiedenen Personen, ihr Alter, ihren Stand gegeben und deshalb die Aufgabe des Künstlers nicht so schwierig. Nach der sorgfältigen, eingehenden Beschreibung muss die Ausführung der Bilder eine sehr gelungene gewesen sein, und die Worte Billings werden durch sie vollauf bestätigt, der von einem «vortrefflich gemalt gewesenen» Totentanz spricht. Einige Beispiele mögen die Wahrheit meiner Worte bestätigen. Der Pabst erscheint in vollem Ornat, mit Stola, Manipel, Levitenrock, Mantel, Handschuhen, goldenem Ring, dreifältiger goldener Krone und zweifältigem goldenem Kreuz. Der Kaiser trägt eine goldene Kette, goldenen Reichsapfel, goldenes Scepter, goldenes Schwert und goldene Krone. Es sei hier auf eine Stelle in Goette S. 148 aufmerksam gemacht, an der er ausführt, dass die Ausstattung des Kaisers mit Schwert und Reichs-

apfel nur in den Totentanzgemälden von Paris, Lübeck und Reval vorkomme, diese Insignien aber merkwürdiger Weise den originalen deutschen Totentänzen fehlten. Das Vorhandensein dieser Insignien deutet wie der einleitende Prediger und teilweise auch die Anordnung der Personen auf französische bzw. norddeutsche Abstammung unseres Gemäldes hin. Auch der König trägt dieselben Abzeichen seiner Würde wie der Kaiser, der Abt seinen Stab; der Arzt wird vorgeführt, wie er das Wasser untersucht; der Stadtschreiber trägt eine Pergamentrolle und Schreibzeug; der Wucherer ist eben mit Geldzählen beschäftigt; der Handwerksmann trägt die Abzeichen einer ganzen Reihe Handwerke: Schneiderschere, Hammer, Küferschürze, Küfermesser, Hufeisen, Zimmeraxt, Maurerkelle, Schusterahle und Scher- oder Rasiermesser; das Kind oder Knäblein sitzt auf einem hölzernen Ross oder Stecken (Steckenpferd) mit kleinem schwarzem Zaum. Durch Beigabe dieser den einzelnen Personen charakteristischen Abzeichen will der Maler sowohl die einzelnen Personen kenntlich machen; dann aber will er vor allem versinnbilden, dass der Kaiser in Ausübung seiner Regentenpflicht, der Stadtschreiber bei Führung seines Amtes ebensowenig wie das Kind beim Spiele vor dem Tode sicher sind, dass dieser unerwartet, ohne anzuklopfen, kommt und jung und alt, hoch und niedrig mit sich nimmt.

Das Benehmen der dem Tode Geweihten ist ganz verschiedenartig; nirgends Schablonenhaftes, überall individualisiertes Leben. Mit Ruhe und Würde lässt der Pabst den Tod an sich herantreten; auch der Kaiser, der König, der Bischof sehen mit Gleichmut dem grossen Augenblick entgegen. Letzterer steht traurig mit geneigtem Haupt dem Tod gegenüber und bietet dadurch das deutliche Bild eines Sterbenden. Ganz anders der Graf in Bild 8. Der stösst mit der rechten Hand nach dem Tod, dass er ihn ja nicht anrühre. Der ganz in Eisen gehüllte Edelmann stellt sich gegen seinen Feind und sieht ihn «kecklich» und «männlich» an; auch der Schultheiss legt seine Hand dem Tod auf die Schulter, als wollte er ihn wegstossen; selbst die Bürgerin scheint sich nicht zu fürchten, sondern glaubt, dem Tod Trotz bieten zu können, denn sie sieht ihn «tapfer» an, während es vom Bauern heisst, dass er den Tod «kecklich» angesehen. Dass der Landsknecht sich nicht gerne fügt, ist nicht zu verwundern: «der sieht den Tod wahrlich sauer an; er will nicht, dass er zu ihm kommt», (er sieht worlich den todt sur an, er wyl nit, dz er zů im gang). Dem entspricht auch der Vers, der über dem Bilde stand:

Weich' aus, es ist noch nicht daran
Du musst Arbeit mit mir han.

Ich wollt dich eh'r in Stücke hauen —
Ob ich also mit dir wollt gon,
Ich rat dir das, lass mich davon!

Wie ganz anders ist die Kaiserin dargestellt, von der nur die wenigen, inhaltschweren Worte gesagt sind: «und weint». Ebenso die Jungfrau. Der Abt dagegen winkt dem herannahenden Tode ab und meint, er könne ihm jetzt nicht folgen, da er seinen «Stand nicht gar wohl gehalten». Der Barfüsser Mönch hält die Hände zusammen und dankt dem lieben Gott; der Waldbruder folgt sogar freiwillig dem Tod; nur mit Widerstreben beugt sich der Jüngling, zwar giebt er dem Tod die Hand, kehrt aber sein Gesicht von ihm ab.

Nach Vorführung des Kindes hat der Künstler alle Stände vom Pabste und Kaiser bis zum Landsknecht und Bauer und jedes Alter vom Greis — beim Arzt heisst es ausdrücklich: ist ein Mann von 60 Jahr — bis zum Jüngling, Jungfrau und Kind dargestellt. Mit dem Kinde endigen auch eine Anzahl von Totentanzgemälden wie die von Kermaria, Lübeck, Gross-Basel; auch Holbeins letzte Figur ist naturgemäss das Kind. Auch unser Kienzheimer Totentanz endigte ursprünglich mit dieser Darstellung. Die folgenden Bilder — der dritte Teil des Gemäldes — zeigen nämlich eine solche Verschiedenheit in Auffassung und Ausführung, dass man auf den ersten Blick sieht, dass der bis dahin einheitlich durchgeführte Plan verlassen ist. Bild 1—25 zeigen nur e i n e n Toten, eben den Tod, dem wir alle verfallen sind. In Bild 26 dagegen treten d r e i Tote auf in weisser und gelber Farbe gemalt, «Hie stondt dryg todten by einander, ein Pfeifer; ein Trommelschläger und ein Fähndrich». Während in allen früheren Sprüchen der Tod den ihm Geweihten anredet, wenden sich diese drei im allgemeinen an alle Menschen:

Wohl auf, ihr Herren, allgemein!
Er sei gross, stark, reich, arm oder klein,
Er sei junge oder auch alt:
Alle seid ihr kommen in des Tods Gewalt.

Es enthalten demnach diese Worte eine Wiederholung der Einleitung, die hier gar keinen Sinn hat. Diesen drei Toten gegenüber, die sich in ihrem Spruch um ihren Gegner nicht kümmern, sondern nur im allgemeinen zur Busse mahnen, steht der Narr. Er redet wiederum d e n T o d an, während ihm doch d r e i T o t e: Pfeifer, Trommelschläger, Fähndrich, gegenüberstehen, mit den Worten: «Lieber Tod, ich will dein Gesell sein». In derselben Weise unterscheidet sich das letzte Bild von den früheren. Dem Weibel oder Boten folgen mehr

denn 30 Menschen, unter denen die Nonnen und etliche Bauern des Näheren beschrieben sind. Ihr Gebet als Antwort auf die Worte des Todes und ihre Bitte zu Maria um Beistand in den letzten Nöten schliessen das Ganze unstreitig wirkungsvoll ab. Aber gerade eine genauere Betrachtung dieser Worte zeigen den Unterschied dieser Bilder von den vorhergehenden und beweisen, dass ein anderer sie entworfen, dem der symmetrische Aufbau und die planvolle Durchführung des einheitlichen Gedankens unbekannt blieben. Rede und Gegenrede bestehen in den 25 ersten Bildern aus je 8 Zeilen, an deren Zahl streng festgehalten wird. Der Spruch der genannten drei Toten (Pfeifer, Trommelschläger, Fähndrich) enthält 14, die Antwort des Narren 6 Verse. Auf Bild 27 redet der Tod den Weibel in 6 Versen an, und seine und seiner Begleiter Antwort ist wiederum in 14 Zeilen gegeben. Es entgeht auch dem aufmerksamen Beobachter nicht, dass die Verse dieser letzten Bilder viel holpriger gebaut sind, als die früheren, in denen die vier Hebungen klar und bestimmt zu Tage treten. So nötigen innere und äussere Gründe zu der Annahme, dass der dritte Teil unseres Gemäldes die Arbeit einer späteren, wenn auch nicht einer viel späteren Zeit ist.

Am unklarsten ist das, was die Handschrift über den Maler mitteilt. Auf Bild 11 folgt auf die Anrede des Todes nicht sofort die Beschreibung des Pfarrers, sondern es folgt eine zweite Rede des Todes, die er an den Maler hält, und diese ist nicht in 8 Versen, wie alle übrigen, sondern in s e c h s Versen niedergelegt. Die Antwort des Malers, wiederum in 6 Versen gegeben, folgt gar erst nach Bild 14, nachdem der Schultheiss gesprochen, unter seinem Brustbild: «Hie stot der moler gmolt vntz an die hosen». Vielleicht ist diese Unterbrechung der einheitlichen Darstellung dadurch zu erklären, dass der spätere Künstler, von dem die letzten Bilder herrührten, irgend welchen wohl zufällig freien Platz zur Anbringung der beiden sechszeiligen Strophen und des Bildes des Malers benutzte und sich dabei um die bis dahin streng durchgeführte Anordnung des Stoffes ebensowenig kümmerte, wie er es in den Schlussbildern gethan.

Wann wurde unser Totentanz gemalt? Kraus[1] lässt Billing, der, wie gesagt, 1782 seine Beschreibung des Elsass herausgab, mitteilen, dass der Totentanz schon Ende des 15. Jahrhunderts arg beschädigt gewesen sei. Das ist ein Irrtum, Billing spricht von seiner Zeit. Es steht ausser allem Zweifel, dass

---

[1] Kraus, Kunst und Altertum im Elsass II, S. 218.

unsere Bilder und Sprüche zu gleicher Zeit entstanden sind; denn diese letzteren sind ein wesentlicher Teil des Kunstwerkes. Unter einem Spruche aber steht die Jahreszahl: 1 · 5 · 1 · 7. Und auch nach der einleitenden Predigt steht dieselbe Zahl, nicht in Ziffern, sondern in Worten ausgedrückt, so dass es gar keinem Zweifel unterliegt, dass in diesem Jahre der Totentanz von Kienzheim gemalt wurde. Damit ist aber auch zugleich ausgesprochen, dass er nicht ein Werk Holbeins oder seiner Schule sein kann.

Wäre übrigens die Jahreszahl 1517 auch nicht angegeben, so würde uns doch der Inhalt der Sprüche auf diese Zeit, auf den Anfang des 16. Jahrhunderts führen. Der Pabst jammert, dass er Pfründen und Ablass um Geld gegeben; dem Kaiser thut es leid, dass er Witwen und Waisen, Land und Leute nicht in Ruhe gelassen, Kriege angefangen, gebrandschatzt habe; um den allgemeinen Nutzen sich aber nicht kümmerte. Der Kardinal klagt über das üppige Leben des Pabstes, das ihn wie den Pabst zur Annahme von grossen Geschenken verleitete. Nicht minder bedauert der Bischof, dass er an der Wollust dieser Welt seine Freude gehabt und seine untergebenen Priester gar oft «geschetzt» habe. Den Abt drückt es, dass er seinen Mönchen geboten, was er selbst nie gehalten; Singen der Metten, Beten, Messelesen war ihm stets zuwider, in weltlichen Freuden lebte er dahin, von Klosterregel war er kein Freund. Der Edelmann schämt sich jetzt, dass er die Armen, statt sie zu beschützen, beraubte; ins Feld ziehen war seine liebste Beschäftigung. Auch der Pfarrer klagt, dass er seine Schäflein einen Weg gewiesen, den er selbst nicht gegangen sei. Angesichts des Todes reut es den Stadtschreiber, dass er, so oft ein schlechtes Bäuerlein kam, das einen vollen Säckel hatte, seine Tinte wohl bezahlen liess. Auch dass einem Landsknecht ein besonderes Bild gewidmet ist, — in anderen Totentänzen tritt der Landsknecht nicht auf — weist auf das Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts hin.

Wenn so die Grossen dieser Erde ganz besonders mitgenommen werden, so zeigt sich wiederum ein gewisser demokratischer Zug in den Gedichten, der sich der Gedrückten jener Zeiten annimmt. Der Barfüsser Mönch im Gegensatz zum Abt eines reichen Benediktinerklosters hat keine Sünde auf dem Gewissen, er dankt Gott, dass er stets nach seinen Geboten gelebt und in seinem Orden so früh zur Tugend erzogen wurde. In ähnlicher Weise spricht auch der Waldbruder von sich, den wir gewiss hierher rechnen dürfen, so dass ein scharfer Gegensatz zwischen hohem und niederem Klerus sofort in die Augen springt. Nicht minder rein steht der Bauer vor uns. Sein Leben

war nur Arbeit, um Weib und Kind zu ernähren; nie hat er einen unnützen Pfennig ausgegeben, regelmässig dagegen den Zehnten bezahlt; trotz aller Not hat er den lieben Gott nicht vergessen, diente ihm in Ehren und ging fleissig zur Kirche; so sieht er auch jetzt mit Ruhe dem Tode entgegen und spricht:

Min zehenden bezalt ich schon,
Got zů diennen vnd zů kirchen gon,
Das liess ich durch kein nott,
Dester lychter ist mir der todtt.

Vergleicht man die Sprüche unseres Kienzheimer Totentanzes mit denen der anderen Gemälde, so zeigt sich zum Vorteil der ersteren ein bedeutender Unterschied; dieses Eingehen auf individuelle Züge, wie eben auseinandergesetzt wurde, findet sich in den übrigen nicht, ihr Inhalt ist mehr allgemeiner farbloser Natur.[1]

Die Frage, wer den Totentanz gemalt, die Reime gedichtet habe, liegt nahe. Das Manuscript giebt an einer Stelle einen Namen: Dippel Heintz. Es ist dies nach Bild 26, da wo die drei Toten dem Narren gegenüber treten, also in einem Teil des Gemäldes, der, wie nachzuweisen versucht wurde, von späterer Hand herrührte. Der Strich, der in der Handschrift nach den Worten des Narren gezogen ist, zeigt deutlich, dass der Name nicht auf dem Gemälde stand, sondern nur in jene gesetzt wurde. Ist Dippel Heintz der Schreiber unserer Handschrift? ist er der spätere Maler? warum steht der Name gerade unter den Worten des Narren? Ist der Maler und Dichter auch zugleich Verfasser unseres Manuscriptes, da er am besten eine so genaue Beschreibung geben konnte? Ich vermag die Fragen nicht zu entscheiden.

Wie kam denn der Totentanz gerade nach Kienzheim? Das hatte unser Städtchen wohl den Bischöfen von Basel zu verdanken, deren Stadt ja die klassische Heimat der Totentanzgemälde ist. Sie erteilten wohl den Auftrag: freilich hat nachher der Künstler in freier, unabhängiger Weise sein Gemälde geschaffen und sich mehr an französische bezw. norddeutsche Vorbilder als an das von Basel gehalten. Die Bischöfe von Basel teilten sich nämlich mit den Rappoltsteinern in die Rechte über Kienzheim und bezogen ihren Zehnten bis zur grossen Revolution, zeigten aber auch wiederum grosse Gewogenheit den Bewohnern dieses Städtchens. Dabei war Kienzheim ein vielbesuchter Wallfahrtsort, es war das Einsiedeln oder Lourdes des 15. Jahr-

---

[1] Vgl. die Zusammenstellung der Texte in Massmann, die Baseler Totentänze. Stuttgart 1847.

hunderts. Kaiser Friedrich III. pilgerte selbst dahin mit vielen Fürsten und Herren und liess im Jahre 1473 seinen Hut mit Gold und Silber gefüllt in der Liebfrauenkapelle aufhängen. So genoss Kienzheim hohes Ansehen bei Königen und Fürsten und erfreute sich der besonderen Gunst der Bischöfe von Basel; daneben floss das Geld der Pilger von allen Seiten. Alle diese günstigen Umstände trugen dazu bei, dass hier dieses grossartige Werk im Kreuzgang entstand, von dem heute nur noch die vergilbten Blätter des Manuscriptes erzählen. Um den Schmuck der Kirche zu erhöhen, wurden dann wohl die Gemälde an der Nordseite der Kirche, der das Pfarrhaus gegenüberlag, angebracht und bildeten so gewissermassen auch für dieses eine Ausstattung und Zierde.

Für den Freund altelsässischer Dichtung und Sprache ist die Beschreibung des Gemäldes und Wiedergabe der Verse eine dankenswerte Mitteilung. Wie schon darauf hingewiesen wurde, bestehen die Sprüche der 25 ersten Bilder aus achtzeiligen Strophen, jeder Vers hat vier Hebungen; die Senkungen können entweder ganz fehlen oder in beliebiger Anzahl vorhanden sein, z. B.:

Nit verschmácht, Keÿser, mÿn gestált! oder
Her Cárdinál mit úwerem hút oder
Der Keÿser vor v́ch den dántz fiert.

Um den nachfolgenden Text leichter zu verstehen, ist es notwendig, dass man einige Eigenheiten der Handschrift kenne. Zunächst fällt eine Anzahl alter mittelhochdeutscher Wörter auf: vntz = bis, z. B. Sanct Jheronimus ist mit einem Cardinalhut vntz an die brust gemolt; Köning = König; dylbt = gräbt, der dylbt das grab; was = war, ain heilger vatter was ich gnant; lützel = gering, wenig, mag gar lützel gehelffen mir; beyten = warten, der Tott nit lengner beyten wyl. Zweimal kommt die alte Form bis = sei vor, z. B. Biss mir gnedig, almechtiger herr! Andere alte Formen sind vachet = fängt, trechen = scharrend zudecken, mit erden wirt man dich trechen. Daneben stehen Dialektformen, wie sie das Volk heute noch nach beinahe 400 Jahren gebraucht: goht = geht; hin vff = hinauf; kruck = Krücke: treyt = trägt; lutter = lauter; tyffel = Teufel; mucken = Fliegen.

Auffallend ist das hinter «g» gesetzte «n» wenn diesem ebenfalls ein «n» vorausgeht. Damit wollte der Schreiber nur den Nasallaut andeuten, und es darf das zweite «n» demnach nicht gesprochen werden. Langne zungnen ist also gleich lange zungen; ebenso schlangnen, jungner, fingner, hangnen für Schlangen, junger, Finger.

Nicht nur im Sundgau, sondern auch in Teilen des Unter-Elsass tritt für «nd» «ng» ein z. B. Wing, King für Wind, Kind; Vendenheim bei Strassburg heisst im Munde des Volkes «Fingene». So steht auch in den Sprüchen: bing für Binde, bengnel für bengel = Bändel von Band; statt Fingern kommt dann wieder umgekehrt findern vor.

Häufig ist dem Vokal i oder dem Umlaut ü ein «g» angehängt, das wohl auch nicht gesprochen werden durfte z. B. dryg = drei, zweygen = zweien, sig = sie, knugen (für knügen) = Knieen.

Jeder Lehrer weiss, wie schwer es ist, elsässischen Kindern die richtige Aussprache der Pluralbildungen Kugeln, Ziegeln, Eltern beizubringen, da sie immer wieder Kuglen, Zieglen, Eltren sagen. Diese Metathesis zeigt auch unsere Handschrift z. B. schenklen = Schenkeln, ermlen = Aermeln. Bekanntlich ist im Hochdeutschen beim Konsonanten r eine solche Umstellung nicht selten: Bernstein statt Brennstein, Albert für Albrecht; in unseren Sprüchen Hackbert für Hackbrett. Der Uebergang von l zu r zeigt sich in der Schriftsprache in Getäfel und Getäfer; in dem Manuscript steht für Gurgel gurger und für Kiefer kyffel.

Bei der Konjugation des Zeitwortes tritt das Dialektische ganz besonders in den Vordergrund; noch heute sagt jedes schwäbisch-alemannische Kind: ihr send voran = ihr seid voran, wie unsere Handschrift; ebenso: wirken bůss für wirket Busse; oder «nit setzen uwer lust nach freud» = nicht setzet. Manchmal ist ein «n» eingeschoben, so in wachend = wachet; ir wissend = wisset.

Das mittelhochdeutsche lange i ist fast überall für ei gewahrt = Wyssheit = Weisheit; schryb = schreibe; pfiffen = pfeifen. Manchmal ist das neuhochdeutsche ei geschrieben, und doch muss das alte i gelesen werden, weil es der Reim verlangt, z. B.

> Gangend mir nach, frouw Keyserin,
> Züchtig und styl (still), der dantz ist mein;

oder wenn der Verfasser schreibt:

> Der künig wirt dem hirten gleych
> Hinweg nympt der tod arm und rych.

Auch das lange u für späteres au ist noch gewahrt z. B. in huss = Haus, cluss = Clause.

Der Vokal a ist in vielen Fällen dialektisch, dunkel, dem o ähnlich zu lesen, wie in folgendem Vers:

> In gantzen trauwen ich das rat
> Das ir betrachten sond den tod.

Wenn wir auf vorstehende Untersuchung einen kurzen Rückblick werfen, können wir als Resultat zusammenfassen: Der Kienzheimer Totentanz, der eine innere Kirchhofmauer schmückte, wurde im Jahre 1517 gemalt. Vorbild waren französische oder norddeutsche Gemälde; nach Anlage und Ausführung muss er den bedeutendsten dieser Kunstwerke beigezählt werden; die Sprache der Reime wie der Beschreibung ist die altelsässische Volkssprache. Ende des 18. Jahrhunderts war er schon teilweise zerstört. In der Revolution und dann im 19. Jahrhundert ging er allmählich zu Grunde.

II.

Folgt der Toden Dantz, wie er zu Köntzen ihm Kreutzgang stot.

O ihr Menschen kint, kummet all erbey
Vnnd lugkt, welchs der Herr vnd der knecht sey.
Denn got richt nach dem Recht,
Da ligt der Herr und auch der Knecht.

I. Einleitende Bilder.

1. Bild.

Hie goht der pfarher oder der predicant die Cantzel stëg[1] hin vff, in einem vberück[2] vnd mit der rotten samatten stolen,[3] vnd wil bredigen.

---

volgt im der dot nach die stägen vff vnd hinck[4] vnd hat ein kruck[5] vnder dem rechten arm, vnd ein stund glass,[6] in der linken handt, treyt[7] er embor im nach.

---

[1] Treppe zur Kanzel. [2] Ueberrock. [3] rote samtene Stola, eine lange, handbreite Binde, die bei dem Priester über beide Schultern und die Brust kreuzweise herabhängt. [4] hinkt. [5] Krücke. [6] Stundenglas = Sanduhr. [7] trägt.

Der Todt.

O Her, schrygend [1] mit luttr [2] stim
  Der tod kumpt vnd ist grim.
Ein yeder mensch weyst wol,
  Das er sterben mûss vnd sol.
Ich verkündt vch [3] zû disser frist,
  Dz [4] yetzund die stundt bald vss ist.

Hie sitzen zwû altte nunnen oder bëgynen [5] vnder der kantzel stëgen vnd schwatzen mit einander, hebt inen der tyffel [6] die köpff zammen vnd wert [7] inen die mucken [8] mit einem muckenwadel.

Hie hebt der pfarher an zu predigen:

O ir lieben kind diser welt,
  Ir sollen ansënhen diss gemeld!
In gantzen trauwen [9] Ich dz rat,
  Das ir betrachten sond [10] den tod;
Dan eüch gesetz ist hie die stund,
  Wie, wann vnd wa, ist vch nit kundt.
Dise figur sollend schwowen: [11]
  Alt, iung, mann, vnd ouch frouwen,
Die müessen sterben alle gantz
  Vnd kûmen har an dissen dantz.
Dan keiner da kein vorthëyl hat,
  Der keyser mit dem buren gat, [12]
Der künig wyrt dem hirten gleych,
  Hinweg nympt der tod arm vnd rych.
Er schont keins adels noch gewalt,
  Kein gut hilfft noch hübschte gestalt,
Keyner kunst wyssheit acht er nit,
  Er lat [13] nit ab durch yemantz byt.

Sanct Jheronimus: ist mit einem Cardinal hût vntz [14] an die brust gemolt, vnden an der spruch,

Darumb hand ruw [15] vnd wirken bûss,
  Ehe lyb vnd sel sich scheyden mûss!
Vber euwer sind habend leyd! [16]
  Nit setzen uwer lust nach freüd,

---

[1] schreiet. [2] lauter. [3] euch. [4] dass. [5] Nonnen oder Beghinen. [6] Teufel. [7] wehrt. [8] Fliegen. [9] in ganzer Treue, in voller Treue. [10] sollt. [11] schauen. [12] geht. [13] lässt. [14] bis. [15] habet, haltet Ruhe. [16] Ueber euere Sünden habet Leid.

Vff[1] gold, silber, gût vnd gelt,
Oder vff wolust diser welt!
Er spricht selber der götlich mundt:
Wachend, ir wissend nit die stundt,
Zû wôlcher der tod künpftig ist!
Wol dem, der sich vor dar zû rist![2]
Darumb sanctus Jeronymus
Spricht vnd der heylig Bernhardus:
Ich lëss, ich schryb, in mynen orenn[3]
So hôr ich dz erschrockenlich hornn:[4]
Stond vff ir dotten für das gerycht,
Christus dz vrtel selber sprycht;
Der wird eim yeden belonnung geben,
Nach dem er hat gefüert sin leben.

Anno domini tusent fünff hundert vnd
Sybendzehen Jar.

Sanctus Bernhardus ist mit blosem houbt,[5] vnd mit einner schwartzen kutten gemolt vntz an die brust, wie ein augustiner münch.

2. Bild.

Hie heben an vil dotten vnd pfiffen den dantz an mit drumethen,[6] mit scharmygen,[7] mit zincken, mit hör hornn,[8] mit gygen, Lutten, Hackbred, Lyren, mit Trumen vnd pfiffen, Busunen[9] vnd hôrtrummen;[10] vnd ist einer do, der dylbt[11] dz grab mit bougen,[12] kerst vnd Schufflen vnd spathen, die andren tragen mit dotten boumen[13] zü, vnd ist dz ir spruch,

---

Wol hër, ir herren vnd ouch ir knecht,
Springnent hër bey, vom[14] allem geschlecht,
Wie jung, wie alt, wie schon vnd kruss,[15]
Ir müessen alle in diss dantzhuss
Anno 1 · 5 · 1 · 7.

---

[1] Setzet euere Lust noch Freude nicht auf Gold. [2] der sich zur Zeit (vor, vorher, ehe die letzte Stunde kommt) dazu rüstet. [3] Ohren. [4] das am jüngsten Tag erschallen wird. [5] entblösstem Haupt. [6] Trompeten. [7] Schalmeien. [8] Heerhörnern. [9] Posaunen. [10] Heertrommeln. [11] gräbt. [12] Hauen. [13] Särge. [14] von. [15] schon vnd kruss = schön und kraus oder hässlich.

3. Bild.

Hie lüt ein todt im grab, ist vol schlangnen, krötten, würm, sagt den spruch, an einem langen zedel

Alless, dass das leben ye gwann,
Das muss den tod hann! —

II. Eigentlicher Totentanz.

Hie vahet[1] der Todt an vnd kumbt vnd sůcht einn yeden in sinem stand vnd mit sinem seyttenspyl, do mit das im[2] keiner vss blipt, nach[3] bapst, keyser, vnd köning, vnd fahet an dem heyligen vatter, dem Bapst, an, vnd goht ein nander nach, Alss man es harnach finden vnd hören würt.

1. Bild.

Hie kumpt der tod zů dem Bapst mit einem banner, zwein schlyssel dorin Crütz wiss, vnd ein stund glass in der rechten hand, ein harpffen in der lincken hand, vnd henken[4] im die kutlen[5] zu buch[6] herruss vnd dryg schlangen zů dem hertzen haruss vnd zů denn sytten vnd zů den schencklen.

Tott.

Hayliger vatter, ir send[7] vor an,
  Billich mit mir den vor dantz han;[8]
Dan vch die hôchste wirdigkeyt
  Vff disser erd ist angeleygt.[9]
Vwer wirdi- vnd heiligkeit
  Můss sin zû dissem dantz bereit.
Hand ir uwern stand ghalten wol
  Vwer heyligkeit das gneissen[10] sol.

---

[1] fängt. [2] damit dass ihm [3] noch (weder). [4] hängen. [5] Gedärme. [6] Bauch. [7] seid. [8] Billig habt ihr mit mir den Vortanz, den ersten Tanz. [9] angelegt. [10] geniessen.

Der Babst stoht mit alben,[1] rot sammat
Stolen, manipel,[2] ein grüenen sammanten
Leuiten rock, ein rotten sammatten manttel,
mit hendschû, guldenen ring an den fingren,
ein dryfeltige guldine Cron, ein stab mit
einem zwyfeltigen guldinen Crütz.

---

1. **Bapst.**

Ain heilger vatter was[3] ich gnant,
In aller welt gar wol erkant,
Vmb gelt gab ich pfruond[4] vnd abloss,
Dess ist ietzund myn lyden gross.
O gott, durch din barmhertzikeit
Min synd send[5] mir von hertzen leyd.
Ich bit dich durch die güette din,
Miner selen wellest gnedig sin.

2. Bild.

Hie kumbt der tod zû dem keyser mit einer trumeten,
mit einem gëlen fenlen,[6] mit dem adler am fenlen
gemalt, vnd mit einem wisen sidenen binden vmb
sich gewycklet, vnd ein grose krodt[7] am hertzen sitzen.

Totd.

Nit verschmacht,[8] keyser, myn gstalt!
Es hat ein end vwer[9] gewalt;
Apffel, zepter, schwert vnd och kron
Wirt ein anderen herren hon.
Lond varen uwer regimendt!
Ir sterben hie, es ist am endt,
Lassent die welt, es ist min rat,
Gott der her vch bereüffet[10] hat.

Der keyser stot In Roten Hosen, vssgeschnitten
schûhen, Greün sammat wambscht, ein langner
rock, von einem guldenen stuck gemacht, mit
guldenen knöpffen oder hafften, mit kostlichenn

---

[1] Albe, das unterste Amtsgewand des celebrierenden Priesters, aus weisser Leinwand bestehend. [2] Ein reich ornamentierter Bandstreifen mit breiteren Enden, der bei der Messe an dem linken Arm getragen wird. [3] war. [4] Pfründen. [5] meine Sünden sind. [6] gelben Fähnlein. [7] Kröte. [8] verschmähe. [9] euere. [10] berufen.

fehen[1] oder marder gefiettert,[2] mit einem yberschlag, mit einer guldinen ketten, einem guldenen apffel, einem guldinen zepter, ein guldin schwert, ein Schone guldenin Cron.

---

2. Keyser.

Witwen, weisen[3] vnd land vnd och lyt[4]
Hab ich in frid gehalten nyt;
Schatzung gelegt, vil krieg gemacht,
Gemeynnen nutz selten betracht,
Des mir yetz leid ist in den tod.
Barmhertziger, ewiger got,
Durch den bittren todt, den du leid,
Verlich mym end barmhertzigkeid!

3. Bild.

Hie kumbt der todt zu dem Cardinal vnd schlecht[5] sinen lincken arm dem cardinal vm sinen rechten arm, vnd sind im die schlangnen vm die bein vnd durch die macht[6] geschloffen[7] vnd by der weych hin nyn, by der brust haruser, vnd vmb den halss gewycklet, vnd krümbt dz mul, kert dz haubt von im die ougen, sitz der kopff vol kleiner krötten, treyt ein trumschyt[8] zwyschen den beynen oder füesen mit einer schwartzer syden binden vm den halss, der fysel bogen[9] mit einem dottenbein.

Todt.

Her Cardinal mit uwerem hût,
Springet har nach, der dantz ist gût.
Der bapst vor vch den reygen fyert,
Mit im habend ir gereyertt[10]
In hohem stand die priesterschafft.
Vom tod sind ir nun hie behafft,
Dan Ir von hynnen müesend kern,
Ein andren dantz wil ich vch lern.

Der Cardinal stot in einer sammatten, rotten, langnen schuben oder rock, mit einem wisen kutzhut,[11] mit

---

[1] Hermelinpelz. [2] gefüttert. [3] Waisen. [4] Leute. [5] schlägt. [6] genitalia. [7] geschlüpft. [8] trumschit = trumbelschit, monochordium, Fidel s. Lexer. [9] Fidelbogen. [10] geregiert. [11] Hut von Fell, rauhem Pelz, s. Lexer.

kostlichem beltzwerck als die thumherren[1] vnd graffen tragen, die wambst ermel von einem guldenen stück, in der mitten durch den rock gestossen, ein sylbren stab mit einen einfaltigen guldenen Creütz, ein roten cardinal hût mit zweygen spytzen, mit einem langnen roten schnûr.

---

3. Cardinal.

Ich bin gesetz mit hebtstlicher wal
Der römischen kirchen cardinal;
Den glouben christenlichem stand
Solt ich han beschirmpt in dem land.
Do was nun myn babst yppigklich,
Vil groser schenk[2] nam er vnd ich,
Do von vnsser glouben zû goht,[3]
O her, verlich vnsser selen raht!

4. Bild.

Hie kumpt der tod zû der keyserin vnd hat einen krantz vff mit rotthen grassbluommen[4] vnd grifft sig mit der lincken hant an da vornan in der weichen vnd zeygt ir mit der rechten hant mit den zweygen fiertesten vingren vff zûm rymen[5] vnd stot mit dem rechten fûss vff einer kugel vnd hat ein lut vor in[6] vnd ein hübsch wiss sydenen bing[7] vier elen lang durch die bein vm die zwein arm vnd vm die schultern vnd halss.

Tod.

Gangend mir nach, frouw keyserin,
Züchtig vnd styl,[8] der dantz ist mein!
Der tod hat vch hie och beriert,[9]
Der keyser vor vch den dantz fiert,
Geystlich, weltlich personen hoch,
Die dantzen vch vor vnd ouch noch:
Vwer gold vnd ôdelgestein
Mag vch hüt[10] gehelffen gar klein.

Die keyserin ist geziert mit einem wysen dammasten rock, mit IIII greüner atlassen plegen,[11] die

---

[1] Domherren. [2] Geschenke. [3] zu Grunde geht (ging). [4] Nelken. [5] Mit den zwei vordersten Fingern auf zum Reim, Spruch, der über dem Bilde geschrieben steht. [6] eine Laute vor sich. [7] Binde. [8] still. [9] berührt. [10] heute. [11] Plege = Belag, Verbrämung.

Ermlen zerhogen [1] vnd vntz an die Elenbogen mit
einem guldinen stuck vnd hinder den Elenbogen
einer handbreit ouch, vnd mit einem kleinen guldinen
kettenring vnd ein grosse mit zwyfachen grossen
guldenen ringnen, durch ein nander gegossen,
guldene bengnel [2] vff dem halss mentlin vnd guldinen
agnus dei oder zeychen, ein grossen guldinen gürtel
vnd schů mit wissen ingesetzten leplen, ein
guldene gdoppeltte Cron vnd weint.

---

4. Keyserin.

Min mechtig guot vnd ódel zier
Mag gar lützel [3] gehelffen mier.
O todt, wie grim ist din gestalt!
Du nymst hinweg glich jung vnd alt.
Min ódel gstalt vnd guldin Cron
Mag mich entledigen nit da von.
O her, verzych mir min sinde gross,
In dz ewig leben mich loss!

5. Bild.

Hie kumbt der tod zu dem künig vnd hat ein
pfiffen fuotter an vol pfiffen vnd hebt den rechten
fuoss vff hindersich an den arss vnd pfyfft
im vff dem zincken, Buck [4] den buch fir sich vnd
den kopf hinder sich, dz im die kutlen zům buch
harusser gond.

Todt.

Mechtiger künig, lond [5] vwer rych!
Ir miessen sin den dotten glych;
In mynen arm sond [6] ir gryffen,
Ein neüws lied wil ich vch pfiffen.
Darumb gond [7] bald an den reyen,
Hie tantzend geistlichen vnd leyen;
Künig, trettend mir nach vff dem fuoss,
An diesen tantz ein yeder muoss.

Der könig ist bekleidet mit wiss vnd roht geteilt
hosen, vsgeschnitten schů, ein langnen greünen
sammatten dammasten rock, die arm durch die
Ermlen gestossen, die wambst ermel von einem

---

[1] geschlitzt. [2] wohl Bänder. [3] wenig. [4] beugt. [5] lasset.
[6] seid. [7] gehet.

guldenen stuck, ein lang breyt schwert mit
einem guldenen ort band[1] in der mitten alss lang
dz besteckt ist alss mit gold beschlagen, Crütz, knopff
vnd mittel alss mit golt, ein guldenen apffel, ein gulden
zepter, ein guldin Cron, ein langs goltzs gelss,[2] kru-
selechs hor,[3] ein gross vnd ein kleine guldenen ketten
mit gedoppelten breytten ringen, dz hembt mit
einem guldenen kragen.

---

5. King.

Mit kingis gewalt vnd gantzem krafft
Hab ich geregiert mit herschafft
Gar manig ior. Nun sich[4] ich wol,
Das ich ietzt sterben müss vnd sol.
Was hylfft nun alles, das ich hon!
Der tod sprich,[5] Ich müess mit im gohn.
Barmherziger, ewiger gott!
Hilff mir vss disser grossen nott!

6. Bild.

Hie kumpt der todt zü dem bischoff vnd nimpt
innen by einem schlempen[6] am bischoffhût mit
der lincken handt vnd zycht inen zû im vnd wil
im etwaß sagen; vnd mit der rechten hant by sinem
rechten arm vnd spert dz mul wit vff, daz man im alle
zën[7] im mul sicht, vnd schlang in ein recht or mit
dem kopff zû der gurgel harus, hat iren wadel
vmm iren kopff gewyckelt vnd ein[8] schwartz krot zü dem
halss haruss vnd ein schlang zu der lincken brust mit dem
kopff vmm den rechten arm gewyckelt vnd stont im die
rip oder buch gar offen, von der brust vntz zû den beynen
ist im ein schlang vmm beyde schencklen gewickelt, hat
ein orgel zwyschen den knugen[9] vnd den füessen vnd
trydt[10] dem byschoff vff die alb am Leuiten rock.

Nun kumendt her in vwer grab,
Bischoff, lond ligen eüwren stab;
Den man eüch vor hat getragen!.
Neüwe mëhr[11] will ich vch sagen

---

[1] ort-band = eisernes Band an der Spitze der Schwertscheide. [2] goldgelb. [3] krauses Haar. [4] sehe. [5] spricht. [6] Schlempe = metallenes Scharnierband an Zimmer- oder Kastenthür; dann die Schliessen an Büchern und Gürteln; hier metallene Schnalle am Hut [7] Zähne. [8] lies: ein schlang ins? [9] Knieen. [10] tritt. [11] Neue Märe.

Vwern gwalt yetz yber geben,
Nit lenger lass ich vch leben!
Dan vch ist gesetz yetz das zyl,
Der Tott nit lengner beyten[1] wyl.

Der byschoff stot Trurenklich[2] mit geneygtem houpt gegenn dem tod mit v̄ber ein ander geschlagenen henden an sin hertz, mit schwartzen schuhen, mit wissen alb, mit greünem sammatthen leuiten rock, mit rottem sammatten Chormanttel, rottem byschoff huot, mit goldt vnd edelem gestein, ein rotthen stab, mit einem wysen nasen deychlin,[3] mit einem kugelechten und radechtigen[4] guldenen gelen knopf, den Chormantel mit guldenem vnd edel gestein, den schlempben[5] zweyer fingner breyt, do man dovornen die hafften in tuoht.

---

6. Bischof.

Min bistum vnd guldin stab schon
Wolt ich gern beydt varen[6] lon,
Umb das ich leben blyb allein
Und mich von sinden machen rein.[7]
Mit wolust der welt mich ergetzt
Min priester gar offt geschetzt,
Dar zū zwang mich der gytt,[8]
O her, verlass mich nytt!

7. Bild.

Hie stoht der tod dyr[9] vnd nacket by dem hertzog vnd kört im dem[10] rucken vnd hept den lincken füss hoch vff vntz an den arss vnd byt[11] dem hertzog die hand hinder sich vnd nympt den hertzog by der rechten handt vnd hat einen grossen zincken in der lincken hand hoch über sich vnd hat einen kleinen zincken zwyschen im vnd des hertzogs füessen ligen vnd hat einen kalen kopff vnd ein wenig hor vnd kurtz, alss wer es ime vsgefallen, vnd hat dz mul offen.

Tott.

Hěrtzog, von adel hoch geborn,
Ich pffiff vch vss mynem horn

---

[1] beyten, biten, mhd. = warten. [2] traurig. [3] Nastüchlein. [4] also kugel — radrund [5] Schnalle am Chormantel. [6] Fahren. [7] auf dass ich allein leben bliebe und mich von Sünden rein machen könnte. [8] Geiz. [9] dürr. [10] den. [11] bietet.

Myn lyed, das ir miessen sterben.
Wöllend ir nit ewig verderben,
So rieffend got an,[1] es ist zyt,
Lengner werden ir leben nit;
Dan ir och herendt[2] in dz spil,
Der tod mit vch dantzen wil.

Hie byd im[3] der hertzog die recht handt vnd hat zwein linsch[4] wisen hosen an, ob den knügen[5] ein wenig zer schnetzlet, mit wisen syden gefüettredt, zwein vssgschnitten schû, ein wolckes[6] wiss damasten wambst; ein lyb farwen vnd greünen langnen sammatten rock mit langnen Ermlen, ein lang schwert zwyschen den beinen, mit golt beschlagen, ortband, mittel dz besteck, Crütz, bogen, knopff, dz wambst vnd hembt, einen guldinen kragen, der rock mit drygen[7] rotten sammattenen plegen oder gebrembt, ein gstrickte guldein hub,[8] ein rot sammat barreyht[9] mit einem guldinen langnen schnuor, ein guldene ketten vm den halss zweyger zwërch finger breygt, der rock mit schwartzen sendel[10] gefietterdt.

7. Hôrtzog.

Ich hab alss ein hertzog ehren wert
Nit lang gereygert[11] mit dem schwert:
Durnieren,[12] stechen, beissen,[13] iagen,
Was kurtzwil hiess, wolt ich haben;
Da mit min zyt ver tryb[14] ich hie,
An sterben gedocht ich nie.
O her, din gnad von mir nit wend,
So min leben hie hat ein endt!

8. Bild.

Der tod wil den graffen vnd rytter mit der lincken hand an gryffen; so hebt der groff im die handt vnd stosset sie ime dart ussen, vnd wert[15] im, er sol inen nit angriffen; hat der tod noch ein wenig wiss hor vff dem kopff, alss ob er es lang nit gestrelt[16] hatte,[17] ein schwartze krot zû dem rechten

---

[1] so rufet Gott an. [2] gehöret. [3] bietet ihm. [4] leinene (lündische?) [5] Knieen. [6] wolkiges [7] dreien. [8] Haube. [9] Barett. [10] Sendel, Zindel, ein indischer Seidenstoff, sowohl für sich, als auch zu Unterfutter gebraucht. [11] (ge)regiert. [12] Turnieren. [13] beizen (= mit Falken jagen). [14] vertrieb. [15] wehrt. [16] gestrählt, gekämmt [17] hätte

backen harus, ein jëger hornn [1] mit einer sydnen schwartzen bynden am rucken hangnen, ein schlang vm den rechten arm, alss lang er ist, ein todten bein oder schenckel, in der rechten handt, wolt den graffen mit schlageu, hencken im die derm da vornen zům buch haruser vnd got mit dem rechten knüw [2] vff einer hiltzenen styltzen,[3] hat den fůss hinden vs hencken, streckt sinen lincken zwischen des rytterss linken fuss.

Tott

Wolgeborner graff vnd rytter zart,
Kumen mit mir zu disser fart!
Vwer leben hat hie ein end,
Darum byettend mir eüwer hend
Vnd springend vff, doch nit zu hoch,
Vwer diener kument har nach;
Vor vch synd vil hin gefaren,[4]
Der todd thuot niemantz sparen.

Der groff vnd Ritter stot jung, hübsch vnd strack vffrecht in gelen [5] hosen vnd vssgeschnitten schůhen, einem rotten sammatthen rock, mit einem vberschlag, vnden mit einem Som,[6] einer hand breyt, mit blouwen sammat, den rock zů gegyrtet vnd dz schwert an der lincken hand vnd sythen vnd mit golt beschlagen, ortband mitten knopff alss besteckt, Crütz vnd bogen vnd ein gel dammasten wambst vnd stost dem tod mit der rechten hand, er sol inen nit an ryerhren,[7] dz hembt oder wambst mit einem guldinen kragen, ein gedoppelte krume guldene ketten mit grossen ringnen, ein kurtz Cruselechten [8] falben bart, ein blüwe [9] sammathen hub,[10] dz har darin in gebunden, ein gels zerschnetzlet sammat bareyt vff.

---

8. Graff und Rytter.

Ach got, von hymmel thuon so wol,[11]
Syt dan ich sterben muoss vnd sol.
Verzych [12] mir, her, myn sinde gross,
Die ich stätt [13] one wyderlass [14]

---

[1] Jäger- oder Jagdhorn. [2] Knie. [3] hölzernen Stelze. [4] Vor euch sind viele hingefahren. [5] gelben [6] Saum. [7] rühren. [8] kraus. [9] blaue [10] Haube. [11] slid so gut! [12] Verzeih. [13] stets. [14] Unterlass.

Betryben han in mynem mûtt [1]
Mit hoffart vnd mit grossen gût.
An den tot gedacht ich seltten,
Dz loss min sel nit entgeltten.

9. Bild.

Hie stot der tod gegem dem apt vnd hept dz linck bein hoch hinder sich hinder dem rechten bein vff vnd streck den grossen zehen v̄ber andren zehen alle, vnd am rechten fûss hat er ein spilbret ligen wyss vnd schwartz, vnd man sich im alle ryp [2] vnd drig schwartzen thierrer [3] zûm hertzen haruss vnd vmb die gurgel vnd buck sich mit kopff wit hinder sich vnd hat dz mul wyt vff vnd ein horn in beyden henden vnd blosst es v̄ber sich, vnd ein grosse greüne frosch krücht [4] im zû dem rechten or haruser, der kopff da vornen kal, dohinden henck im grauw oder wiss har dran.

Der Todt.

Her abt, im geistlichen orden,
Ir sind mir ouch zu theyl worden.
Gehorsam, armût vnd kyscheit [5]
Darumb gelobt ein harten eydt;
Hand ir ein geistlich leben gefiert
Vnd euwer minch [6] wol geregiert,
Das kumpt v̄ch am lötsten [7] gar wol,
So vwer sel sich scheyden sol.

Der abt ist ein altter, starcker, langner, feysster, dycker, grouwer man, hat ein langne schwartze kut an mit witten grosen ermlen, ein wyss wambst Ermel, hat ein rotten stab mit einem sylbren krummen kopff oben vff vnd ein wiss näsen dyechlin, [8] dz houbt beschoren, aber die Cron oder blat gar grauw vnd winck dem dotten mit der rechten handt oder verspricht im, er hab sinen stand nit gar wol gehaltten.

---

9. Der Apt.

Minen mynchen hab ich gebotten hie,
Dz ich selbs hab gehaltten nie.

---

[1] in meinem Mut, Sinn betrieben habe [2] man sieht ihm alle Rippen. [3] Tiere. [4] kriecht. [5] Keuschheit [6] Mönche. [7] letzten. [8] Nasentüchlein.

Gantz schwer was[1] mir myn metten gon,[2]
Singnen, lesen, betten, mess hon
Zů aller zyt was wider mich;[3]
In weltlicher freüd da lebt ich;
Die regel, als sie gebotten ist,
Hieltte ich nit, dz mir yetzund leid ist.

10. Bild.

Hie stot der todt am ruck[4] vffrecht vnd hat nit dan dyrre ryp an in,[5] hebt den rechten fuoss vff vnd krimbts[6] vnd stelt den rechten fuoss an sin linck knůg,[7] vnd hat ein hörtrummen[8] davornen an in[9] hencken vnd henck dz mul wyt herab, sperts wit vff vnd hat ein gross dottenbein in der hand, do mit er die trumen[10] schlecht,[11] hepts in der rechten hand hoch ѷber sich vnd nympt dem kyrrysser oder stritbaren man sin hallenbarten obenan by dem spytz.[12]

Todt.

Ir fechter von weltlicher rytterschaft an,
Ir miessen an dissen dantz gan!
Hand ir gehalten stritberschaft[13]
Nach eren,[14] recht, fůg vnd vs krafft
Oder hand ir sunst[15] wyder recht
Gethon oder uwer knecht,
Das werdend ir gar hart biessen;[16]
Dan ir och mit mir hin miessen.

Der stritbar man[17] oder ein kyrisser[18] von houbt an vntz zů der erden, die schů, hend, fiess,[19] Stot dapffer vff recht vnd thůt den helm ѷber sich und hat die hallenbarten in der rechten hand hart am rechten fuoss vff der erden ston vnd stelt sich hart an oder gegem dem todten vnd sicht inen kecklichen vnd manlichen an, hat ein lang schwytzer[20] schwert in der lincken hand mit golt beschlagen, dz ortband, dz besteckt, dz krumm schwitzer krütz hat kein byeglin, einen guldenen knopff.

---

[1] war. [2] Die Mette ist die auf 3 Uhr früh fallende hora canonica. [3] war mir widerlich. [4] im Rücken [5] sich. [6] krümmt ihn. [7] Knie. [8] Heertrommel. [9] sich. [10] Trommel. [11] schlägt. [12] bei (an der Spitze) [13] stritberschaft halten = kämpfen. [14] Ehren. [15] dagegen. [16] büssen. [17] zum Kampf gerüstet. [18] Kürassier. [19] gewappnet. [20] Schweizer.

10 Ein Strybar oder gantz kyrysserer mann

Ich hab myn störck vnd stritberschaft
Nit gehaltten nach myner macht,
Mit krieg zefelt[1] vnd mit rythen
Wua ich ye was in den strytten.[2]
Den armen man ich alzyt[3] beroubt,
Wie wol kein recht mir das erloubt,
Sie zû beschirmen thet ich nit:
O got, dz clag ich zû disser zit.

11. Bild.

Hie ist der todt gantz nacket vnd bloss vnd nit offen vnd rippechtig[4] wie die andren todten vnd hat den pfarher by einem flügel erhëscht[5] am vberryck oder Chorhempt vnd kert sich vm vnd hat den fligel vber die beyde asslen[6] geschlagen vnd wil mit ime daruon mit der rechten hant, vnd ein grose schel in der lincken handt vnd klinglet dem herren har noch, hat dz mul wit vff, man sicht ime alle zën,[7] hat noch har am kopff, hebt dz linck beyn hoch vff, setz den fûss vff dz recht bein, vff die mittel ob dem knüg[8] vnd dantz mit im darvon.

Todt

Ir sind gebeissend[9] ein pastor,
Her kirchher, spryngend vff enthor,
Dantzend hër nach, nit kert vch umb!
Vwer beneficium und curatum
Hilffet vch nit, das wissend schnell,
Dan ir haben böse exempell
Vwer schefflin gewisst[10] vnd gelert,
Der kirchen guot vnnützt verzert

Dissen rymen[11] sagt der tod zûm moler

O moler, liebster maler myn,
Virwar[12] du must ouch myn gsell syn!
Dass malen solt du ligen lon
Du solt ylentz[13] Mit mir hyn gon

---

[1] zu Felde. [2] wo ich je im Streite war. [3] allzeit. [4] rippig, die Rippen zeigend. [5] erhascht [6] Achseln. [7] Zähne. [8] auf die Mitte oberhalb des Knies. [9] ihr seid geheissen. [10] von weisen. [11] Reim, Spruch. [12] Fürwahr. [13] eilends.

An dissen tantz, das sag ich dir,
Nit anders dan glych werden mir.

Der pfarher sicht trurig vff gon himmel, hat schwartze schû vnd rock an, ein yberyck, ein hochs kugelechtzs[1] alt pfaffen heütlin vff, ein sammatten rotten stol, ein kruselechs,[2] gelb, lang hor vntz für die oren, hat ein bethbuoch mit schwartzem leder über zoghen in der lincken handt, die recht hand an der brust.

---

11. Pfarher.

O hôrter[3] tod, du grimmer man,
Mag ich nit fristung vor dir han?
Ich hab myn schefflin gewisst[4] hin
Ein weg, den ich nit gangnen bin.
Solt ich aber lengner leben,
Ich hofft, got würt mir gnad geben,
Das ich büesste die sinde min.
O gott, wôllest mir gnedig sin!

12. Bild.

Hie stot der dot gantz rippig vnd dyr,[5] ist nit dan bein an im,[6] kört dem doctor den rucken, man sicht im alle sin zen oben, vnd ist kein lefzen[7] do, kert sych mit dem halss hindersich zu dem wasser besehen,[8] hat auch ein plerr vff oder ougen spiegel[9] vnd hebt dem doctor dz glas hoch vff mit der lincken handt, dz der doctor sol dz wasser besehen, vnd hat er dryg schellen brydschen[10] in der rechten hant vnd schlecht im zû dantz mit vff sim dotten kopff, vnd goht im ein schwartze krot zû dem rechten backen haruss vnd hat ein an der stirnen an der brydschen vnd hebt den rechten fûss vff halber knig an den lincken schenckel.

Tot.

Her doctor, mit uwer medicinum[11]
Erlang[12] ir hie gar klein gewinn;
Vch hilfft nit sarop, wasser sehen,
Es ist gantz vmb vch geschehen.

---

[1] kugelähnliches [2] krauses. [3] hart. [4] meine Schäflein hingewiesen. [5] dürr. [6] ist nichts als Bein (Knochen) an ihm [7] Lippen. [8] um das Wasser zu besehen. [9] Brille. [10] ein Instrument. [11] medicinum eigentl Medizin wegen des folgenden gewinn. [12] Erlangt.

Ir miest sterben, ich bin der todt,
Der kein mensch die lengne hie lodt.
Dar vmb lond vwer glas ston,
Zû tantzen schlag ich die schellen schon.

Der doctor hat zwein schwartze schû vnd bandofflen an, ein langnen rotten rock vntz vff die schû, ein schwartzen gyrtel, ein spiegel fûtter am gyrtel, die arm durch den rock ermel gestossen, den rock vmb sich gegyrtedt, hat zwey knebfflen, schwartz wambst ermel, davornen ein knöpfflin, am elenbogen nit zû genegt, hebt dz glass in der rechten hand vnd die linck hand vnden am glass, riert ers an mit den vordren gleychen,[1] hat einen ougen spyegel vff, ein rot, hochs, kugelecht bareyt, ein lang grouw oder wiss hor, ein doctor vff 60 jor alt.

---

12. Doctor.

Ich hab mit mym wasser schwogen[2]
Geholffen man vnd ouch frouwen
Von siechtag, kranckheit, bresten[3] vil.
So nun der todt mich holen wil,
Dan ich nit wisse einen fund,[4]
Der mich frysten môcht ein stund;
Die artzeny kund ich nie finden,
Dz ich den tod môcht überwinden.

13. Bild.

Hie kumpt der tod zû eynem barfûsser minch vnd erhescht inen mit der lincken handt by der kutten oder kappen vff der rechtten achsslen vnd hat in der rechten handt ein zitglöcklin oder wôckerlin vnd zeygt es dem herren; dz kin henck[5] im herab, man sicht ime alle zēn, hat den lincken fûss dem münch gar für die beyde fües vnd kutten gehept, er mûss mit ime gon, oder muss im vber den fûss fallen, solt er vnsenig[6] werden, hat den lincken schenckel so wyt gestreck, dz ime die dērm vnd kuttlen gar harusser vallen vnd hangnen, ist ein altter mynch.

Totd.

Geystlicher vatter, kumpt an mynen tantz!
Vber geben haben ir die welt gantz

[1] Fingerglieder. [2] schauen. [3] Gebresten. [4] Da kenne ich keinen Fund, der mir auf eine Stunde das Leben verlängern könnte. [5] Kinn hängt. [6] unsinnig, thöricht (sich zu wehren).

Mit allem, das got zû gehert,
Hand ir vch alle zit zû gekert,
Betten, wachen was vch ein freid;
Wyllig in aller gehorsamkeid [1]
Ir all zyt warend, das sag ich eüch,
Verdient handt ir das ewig reych.

Der Barfûsser her hebt die hend zamen vnd dancket got, hat die kap hindersich gethon vnd stot mit blosem houbt, beschorenen kopff, ein graug har,[2] ein grauwe kut, einen seylenen gürtel[3] mit knöpffenn, zer schnitten schuo, wie dan die franciscus vetter[4] tragen.

---

13. Barffuosser Münch.

Ich danck dir, ewiger gott,
Das ich hab gehaltten din gebott
Vnd also jung in Minen orden
Zû tugend bin gezoghen worden.
Darumb du mir nur bist ein trost,
Von aller pin bin ich erlost.
Ich bit ouch gott für die alle schon,
Die mir gotzs[5] hie hand gethon.

14. Bild.

Hie gryfft[6] der tot den schultheyss mit der lincken hand vnder dem kin an die gulger[7] vnd kert dz mul harumer zû dem schultheiss, hat vnden keinen kyffel,[8] nur obenand zēn, ein grose schlang vmm den halss gewyckel, hat dz mul wit offen, die zung streck sich gegen dem schultheyss, ein krot am rechten backen sitzen, der todenkopff hat noch ein wenig har da hinden hencken vnd zeygt mit zweygen finger[9] mit der rechten handt im v̊bersich an den rymen,[10] hat ein lyr[11] mit einem schwartzen sidenen binden am halss hangnen, stot krumb mit dem lincken knüg, ryert[12] dem schulteyssen den rock ann, den rechten fûss hebt hoch vff, hat innen vff dem lincken beyn obend des knüeg[13] ligen.

---

[1] Gehorsam. [2] graues Haar. [3] Gürtel aus einem Seil oder Strick bestehend. [4] Väter. [5] Gutes. [6] greift. [7] Gurgel. [8] Kiefer. [9] mit zwei Fingern. [10] zum Reim oder Spruch. [11] Leier. [12] rührt. [13] Knie.

Tod.

Her, der schultheyss vnd ein amptman,
Die gemein wurt vch har noch gan![1]
Hand ir dem armen man vnd dem rich
Gehalten recht vnd geurteylt glich.
Das kumpt nun uwer selen wol,
So sie von hinnen scheyden sol.
Hant ir aber yemantz beschwert,
So würt üch ouch ein vrteyl hert.[2]

Der schultess ist ein 60 ior man alt,[3] hat ein schwartss kugelechtzs bareyt mit föhen[4] beltz gefüetterd vff, einen langnen schwartze rock mit föhen gefüetterd mit einem föhen vberschlag, hat die arm durch die ermel gestossen; der rock got vntz vff die schû, hat zwein schwartze schuo an, zwei daffart[5] wambst ermel, leyt sin recht han dem toden vff die linck asel,[6] als wolt er in gern wegck stossen, mit der lincke hand hebt er im den arm, dz er im die gurgel nit erwürgeht

---

14. Schultheis.

Ich bin gesin schultheyss mannig jar;
Es ist mir leid, dz sag ich für war,
Ich nam schencke,[7] klein und gros,
Mancher es am rechten gnos.[8]
Durch gaben kumpt mancher vir;[9]
Wer nitz brocht, der bleyb vor der tyr.
Nun hat myn gwalt ein end,
Got mir sin gnod von himel send.

Hie stot der moler gmolt vntz an die hosen.

Du bitterer todt, ich ways[10] wohl,
Dz ich sterben mûss vnd auch sol;
Dann von anfang der welt din gwalt
Hastu gefüert vber jung vnd alt.
O maria hilff MIR gnad erwerben
Vmb myne sind, so ich thûn sterben.

---

[1] die Gemeinde wird euch hernach folgen, gehen. [2] so wird euch auch ein hartes Urteil zu teil. [3] ist ein 60 Jahre alter Mann. [4] Hermelinpelz [5] Taffet. [6] Achsel. [7] Geschenke. [8] Mancher es an seinem Recht spüren musste. [9] vorwärts. [10] weiss.

15. Bild.

Hie kumpt der todt vnd klinglet dem burgermeyster [1]
voranen mit einem dotenbein, hat dryg ring am yssenen
dryg spitzigen klinglen, kört im den rucken vnd
sicht mit dem kopff hinder sich, hat ein breit wit
mul, man sicht im alle zën vnden vnd oben,
hat ein schwartze nuss [2] an der stirnen, der lip [3]
gantz ryppig, hept dz linck knûg an das recht knyg
hoch mit dem fûss dohin auff und dantz im voranen.

Tod. [4]

Statmeyster vnd lieber rahther,
  Vch schlag ich vor den klyngler; [5]
Den [6] gemeinnen nutz der staht [7]
  Man vch ein ampt verluhen hat;
Vnd [8] allen bûrgern hylff und rat
  Mit zû teylen, wu es thût not,
Ir der gemeyng zû sind geben. [9]
  Ein End hat hie euwer leben.

Hie stot der der Burgermeister in schwartzen schûhen
mit einem v̈berschla dohinden, schwartz hosen, ein
ziegelfarben rock mit vier falten, do vornen mit
einem hafften, einem schwartzen kullen zypffel, [10] ein gross
hyltzen pater noster [11] in beyden henden vnd zicht
die ringler eins nach dem andren, vnden ein hylzen
Crützlen am pater noster, ein lang gel hor vntz für
die oren herab, ein schwartzen spytzen fültzhût vff.

---

15. Shtetmeyster vnd rohtzher. [12]

Der eygen nutz so lieb mir was,
  Des gemeynnen nutz ich vergass.
Den burgern was ich nit gemein
  In rahtzs wyss gross oder klein;
Vs nyd, hass, gunst, frûntschaft schlecht
  Hab ich geroten wider recht.
Doch bit ich dich, du zarter got,
  Beheüt mich vor dem ewigen dot.

---

[1] Soll heissen Statmeyster oder rahther; s. unten. [2] Maus. [3] Leib. [4] fehlt im MS. [5] das Glockenspiel. [6] Zum. [7] Stadt. [8] Um. [9] Um allen Bürgern . . . . . seid ihr der Gemeinde zugegeben, zugeteilt. [10] Mantelstück, Pelerine. [11] Rosenkranz aus Holz. [12] Stettmeister, Bürgermeister und Ratsherr.

16. Bild.

Hie stot der tod krump mit beyden knygen vnd
bygt[1] sich hinder sich mit dem rucken vnd den buch
für sich gegen den statschryber, dz im die kutlen vnd
gderm[2] vnder die bein hencken; heb dz linck bein vnd
knyg hinder sich vff vntz yber dz recht knig vnd bück
dz recht knig och vnd hebt einen wisen zedel[3] in bey-
den henden, die linck oben, die recht vnden am zedel;
henck ein kinds dotten kopff dran vnd hat zwey
kleine todten bein Crûtzwiss yberzwerch im mul in
den zennen; hat am rechten arm ein langs dotten bein
zû einem schrybzüg, ist ein knüg schenckel, hat zwû fed-
ren im
schrybzyg, hat einen dotten kopff zû einem dynten hern-
lin,[4] henck
an eynem schwartzen sydenen schnûr vnd hat zwuo storcken
fedren[5] im hôrnlin stecken; hat ein wyt mul, man sicht
ime die gurgel im mul vnd alle zēn; geht im ein krot
zû der Nasen haruss vnd by dem rechten or loch ouch ein
krot und hat noch har am kopff, aber nit vil, ist
am kleinen zedel geschriben: Ich sag dir, in kurtzer frist
der todt dir nach ist, du sin eygen bist,

Tod.

Stat schryber, vwer ist ouch gedacht!
  Hand ir bappir vnd dintten bracht?[6]
So schryben an,[7] dz ir vil gelt
  Genummen hand hie in der welt
Umb klein brieff vnd verdienten lon;[8]
  Am firtag[9] seltten zû kirchen gon.[10]
Die dintten, feder vnd bappir
  Verdiennen dar durch dz höllisch fiir.

Der statschryber hat ein kragen hempt[11] an, dz har in
einer guldene hub[12] gebunden, ein gels hor, kôrt dz antlit[13]
von dem totten, hat ein rot pareyt[14] vff mit schwartzen
sydenen bengnel[15] vm zoghen, hat einen langnen rotten

---

[1] beugt. [2] Gedärme. [3] weissen Zettel. [4] Tintenhörnlein, so genannt, weil man ein hohles Horn als Tintenfass benützte. [5] Storchenfeder. [6] Habt ihr Papier und Tinte gebracht? [7] So schreibt an. [8] Für das Schreiben kleiner Briefe und an Stelle des verdienten Lohnes habt ihr viel Geld etc. [9] Feiertag. [10] ginget ihr. [11] Hemd mit Kragen. [12] Goldhaube. [13] Antlitz. [14] Barett. [15] Bändeln.

rock an vntz an die waden, lot die ermel hencken, die arm durch gestossen, hat ein gel fuotter, ein greün atlass wambsthbt ermel; er dyttet[1] dem totten vff den wisen zedel mit der rechter hant mit den findren,[2] er sol schwygen;[3] hat in der lincken hand ein bermendt[4] zammen gwycklet vnd ein schrybzyg, hat zwein greün hosen an, zwein vssgeschnitten schuo mit rincken.[5]

---

16. Der her Stahtschryber.

Wann myner dienner vnd substitud
Mir volschryb ein bermente hut,[6]
Ein grossen gwyn ich dauon nam;
Wan mir ein schlechtzs bürlin[7] kam,
Dem da was sin seckel vol,
Der bezalt mir ouch min dintten wol.
Es ruwget[8] mich vnd ist mir leydt,
Ich begehr von got barmhertzigkeydt.

17. Bild.

Hie kumpt der todt zû einer Burgerin, eines rychen mans frouw, hat die bein oben hart an ein nander mit gebuckten knigen,[9] alss ob er tantz, grifft die burgerin mit der lincken hant an vnd nympt sig by dem lincken arm vnd wil sig mit im füeren, gonth im die kutlen zu dem nabel vnd zûm buch haruser, hat zwey höltzer vm sich gebunden, dz er dz hackbred doruff leygt oder treygt,[10] hat einen schwartzen yssenen klypffel vnd schlecht ir zû tantz vff dem hackbert vnd kört dz mul von der frouwen, hat dz mul wyt vff, man sicht im alle zënn vnd ein schlang zû dem lincken orloch hin nyn zûm mul haruss halber, hat dz mul wit vff vnd streck ein spytzige zung haruss.

Tott.

Frouw burgerin, hebt vch vff hoch
Vwern rock vnd dantzen mir noch!
Vweren guldinen knopff vnd goller[11] schon
Werden ir müessen ligend lon;

---

[1] deutet. [2] Fingern. [3] schweigen. [4] Pergament. [5] Ringen. [6] Wenn einer meiner Diener und Vertreter mir eine Pergamenthaut vollschrieb, einen grossen Gewinn ich davon nahm. [7] einfaches, schlichtes Bäuerlein. [8] reuet. [9] mit gebeugten Knieen. [10] legt oder trägt. [11] Kragen mit goldenem Knopf als Zierrat.

Wan hie hylfft weder gelt noch gût,
Vwer hoffart vnd stoltzer mût,
Sag ich, es hylfft üch nit in warheyt,
Ze dantzen seyend bald bereyt.

Hie stot die burgerin mit zammen geflochten henden, ein rot crallen pater noster[1] mit einem sylberen bissen[2] knopff an dem pater noster, an beyden henden ein schwartze schub[3] vntz vff die erden, zwein schwartze schû, ein rot samatten, guldenen gyrtel, ein sammaht goller mit einer föhenen brog[4] mit zweygen guldenen knöpffen oder hafften, Einen gelen schlieger[5] vmb dz kyn mit einer guffen[6] an der lincken sytten an gehafft, hangt ir davornen harab vntz an den gyrtel vnd sicht den dotten dapffer an.

---

17. Die Burgerin.

Min hoffart vnd schönen gestalt
Myn man gar offt im huss entgalt,
Sin ybel zyt vnd hört arbeyt
Hat er all an mich geleyt.
Allein dz ich zû kyrchen vnd stross
Stoltz inhar kamm, das acht ich gross.
Es ist mir leyd vnd ruwet mich serr,
Biss mir gnedig, almechtiger herr!

18. Bild.

Hie kumpt der tod mit einem gantzen plutten[7] kopff, ein langne gurgel, hat nur die iiii zēn oben, man sicht im alle ryp gar woll, nimpt den waltbruder by der rechten hant mit syner lincken hand, kört sich besytz[8] zû im, alss wolt er ime etwas sagen, hat ein Crucifix in der rechten hand an der schultren, hebt den rechten fûss hinder sich vff hinder dem lincken bein schier byss in die dycken[9] hyn vffen, doch fart er für vnd vir, alss wolt er fürsich täntzen.

---

[1] Pater noster oder Rosenkranz aus Korallen. [2] weissen (silberweiss)? [3] Schaube = weites, langes Ueberkleid. [4] Besatz. [5] Schleier. [6] Stecknadel. [7] bloss, nackt. [8] seitwärts. [9] wohl Oberschenkel.

Todt.

Brůder, kum har mit dinem stab,
Ich will dir zeygen och din grab;
Hastu dich gehalten in gedult
Vnd in sinden nit verhult, [1]
So würt dir fürbas rouw [2] geben,
Im ellend hast gefiert din leben;
Do durch du hast verdient schon
Im hymmelrich den ewigen lon.

Der waltbrůder stot in einem langnen grouwen rock, oben ein kap dran, got buckelecht, [3] gwyllig [4] gegen dem Tod, gybt dem tod die recht handt, hat ein hyltzen pater noster am arm vnd mit einem hyltzenen Crützlin, hat ein langnen wisenen bart, ein grouw genēgts heütlin vff, ein wiss hor drunder vntz an die oren, ein hiltzen krygtlin, [5] mit eim ysenen ring vnd stahel [6] vnden beschlagen, hat er in der lincken hand vnd zwein reymlen schů [7] vnd dantz oder volgt dem todt noch.

---

18. Waltbruoder.

Ich hab gewondt im bruoder huss [8]
Als einsidler in siner cluss. [9]
Mitt willen betten nacht vnd tag, [10]
Guotter spyss ich seltten pflag;
Dan wz durch got [11] mir ward bracht,
In mynem gebet ich ir [12] gedacht.
Ich bat auch got für alle die
Mich spyssend vnd trencktend hie.

19. Bild.

Hie kumpt der todt hinderwerck [13] hart [14] an den wuocheren vnd streckt sin linck bein zwyschen des wuochererss zweyen beynnen, halt dz recht knüg krub, [15] alss wolt er für dantzen, vnd schlecht den lincken arm vm des wůchererss halss vnd arm, und mit sinem rechten arm nimpt er des wůchererss rechten handt vnd zerts im dart vssen, hat er erst ein handuol duck-

---

[1] verhult, wohl von verhulden, huldigen, homagiare. [2] Ruhe. [3] geht buckelig. [4] willig [5] wohl Krüglein. [6] Stahl. [7] Riemenschuhe. [8] Bruderhaus. [9] in meiner Klause [10] unklar, vielleicht: Mit Willen d. i. gern betete ich Nacht und Tag, hatte dabei aber selten gute Speise [11] auf Veranlassung Gottes [12] ihrer. [13] hinterwärts. [14] nahe. [15] krumm.

katen vnd cronen im seckel genummen, hatz es wöllen zalen, verzetlet zehen Cronen oder gelen stuck, hat hor am dotten kopf, ein breydt mul, man sicht im die zēn am vndren vnd obenand kyffel,[1] hat ein sack pfyff[2] mit fünff rörehn[3] am halss mit einer schwartzen sydenen binden am rechten arm hencken, gonht die zwey grösten ror hinder sin kopff hart an des wuocherers kopff und huben an rierrend.[4]

Todt.

Wuocherer rych, verstand mich wol,
Truchen[5] vnd kasten hastu vol
Vnd hast doch kein beniegen[6] nit,
Das schafft alss der schandlich gyt.[7]
Ich wil dir ein beniegen geben
Das du mit lengner solt leben.
Es würt werden eim[8] din gût,
Der dirss Nymer dancken thût.

Der wûcherer stot gar zû ruck gegen dem totten, hat zwein rotten hosen an, zwein vssgeschnitten schuo mit reimlen,[9] einen greünen samatten woppen rock, die Ermel vntz an den elen bogen, ein rot sammat wambst an, eynen sylbren dolchen am rucken, ein schwartzen sydenen gyrttel, ein rotte sammatten taschen; In der lincken hand ein sack mit duckaten vnd Cronen einer spannen lang, sammatten hub[10] vff, die recht hant hat er erst vol Cronen genummen vss dem sack, wolt sie zalen, nympt im der tod die recht hand so grymeklich, dz zehen stuck geltz entpfallen, Alss kört er dz antlyt von dem tod, er krympt worlich das mull hëfftig.

---

19. Wuocherer.

Het ich bedacht myner selen heyl,
Der hel[11] würt ich yetz nit zetheyl.
Nach wuocherey stund mir myn mût,
Ich het myn freüd inss zyttlich gût.
Win[12] vnd korn das koufft ich inn,
Ich freüdt mich, wan es thür wolt synn.
Des[13] ist die gnad gotts auch thür,[14]
Verdient hab ich dz ewig für.

---

[1] Kiefer. [2] Dudelsackpfeife. [3] Röhren. [4] in rührender Weise. [5] Truhen. [6] Begnügen. [7] Geiz. [8] irgend einem andern. [9] mit Riemen. [10] Haube. [11] Hölle. [12] Wein [13] deshalb. [14] teuer.

20. Bild.

Hie kumpt der tod zû dem handwerkssman vnd
hat einen halb-messigen anster[1] im mul mit ein langen
storcken halss,[2] vnden einen zapffen eins fingerss lang,
vnd pfifft ime zû dantz do mit mit beyden henden,
man sicht im nur die obren zēn, hat noch mehr
hor am dottenkopf, hebt dz recht knüg vnd fuoss
hoch vff, als er dantz, dz ime der buch vff schlitz
vnd ime die kuttlen zû dem buch harussen hencken,
ist nit so gar ryppig.

Tott.

Kum har, du lieber handtwerckss mann,
Vir wor[3] ich dich lang gsûcht hann!
Du mûst springen an den reyen,
Betrogen hast pfaff vnd leyen
Mit dinem handwerck vnd arbeyt,
Do du klein Costen hast angeleyt,
Hastu geben vmb bargelt.[4]
Scheiden muostu von disser welt.

Der hantwercksman stot wacker vnd dapffer vff recht,
hat wiss vnd lipfarb[5] hosen getheylt an, vssgeschnitten
schûhen mit rincken vnd ryemen,[6] hat ein liprock an
mit ermelen vntz an den elenbogen, da vornen mit
knöepfflen zû gethon, hat ein wiss wambst ermel an
mit rothen atlass, ringss wyss vm gebrempt mit IIII
plegen, dz hor in ein schwartze sydene hub gebunden, ein
rot linsch bareyt,[7] henck ein schnider scherlin doran, hat ein
hammer in der lincken hand, hat ein fel vor im wie ein
kyeffer,[8] ein kiefermesser vnd scheyd, ein band schlegel
im gürtel stecken, ein huob ysen vnd ein hēmerlin,
do mit man die ross ysen vff schlecht, hat ein zymer axt
in der rechten hant am rechten waden vff der erden stonh,
hat ein murer köll[9] zwyschen den zweygen waden ligend,
ein schûmacher all[10] am rechten schuo an der versen stecken,
[ein schermesser] vnd ein schermesser vff dem rechten
fûss by dem schû reymen.

---

[1] Gefäss (aus Messing) mit engem Hals, s. angster bei Lexer.
[2] Storchenhals. [3] Fürwahr. [4] er hatte kleine Kosten und liess
sich (viel) baares Geld geben. [5] leib- oder fleischfarbene. [6] mit
Schnallen und Riemen. [7] leinenes Barett. [8] Küfer. [9] Maurer-
kelle. [10] Schusterahle.

20. Der hantwerckgssman 20.

Ach lieber tod, lass mich leben,
Ich wil dir myn gût gar geben.
Verdienen wil ichs, wie ich kan,
Ich bin nach ein jungner man.
Ich hab nit gedocht, das der tod
Mich so bald beryeffen[1] soltd.
O Got, myner sel verlich din gnad,
Wann myn leben ein end hat.

21. Bild.

Hie kumpt der tod zû einem starcken rebburen[2] vnd nympt im dz karst helb[3] in sin recht handt vnd spert dz mul wit vff, hebtss gegen dem buren, alss wolt er ime etwass sagen, hat nur VI zën vndten vnd obend, gar ein plutten kopff, man sicht im am rucken alle ryp, hat ein flesch,[4] ist plechen, in der lincken hant, hebt sig hoch über den kopff vff, kryͤcht ein schlang vsser der fleschen vnd wil dem buren zû trincken geben, hebt den rechten fuoss hoch vff, reührt[5] den buren schier an den rock mit dem rechten knüg, krycht im ein schlangen kopff zû dem affteren haruss, krycht im ṽber den rechten schenckel, thuot dz mul wyt vff vnd pfysst yber den buren, hat dz linck bein ouch krum gekrympt, alss wolt er tantzen.

Todt.

Bur, dein arbeyt vnd ṽbel zyt[6]
Würt ein end haben hüt.
Mit mir würstu dantzen schlecht!
Hastu dinen zëhenden[7] geben recht,
Geben hie von dinem gûtt,
So magstu sin gar wol gemûtt.
Dan ein end hat din leben,
Daruff wil ich dir zû trincken geben.

Der reb bur hat zwein growe hosen an, zwein zwilchen yber strimpff an mit schwartzen bendlen gebunden, gebunden vnder den knygen, hat vssgeschnitten schû an, ein grows röcklin mit iiii faltten, ein gyrtel daryber, ein lang hor vntz für die oren, ein schwartzen spytzen fyltzhuot vff vnd sicht den dotten këcklichen

---

[1] rufen. [2] Rebbauern [3] Karstatiel. [4] Flasche aus Blech. [5] rührt. [6] üble, schwere Zeit. [7] Zehnten.

an, buck[1] sich nohe zů dem tod, hat ein nuwer houw[2] vff der rechten asslen,[3] hept dz helb[4] mit der rechten handt vnden vnd den karst vff der lincken achsslen, hebt dz helb mit der lincken hand, ein rêbmesser am rucken vnder dem gyrttel stecken.

---

21. **Bur.**

Grosse arbeyt, hacken, rytten[5]
  Hab ich gethon zů allen zytten,
Da mit ich wyb vnd kind ernert,[6]
  Kein vn nütz gelt ich nye vezert.
Min zehenden bezalt ich schon,
  Got zů diennen vnd zů kyrchen gon
Das liess ich durch kein nott,
  Dester lychter ist mir der todtt.

22. Bild.

Hie kumpt der tod do her tantzen geyen dem lantzknecht, hept den lincken fuoss vff vntz an den rechten knüg gnick[7] vnd stosst mit dem knieg dem lantzknecht an sinen rechten schencklen vnd stot mit rechten schenckel lang, doch ein wenig geneygt; hencken im dz gedërm zů den buch haruser, hat ein degen schëyd mit einer sidenen[8] vmb den buch yber die kutten gebunden an der lincken sitten, man sicht im vil ryp, hat ein lang dotenbein für einen degen vsser der scheyden gezogen vnd füert einen starcken streych mit beyden henden hinder sim kopff hër vnd hat dz mul wyt vff gespert, dz man im vndten vnd oben zën sicht, ist ein schlang zu dem rechten orloch hin nyn, zům mul harus, vm den lincken arm harus vnd streck den kopff gegen den lantzknecht vnd pfysst yber in mit einer langne spitzigen zungnen; ist der schlangnen wadel noch einer spanen lang nit drynen,[9] hat gar einen kalen dottenkopff.

Todt.

Du frischer hans, beyt[10] vnd stand still!
  Ich bin nit hie, dass ich fechten will;
Ich förcht nit din messer zucken,
  Du můsst dich in das grab schmucken,[11]

---

[1] bückt. [2] Haue, Hacke. [3] Achsel. [4] Stiel (Halm). [5] reuten, ausreuten, roden. [6] ernährt. [7] Kniekehle. [8] fehlt «Schnur». [9] drinnen. [10] warte. [11] schmiegen.

Mit erden wirt man dich trëchen,[1]
Dich hylfft kein houwen noch stechen.
Dan din leben hat hie ein end,
Lass messer stecken vnd kumb[2] behend!

Der Lantzknecht stot strack vffrecht, hat den dëgen in der rechten handt vff dem latzen[3] ligen, ein hallenbarten in der lincken hant, hat ein sammat wambst an schwartz, einen knebelbart vnder der Nasen, sunst glat, keinen bart, ein rot bareyht zerschnëtzlet, mit schwartzem sammat vm leyt, ein langne wyse stracke strauss fedren druff, ein rot gesess, III molen zerhogen mit einem hogysen, eins dumens[4] breyt, mit einem grüenen fuotter oder vnder zugck, zwein rothen strympff, vff dem knüg zerhogen, eins fingers lang, mit greünen sydenen hosen bengnel[5] geknypfft, schwartze vssgeschnitten schuo one rincken vnd reymen,[6] er sicht worlich den todt sur[7] an, er wyl nit, dz er zû im gang.

22. Landtzknecht.

Wich vs,[8] es ist noch nit daran!
Du mûst arbeyt mit mir han.
Ich loss mirs nicht abtrogwen,[9]
Ich wolt dich ehr in stucken houwen —
Ob ich also mit dir wolt gon,
Ich raht dir das, lass mich daruon,
Lass mich blyben in mym wesen,
Wiltu vor mir genesen.

23. Bild.

Der tod hat hie einen jüngling mit siner lincken handt by der rechten hand erhëscht[10] vnd dantz mit im daruon, hept den rechten fûss vff hinder sich vntz yber daz linck knüg, ist in der weichen vnd brust ytel[11] ryp vnd ryp, hat in der rechten hant ein scharmygen[12] vnd pfifft dem jünglin vff der scharmygen, kört sich mit dem halss vm gegen dem scharmeygen oder gegen dem jünglin hart an sinem bareyt, man sicht im die zën vnden vnd obenand, im dottenkopff sitz ein schwartze krot am rechten orloch vnd ein an der styrnen.[13]

---

[1] mhd. scharrend verdecken. [2] komm. [3] Latz, Hosenlatz. [4] Daumen breit [5] Bändeln. [6] ohne Schnallen und Riemen. [7] sauer. [8] Weiche aus! [9] abdrohen. [10] erhascht. [11] eitel = nichts als. [12] Schalmei. [13] Stirn.

Todt.

Du stoltzer gesell vnd jûnglin gût,
Ein end hat hit din jungner mût,
Biss[1] wyllig vnd lass dyn druren,[2]
Es dantzt hie geystlich vnd buren,
Dan ich niemantz schonen byn,
All welt mûss mir gehorsam syn,
Dan was das leben ye gewan,
Das mûss den byttren todt han.

Der jünglin stot in geteylten wiss vnd greün hosen, zwein breyt gedoppelt vssgeschnitten schû one ryncken vnd ryemen,[3] ein rotten langnen rock vntz vff die waden mit einem schwartz scherleren[4] fûtter gefüertert, mit einem yberschlag, ein wiss kragen hempt, ein grüen atlass wambst, der rechten arm durch den rock ermel gestossen, hebt mit der lincken hand den dēgen by dem hefft vnder dem rock, gibt dem tod die recht hant, kört aber dz antlyt[5] vom tod, hat ein lang, gelss kruss hor,[6] ein rot Bareyt.

---

23. Jünglin.

Min hertz ist leyd vnd kummers voll,
Syt dz ich so jung sterben soll
In myner jungnen gestalt,
O tod, du kumpst mir vil zû balt.
In wolust bin ich erzogen,
Die falsch welt hat mich betrogen,
O Maria, hymmelische künigin,
Wôllest min fürsprecheren sin!

24. Bild.

Hie kumpt der tod in bruner farb[7] gemolt zû einer edelen junckfröuwlin, hat einen strogenen krantz[8] vff, schwartz todten har vff dem kopff, hat ein wyt mul offen, man sicht im alle zēn vnden vnd obent, vnd ryert[9] die junckfrouw mit der gygen[10] an ann die rechte brust vnd gyget ir zû tantz mit der gygen, er ist nit ryppig, aber dyr, dir,[11] hencken im die kutlen zû dem[12] harusser, hept den lincken

---

[1] Sei. [2] Trauern. [3] ohne Schnallen und Riemen. [4] feine Leinwand, s. Lexer. [5] Antlitz. [6] gelbes, krauses Haar. [7] in brauner Farbe. [8] Kranz aus Stroh. [9] rührt. [10] Geige. [11] also «sehr dürr». [12] fehlt «Bauch».

fûss hinder dem rechten beyn hoch vff, als hoch er geschlytz ist, vnd krympt dz recht knüg, alss ob er wolt dantzen.

Todt.

Junckfrouw mit vwerem schenen krantz,
Kummen har an mynen tantz!
Vff erden vwer kurtzwil vnd freüdt
Würt uch kumen alss zû leydt.[1]
Vwer vff mutzen,[2] dantzen, zyeren
Der knaben gestalt vnd hoffieren
Mag nit hie gehelffen eüch,
Ir müessen werden mir gleüch.

Die junckfrouw stot gantz traurenklichen gegen dem todten vnd sich inen an vnd weint, hat die hent oder fingner zwyschen ein ander geschlagen, die linck hant vnd arm yber den buch in der weychen[3] yber den guldinen gürtell, hat ir geles har in ein guldene hub gebunden, doch goth ein wenig hor by beyden oren, henck harab alss zepfflin, ein greünen krantz mit vil rotten grassblumen,[4] ein wiss halssmendlin[5] mit einem schwartzen, sydenen bengnel,[6] rings wyss vmmer, mit einem sidenen schwartzen kragen, einem greünen sammathen oberrock, vss geschnitten mit sammat vmleigt vff die brystlen lang vntz vff die erden vnd schû mit ingesetzten wissen leplin, ein guldinen gürtel, der schlemppen[7] henck an der lincken sitten, sind die ermel am elenbogen abgehouwen, dz hempt am elenbogen gerysspelt, der rock ermel mit einem houw ysen geschnetzlet vff der schulter vnd bym elenbougen.

24. Jungfrouw.

Vmb geben hat mich grosse nott,
So ich vor mich sich stohn den dott.
Dass got erbarm mynes springen!
Den knaben zû leyb[8] thet ich singen
Weltliche leider[9] off vnd vil,
Das mich hie nit mer helffen wil.
O Mûtter gotzs,[10] vmb myne sind
Erwyrb mir gnod vmb dyn kind!

---

[1] Euere Kurzweile und Freuden auf Erden werden euch in Leid ausschlagen. [2] Putzen, schmücken, schniegeln. [3] über dem Bauch in den Weichen [4] rote Grasblumen sind Nelken. [5] Halsmäntelein. [6] Bändel. [7] Schless, Schnalle. [8] zulieb. [9] Lieder. [10] Gottes

25. Bild.

Hie kumpt ein wyser dot vnd nympt ein kind oder knëblin mit der lincken hant by dem rechten hendlin vnd dantz mit jm daruon, ist gantz rippig, schrenck dz linck bein vber dz recht bein hat ein windloffer oder mül[1] mit einem gemolten rotten stecken jnder rechten hand, vnd buck sich wit hinder sich nyder, dz er dz knëblin kan füeren, hat ein schwartz ding vnder der gurgel, bleck die zën, ist ein schwartz mônen oder krotten am rechten or loch, hat vier karten an der windt mülen.

Totd.

Du kleines jungnes kindelin,
Es hat ein end das leben din.
Die falsch welt mecht dich betriegen,
Du styrbscht wâger[2] jn dér wegen,[3]
Dan hie[4] mit sinden beladen :
Es brecht dyner sel schaden.
Darumb mustu dantzen mit mir
In das ewig leben jch dich feir.[5]

Das knëblin sitz vff einem hyltzenen ross oder stecken, hat das rösslin ein schwartzen klein zaüm, hat ein wiss hembdlin an mit nesselen dûch[6] gemacht, ist vssgeschnitten, mit schwartzer sydener arbeyt gemacht, vnd an den ermelen dauornen auch vnd am lincken arm offen, ouch mit siden gemacht, den zaum hat es jm lincken hendlin, hybsch rotte Crallen am helsselin,[7] ein kurtz kruselicht hor, gybt dem tod das recht hendlin oder ermlin.

---

25. Ein kindlin

O we, o we, wass mag das sin!
Ein wiser man viert mich dahin.
Ich merck vs der grossen nott,
Das es ist der bytter todt.
Er gryfft mich bye den henden an,
Dantzen mûss ich und kan nit gan.
Ich gang dester gwylliger daran,
So ich noch kein sind gethon han.

---

[1] Windloffer oder Mühle (Spielzeug). [2] besser. [3] Wiegen. [4] Du stirbst besser in der Wiege, als dass du dich hier mit Sünden beladest. [5] führe. [6] Nesseltuch. [7] Korallen am Hälslein.

III. Schlussbilder.

26. Bild.

Hie stondt dryg todten by einander, der ein ist
ein langner wisser, strack vff recht gar ryppig
vnd hat ein rotte schwëbel pfiff[1] jn beyden henden
vnd pfifft zů felt vnd dantz allen dotten.
Der ander tod ist gel farb, krympt die beyde knüg,
hat ein hübsche rothe trumm,[2] zwein schwartze
klypffel vnd schlecht die trummen darzů, ist ouch
rippick vnd sicht sin gesellen an vnd horch gnůg
vff sin pfiffen, er hat die zën alle nohe by einander.
Der dryt tod ist gelfarb, ist ouch lang vnd hat
ein rot fenlin[3] jn der rechten handt, einen wy-
sen dotten kopff jn mitteln fenlin, stot hart an
der Trummen, die kutlen hencken jm uff die trunz[4]
hat ein wit zenn . . . . .[5] mul, hor noch am dotten-
kopf, zeygt mit der lincken hant dem narren
vber sich vff den Rymen[6] vnd neygt sich hinder
sich zů dem Narren vnd sagt jm, er sol jm
vff die linck achssel griffen, er můss ouch har-
noch dz köpffel jm fenlin,[7] hat zwey dotten bein
Crützwiss jm mul vnd zännen.[8]

Disser dryger: Pfiffer: Trummenschager vnd Fennerych spruch,
die spruch all stont ob dem houbt gemolt.

Wolvff jr herren allgemein!
Er sig[9] gross, starck, rych, arm oder klein,
Er sig junge oder ouch alt,
Alle syndt jr kumen ins todtes gewalt.
Doch hylfft weder guot noch gelt,
Es hylfft nychtzs in disser welt,
Der her muoss mit dem buren gon,
Das guot muoss er faren lon,
Den wysen[10] kein reden nit helffen wirt
Neben jm würt stonh der hirt,

---

[1] Schwebelpfiff, jedenfalls für Schwegelpfeife = Querpfeife. [2] Trommel. [3] Fähnlein. [4] eigentlich abgebrochenes Speerstück, Splitter. [5] unleserlich. [6] Reim. [7] fehlt ein Wort. [8] Zähnen. [9] sei. [10] Weisen.

Das muoss er selbs verantwurten vnd bestohn,
Wass er hie jn disser welt hat gethon,
Darumb würckendt hie buoss,
Ein yeder hie sterben sol und muoss.

Hie stot der Narr vnd gryfft dem totden vff die linck achssel mit der rechten hant vnd[1] ein roten langnen zypffel am ermel heraber hangnen, einen brunen narren rock an mit der narren kappen, hat sig vff, zwuo langne gelen oren dran genegt,[2] zwuo schellen, der linck rock ermel geteylt yber zwerch vmb den arm, gël, schwartz, wider gel, wyss, blouw, gël, schwartz, ein gyrtel vber den rock, ein grosse tåschen dran, mit einem grossen gelen rincken, zwein brun hosen an, zwein hohe bundschů, einen kolben stecken jn der lincken hand kötscht er[3] har nach.

---

26. Der Nar.

Ein Narr bin ich gesin mengen tag,
Gottes gedacht ich nye, ichs sag,
Das macht die vnsteimykeit myn;[4]
Lieber tod, jch wil din gesell sin.
Ich hoff zů got, er sehe das an,
Das jch min fünff sinn nit gehebt han.

Dippel Heintz.

27. Bild.

Hie stoht der tod an einem Eck oder winckel vnd wart vntz der weybel vnd bot harumer zů jm kumpt ann dz eck, do nympt er[5] mit siner rechten hant by den hor, by sinem rechten or, ein gantz handuol vnd vm die hand gewyckelt vnd zychtzs jm vber sich vnd zeygt jm mit der lincken hand mit den drigen fingren yber sich zu dem rymen, jst gantz rippig, hat nach alle zën jm mul vnden vnd obendt, hat keinen verloren, hebt dz recht knüg vnd fůss hoch vff vnd stot vff dem lincken fůss, wie ein storck.[6]

---

[1] und hat. [2] genäht [3] ketschen = ziehen, vgl. Martin u. Lienhart, Wörterb. der elsäss. Mundarten; noch gebräuchlich. [4] Ungestümigkeit, Leidenschaftlichkeit. [5] er ihn. [6] Storch.

Der Todt.

Du bist ein weybel vnd ein bott,
Für war das bringt dich jn grosse nott,
Die gemein mit beytten,[1] vber nummen,
By dem hor hab ich dich genummen.
Disser schar müsst du nacher gon,
Ich wil dir geben darumb din lon.

Hie stot der bot vnd weybel mit dem weybelstab in der lincken hant, ein botenschilt am rock an der linken brust, hat ein rotz hor,[2] er rympfft dz mul vnd bleck die zëhn, so hart rupfft jnen der dot bym har, hat ein rot bareyt vff, einen langnen rotten rock mit langnen ermlen, die arm durch die ermel gestossen, die schwartz wambst ermel, ein lang messer zû beyden henden vber den rock gebunden, hat zwein gel hossen an, vssgeschnitten schû mit rincken vnd reymlen, goth jm vil volcks noch, namlich mer dan drissig, hand all die köpff vber vff gon, wöllendt al mit dem botten gohn, zwuo nunnen, der einen sicht man dz antligt[3] vnd jren schleyger,[4] hand alle schû an, die ander Nunn hebt dem weybel vff die linck achssel mit jrer rechten handt, hat einen langnen wisse kut oder rock an, ein schwartz scheppe[5] am halss do hinden vnd vornen, ein wisen sturtz oder schleyger vff, ein schwartz diechlin vff dem sturtz, ein betbiechlin jn der lincken hand jn einem leder gefasst, der ein hat einen rechen, der ander ein pflâgel, hat einer ein gross glass jn der linken hand [6] kan der rechten hand [7] vnd schencket ein zu trincken, hat einen blouwen hout vff, einen langnen wisen rock, ein girtel vnd ein grosse dâschen[8] yber den rock gebunden, hat blouwe hosen an, zwein bundschuo.
Des weybel oder botten vnd der andren allen antwurt. 27.

O gott in diner ewigkeyt!
Ein hörter weg ist vns bereyt,
Den müssen wir alle hin gohn
Vnsser sind wöllest vns ablohn.[9]

---

[1] mit Gewalt anthun. [2] rotes Haar. [3] Antlitz [4] Schleier. [5] Scapulier. [6] [7] unleserlich, M. S. beschädigt, vielleicht: und eine Kanne in. [8] Tasche. [9] Unsere Sünden ablassen.

Wir habend gethon wyder den willen din
  Du wôllest vns armen gnedig sin.
O Maria, jn dem hôchsten thron
  An vnserem end wôllest vns by sthon,[1]
So sich sel ynd lib scheyden thût,
  Maria, hab vns jn diner hût,
Verbirg vns vnder dem mantel din,
  Das vnser sel nit kum jn pin,
Vnd das wir mit dir gehn jn das ewig leben,
  Das wôll vns got allen geben.

[1] beistehen.

VI.

Dreikönigsspiel, Weihnachts- und Neujahrslieder des Dorfes Geberschweier.

Mitgeteilt von

Dr. **Aug. Hertzog-Colmar.**

Immer mehr verschwinden in unserer nüchternen und schnelllebigen Zeit die alten Volksgebräuche, welche uns in den Kinderjahren zu bestimmten Zeiten des Jahres mit wahrer Wonne erfüllten. Wer unter denLesern erinnerte sich nicht mit Freude der Spiele, Gesänge und Aufführungen, die er in seinen Kinderjahren gehört, selbst mitgesungen oder neugierig bewundert hat? Unter den anziehendsten Spielen und Aufführungen, an denen wir Kinder uns in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts im lieben Elternhause oder im unvergesslichen Heimatsdorfe, ergötzten, standen obenan die Weihnachtsspiele, die Weihnachts- und Neujahrslieder. Welche Freude für uns, die drei als Könige verkleideten Burschen, während der heiligen zwölf Nächte, daheim zu empfangen, ihre Lieder anzuhören und dann sogar noch mit einem oder dem andern dieser drei hohen Persönlichkeiten, je nach dem er uns nahe stand, vertraulichen Umgang zu pflegen; wie gerne warfen wir den vor dem Hause das Neujahr ansingenden Kameraden, das brennende Papier mit der bescheidenen Schenkmünze zum Fenster hinaus; und dann erst, wenn das grosse Herodesspiel mit seinen vielen handeln-

den Personen, mit seiner dramatischen Handlung und in der That schönen Gesängen, auf den Abend bei uns angesagt war, wie gingen uns Kindern die Stunden des Tages langsam herum? Da trat unversehens des Abends, etwa nach dem Essen, eine schlanke hohe Männergestalt in die grosse Wohnstube ein, dieser Mann trug die malerische französische Lanciers-Uniform, es war der «Schrièner Scharl», seines rechten Namens nach Liechtlé Karl, der stellte den hartherzigen Herodes dar, und ich glaube mich wirklich davon erinnern zu können, dass er durch Haltung und Gebärde seine Rolle gut wiedergegeben hat. Ich nenne die Namen, weil ich dadurch wirkliche Typen aus meinem Heimatsdorfe, die jetzt schon lange nicht mehr leben, der Vergessenheit entreissen will, und weil ich dafür halte, dass es auch recht und billig sei, bei Mitteilung des Textes dieses Herodesspieles der Darsteller zu gedenken.

Auf König Herodes folgte der heilige Joseph, als Zimmermannmeister gekleidet, das Werkzeug geschultert, bescheiden und demüthig im Auftreten, es war der Taglöhner Schiry, ein aus Ruffach zugewanderter Mann, der wohl, wie mir mitgeteilt ward, den Text des Spieles aus Ruffach nach meinem Heimatsdorfe gebracht hat. Die Frau des Herodes, eine rothaarige Dame, das «rote Nanni» genannt, gab in zweifelhaft weissem Gewande und grossen blauen Flügeln an den Achseln, den warnenden Engel. Dieser Frau verdanke ich auch den Text des Spieles, den ich hier, nach ihrem Diktate mitteile; sie war in den achtziger Jahren, als sie mir diesen Gefallen erwies, ein armes, altes, runzeliges Mütterlein; und wie leuchtete dann noch ihr Auge vor Freude, als sie mir dies kleine Theaterstück, welches sie im Dorfe und in der Umgegend sogar berühmt gemacht hatte, in die Feder diktierte. Meinen Dank hat sie damals gerne und freudig angenommen. Nun ist sie auch heimgegangen, möchte sie jetzt im Himmel den Lohn für ihre Mühe gefunden haben!

Dann kamen noch in komisch prunkvollem Ornate die «Drei Könige», darunter einer schwarz wie ein Neger: der sogenannte Mohrenkönig. Diese drei Rollen hatten keine ständigen Darsteller, deshalb waren deren Träger auch nicht so berühmt wie die anderen Schauspieler, daher kann ich auch ihre Namen nicht mehr nennen. Im Kreise stellten sie sich dann im Zimmer auf: rechts, säbelklirrend der wüste Herodes, links die heiligen drei Könige mit dem grossen Sterne an einer Stange, in der Mitte dann der lederbeschürzte Josef und der blaubeflügelte Engel.

So wurde das Herodesspiel, welches ich hier wiedergebe, sprechend und mit eingelegtem Gesange aufgeführt.

Wie leicht zu erkennen, sind es Verse, doch muss der Text nur in grösseren und kürzeren Bruchstücken mir mitgeteilt worden sein; denn oft werden die Verse holperig und der erwartete Reim bleibt öfters plötzlich aus. Vielleicht trägt aber meine Miteilung dazu bei, so fehlerhaft deren Text auch sein mag, den wirklichen Text des Spieles, zu Ruffach etwa, ausfindig zu machen.

Die kleineren Stücke, die ich dann noch den Lesern des Jahrbuchs vorlege, sind Neujahrs-Lieder, welche in meiner Heimat heute noch gesungen werden.

Ueber die Gesangsweisen ist es mir unmöglich Näheres mitzutheilen, es sind aber wohl meist Weisen alter deutscher Kirchenlieder; die Sprache des Spieles sowie der Lieder ist stark dialektmässig gehalten, und ermangelt manchmal nicht einer gewissen echt volkstümlich elsässischen Derbheit, so z. B. die Antwort des Mohrenkönigs an den Herodes:

Die rechte Hand geb' ich d'r nét,
Denn du bist ein Schelm, ich trau d'r nét.

In den Neujahrsliedern herrscht oft auch ein grosser naiver Naturalismus, der dem Ganzen keinen Abbruch thut. So z. B. in den sieben letzten Versen des unter Nr. I. wiedergegebenen Weihnachtsliedes.

Wir begegnen in diesen Liedern derselben realistisch naiven Auffassung der dargestellten Ereignisse, wie in den entsprechenden Gemälden der berühmten sogen. Schongauer-Sammlung des Colmarer Museums, und ich stehe auch nicht an, diesen Erzeugnissen der frommen Dichtung ein hohes Alter zuzuschreiben; in denselben besitzen wir beredte Zeugen des frommen Gemüthes und des Glaubens der mittelalterlichen Bevölkerung unseres Landes. Als Denkmäler einer längst verschwundenen und unserem Zeitalter nicht mehr geläufigen Auffassung der Erlösungsereignisse, seien diese Lieder hier mitgeteilt. Ich denke sie stehen in keiner Sammlung würdiger und sicherer aufbewahrt als im Jahrbuch des Vogesenklubs. In meiner Heimat G e b e r s c h w e i e r kennt Niemand mehr den Text des H e r o d e s s p i e l e s, seit 1870 ist dasselbe auch nicht wieder dargestellt worden, ich glaube daher durch diese Mitteilung, dem Ziele, das sich das Jahrbuch gestellt hat, wirklich zu entsprechen. Angeregt dadurch, werden vielleicht andere Mitarbeiter desselben glücklicher sein als ich, und einen korrekteren Text des Herodesspieles auffinden und einsenden können.

Dreikönigs- alias Herodesspiel.

Personen.

Ein Engel
3 Könige
Joseph
Herodes.

Der Engel.

Hier treten wir ein in aller Spät.
Einen guten Abend gebe Gott,
Ein' guten Abend, eine glückselige Zeit,
Gleich wie uns die heil'ge Schrift andeut't.
Für was kommen wir daher?
Für Euch anzukünden
Dass Christus der Herr
Geboren wär.
Wolltet Ihr dasselbig anhören in guter Ruh,
So tragt eine kleine Geduld
Und hört uns zu.

Des Engels Botschaft.

Eine grosse Freud verkünd' ich Euch
Allen Völkern auf Erdenreich.
Kommet Ihr Hirten alsoball zu eurem Schöpfer in den Stall,
Dort werdet Ihr Ihn sehn liegen zwischen Ochs und Esel in der Krippe,
Ganz verlassen von Jedermann.

Die drei Könige treten auf.

Herodes begrüsst sie.

Seid mir willkommen Ihr drei Weisen.
Wo wolltet Ihr hinreisen?
Wo wolltet Ihr einkehren?
Kommt zu Mir in mein'n Palast,
Dann werd' ich Euch aufnehmen
Als meine lieben Gast.
Werdet Ihr Mir was Neu's erzählen,
Dann werd' ich Euch mit Freud' anhören.

Die drei Könige singen miteinander.

Nun so sag ich auch für wahr
Was ich hab gesehen.
Ist so weit von mir entfernt
In den ganzen jüdischen Landen
Ein hellgrosser glänzender Stern
Ist auferstanden.

1. König.

Derselbe Stern schreit Uns zu
Dass wir nach Bethlehem
Reissen müssen.

2. König (Mohrenkönig).

Derselbe Stern schreit Mir in die Ohren
Dass der König der Juden sei geboren.

3. König.

Denselben Stern habe ich gesehen
Wie Jesus sein Kreutz in den Armen liegen hat.

Herodes.

Nun so reist nur hin Ihr drei Weisen,
Reiset bis an das Bethleheimische Bezirk,
Sobald Ihr Jesum von Nazareth thut finden
Kommt gleich wiederum zu Mir:
Denn ich hab noch mehreres Silber,
Weyhrauch und Myrrhe, demselbigen König zu verehren.

Engel.

Nein, nein, Ihr drei Weisen,
Ein' and're Strasse müsst' Ihr reisen
Denn der Herodes ist falsch in seinem Sinn.
Sobald er Jesum von Nazareth thut finden,
Muss er gleich des Todes niedersinken.

Herodes zum Mohrenkönig.

Bist du der König aus Mohrenland,
So gib du mir die rechte Hand.

Mohrenkönig.

Die rechte Hand geb' ich dir nét.
Denn du bist ein Schelm, ich trau d'r nét

Herodes

Hola! Das geht mich an, So geht es zu.
Es bringt mir Tag und Nacht keine Ruh.
Ich werde gleich eine Mordthat ausschicken
Um alle neugebornen Knäblein zu schlachten.
Ich vernahm ich werde darunter
Den neugebornen König finden.
Alles ist bekannt
Im ganzen jüdischen Land:
Ich bin König und kein Anderer.

1. König.

Nun so machen wir Uns
Auf die Reis
Dreizehn Tag, für hundert Meilen.

2. König.

Da kommt der Diener und bringt das Pferd.
's ist Alles Lob und Ehren werth!

3. König.

Nun jetzt nehmen wir mit Uns
Gold, Silber, Weihrauch und Myrrhe
Demselbigen König zu verehren.

Engel.

Ach Joseph, lieber Joseph mein,
Mach dich fort mit Maria und dem kleinen Kindelein!

Joseph.

Ach du Engel Gottes mein,
Wo soll ich denn hinfliehen
Mit Maria und dem Kindelein?
Die Nacht ist finster, die Mutter ist schwach,
Das Kind ist klein,
Sogar alle fahrende Strassen mit Mördern und Räubern besetzt.
Ach dass Gott erbarm,
Wie sind wir so arm!

Engel.

Joseph, lieber Joseph mein,
Denk' nur allzeit an den Engel Gottes dein!
Der wird immer dein Beschützer sein.
Alle Mitspieler singen in Gruppe stehend das Gloria.

Zum Schluss wird gesungen:

Erd' und Wasser,
Lobet Feuer,
Ihr himmlischen Flammen,
Ihr Menschen und Engelein!
Stimmet Alle zusammen
Hier unten auf Erden
Im Himmel dort droben:
Das Kindelein im Krippelein
Wollen wir loben.
Maria die Jungfrau,
Ist glücklich gewesen,
Heut hat Sie geboren

Das ewige Wesen,
Hier unten auf Erden,
Im Himmel dort droben
Das Kindelein
Im Krippelein
Wollen wir loben.
Heut ist Uns der Heiland
Auf Erden ergangen.
Ihr Menschen und Engelein
Stimmet Alle zusammen
Hier unten auf Erden,
Im Himmel dort droben.

Engel.

Nun jetzt wünsch' ich Euch Eine glückselige Zeit,
Dass Gott der heilige Geist bei Euch bleib!
Er möchte Euch erleuchten und regieren!
Und mit der Zeit in den Himmel führen!

Elsässische Neujahrs- und Weihnachtslieder.

I. Neujahrsgruss.

Wir kommen daher
Am Abend so spät,
Und wünschen euch Allen
Ein glücklich's neu's Jahr,
Eine fröhliche Zeit
Dass unser Herr Jesus
Vom Himmel herabsteigt (bis)
Und das ist wahr.
Drum wünschen wir euch Allen
Ein glückselig's neues Jahr.
Wir gingen nun wohl
In den Stall hinein
Und fanden Herrn Jesum
Im Krippelein
Maria zog ihr' Haarschnüre aus
Und schneid't Herrn Jesus
Zwei Bitschelschnür d'raus
Und Joseph zog sein
Hemdelein aus
Und schneid't Herrn Jesus
Zwei Windelein d'raus.

Jetzt hammer N. N. 's Néyohr a g'sunge, wenn er ébbis gän, ésch's wohr, und wemmer nix bekomme, se géts e güet Johr.

II. Neujahrsgruss.

Die himmlischen Stimmen das Gloria singen.
Die himmlische Stadt geboren sie hat.
Drei Hirten auf dem Felde sie rennen und laufen,
Sie können's nicht verschnaufen der Vater und Bue.
Was sahen sie dann? ein herziges Kindelein
Zwischen zwei Tieren; Ochs, Esel allhier.
Der Vater war so arm er hat kein Pfännelein
Dem Kindelein zu kochen kein Brod und kein Schmalz
Kein Mehl und kein Salz.

Folgt Neujahrswunsch wie oben, oft wird noch hinzugesetzt:

I stand uf me spétzige Stein
Und frier durch Mark und Bein.
Wenn er is ébbis wann schanke
So müent'r i nét lang bedanke!

III. Neujahrsgruss.

's ésch geboren ein Kindelein:
Sein Namen ist
Herr Jesu Christ.
Wer will dem Kindelein
Sein Pfetter sein?
Der Heilig Johannes,
Für wahr, für wahr
Der liebe Gott hat's gesegnet
Die heilig Katharina
Will dem Kindelein
Sein Goettel sein.
Für wahr, für wahr
Der liebe Gott hat's g'segnet.
Für wahr, für wahr
Do wünsch ich euch
E glücklich's neu's Jahr.
Wir wünschen dem Herrn N. N.
E goldene Tésch
Un uf alle vier Eck
E brotene Fésch.

IV. Neujahrsgruss.

Himmel und Erden
Sollen fröhlich werden
An diesem heiligen neuen Jahr.
Ihr Menschenkénder,
Ihr armen Sénder
Freuet euch dass Jesus geboren war!
Gott möcht' euch geben
Seinen Segen
An diesem heiligen neu'n Jahr!

V. Weihnachtslied.

In dieser heiligen Nacht
Zwischen zwölf und eins
Hat geboren die Jungfrau rein
Ein kleines Kindelein.
Ausgeschlossen ist es überall,
Muss liegen in dem Stall,
Leiden viel Frost und Kälte
Für Uns Menschen all'.
Was soll denn dieses sein?
Was soll's bedeuten?
Dass ich euch so edles Kind
Hier in der Krippe find'
Zur Winterszeit,
Ausgeschlossen überall
Muss liegen in dem Stall
Leiden viel Frost und Kälte
Für Uns Menschen All'.
Wo kommen dann
Die drei König her?
Aus fremdem Lande
Gold, Silber, Weihrauch, Myrrhe
Demselbigen König zu verehren
In jenem Stall.
Ausgeschlossen überall
Muss liegen in dem Stall
Leiden viel Frost und Kälte
Für uns Menschen all'.

VII.

Rupert Sporrers Novelle „Kunegunda von Vngerstein".

Nach einem im Vogesen-Club zu Gebweiler am 4. I. 1899 gehaltenen Vortrage des Herrn Dr. J. von Schlumberger bearbeitet von Prof. Dr. v. Dadelsen.

In geringer Entfernung vor dem früheren Unterthore der Stadt Gebweiler, links von der nach Sulz führenden Landstrasse, lag noch im vorigen Jahrhundert das Schloss Hungerstein. Die Abbildung, die sich im Anhange zu Rupert Sporrers handschriftlicher Novelle «Kunegunda von Vngerstein» S. 21 findet und wohl von da in J. P. Decks Beschreibung der Stadt Gebweiler in den Jahren 1780—1786 (Gebweiler bei J. Dreyfus, 1884) S. 17 übergegangen ist, zeigt nicht mehr die alte Burg mit Mauer und Graben, sondern eine Ansicht des damals der Familie Kempf von Angreth gehörigen, baulich veränderten Schlosses aus dem Jahre 1700.[1] Zur Zeit der französischen Revolution in bürgerlichen Besitz geraten, machte es bald darauf einem Landhause Platz, und heute steht an derselben Stelle das Haus des Fabrikanten Ed. Frey.

Schloss Hungerstein war im Mittelalter der Stammsitz einer Familie des niederen Adels, die in der elsässischen Geschichte des 13. und 14., besonders aber des 15. Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle gespielt hat. Die Hungersteiner besassen

---

[1] Diese Zahl ist nachher, aber augenscheinlich von derselben Hand, gelegentlich der Hinzufügung eines Schlussabschnittes in 1800 abgeändert worden. Vermutlich befand sich also das Gebäude auch um 1800 noch in demselben Zustande.

ausgedehnte Lehen; so hatten sie 1256 mit anderen Rittern von den Grafen von Horburg das Unterlehen des murbachischen St. Amarinthales erhalten,[2] 1384 übergab ihnen der Landvogt auf Befehl des Kaisers Wenzel die Burg zu Oberehnheim, sowie Ingmarsheim samt Zwing und Bann als Mitlehen,[3] und im 15. Jahrhundert wurde ein österreichisches Lehen, das an der Strasse Basel-Breisach gelegene Dorf Balgau mit Zwing und Bann und samt dem Gerichte daselbst, dazu der Kirchensatz und Zehnte zu Espach im Breisgau und Reben bei Rimbach im Sulzer Bann, den Edlen von Lobgassen und denen von Hungerstein gemeinschaftlich verliehen.[4] Im Jahre 1414 erhält ein Ritter Wilhelm von Hungerstein als Vasall der Herren von Froberg die Erlaubnis ein Wittum auf die Zehnten von Hochstadt bei Altkirch[5] zu errichten. In engerem Verhältnis standen die Hungersteiner zu der Abtei Murbach und zu den Herren von Rappoltstein. Schon der erste des Geschlechtes, dessen urkundlich Erwähnung geschieht, Herr Wilhelm von Hungerstein (1235), erscheint als Vasall der Abtei Murbach.[6] Zu Anfang des 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert sehen wir die Hungersteiner, einen Konrad, Peter, Wilhelm, unter den Mannen der Herren von Rappoltstein einen ehrenvollen Platz einnehmen. Sie leisten den letzteren durch Bürgschaften, bei Unterhandlungen und sonst mancherlei Dienste, wofür sie durch Schenkungen oder durch Zuwendung von Lehen belohnt werden. Wie Konrad von Hungerstein, Vogtherr der Herren von Rappoltstein, vom Murbacher Abte Bartholomaeus von Andlau 1456 die beiden Dörfer Bergholz und Zell für 800 Gulden als Pfand erhält,[7] so verleiht Herr Wilhelm von Rappoltstein 1459 dem Peter von Hungerstein und seinen Erben einen durch den Tod des Hans Baselwind erledigten Hof mit Rechten und Zubehör in der Unterstadt Gebweiler.[8] Von allen diesen Gütern hatten die Edlen von Hungerstein geordnete Einkünfte in Natura oder Geld; wir erfahren sogar, dass sie ersparte Kapitalien auf Zins ausliehen.[9] Nur ein einziger Hungersteiner, Dietsche, der als Ritter zu Colmar bezeichnet wird, nähert sich dem Typus eines Raubritters. Wir erfahren nämlich von ihm, er habe eine Ge-

---

[2] Schöpflin Als. ill., Ausgabe Ravenez Bd. V, S. 681.
[3] Daselbst V, 265.
[4] Ging nach dem Tode des letzten Hungersteiners (1487) an den bisherigen Mitbesitzer Valentin von Neuenstein über (das. IV, 277).
[5] das. V, 747.
[6] das. IV, 240 u. V, 681.
[7] das. IV, 227.
[8] Rappoltsteiner Urkundenbuch IV, 240.
[9] das V, 388 u. 391.



Schloss HUNGERSTEIN bei Gebweiler, nach einer Zeichnung aus dem Anfang des XIX Jahrh's.

sellschaft, die Lechbartt. um sich gesammelt und die gemeinschaftlichen Feinde angegriffen, wenn sie sich nicht mit ihr versöhnten. So erhält Dietsche von Hungerstein, der den Zehnten des Hofes der Rappoltsteiner zu Könsheim (Kienzheim) beanspruchte, im Jahre 1423 durch Vergleich mit Smassmann von Rappoltstein 500 rheinische Gulden und eine Verleihung von 3 Fudern Wein.[10]

Im übrigen haben sich die Hungersteiner als Mannen ihrer Lehnsherren, vor allem der Rappoltsteiner, an mehreren Heereszügen und Schlachten beteiligt, so z. B. Konrad von Hungerstein an der Eroberung der Hohen Königsburg im Jahre 1454,[11] Peter und Ulrich an der Schlacht von Seckenheim (bei Mannheim) am 30. Juni 1462 auf Seiten des Siegers, Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, gegen die kaiserlichen Feldherren Markgarf Karl I. von Baden und Graf Ulrich von Württemberg.[12]

Dieses tapfere Rittergeschlecht, das, nebenbei bemerkt, in seinen einzelnen Mitgliedern auffallend kurzlebig und kinderarm war, endete im Jahre 1487 durch ein furchtbares Verbrechen: Ritter Wilhelm von Hungerstein wurde von seiner zweiten Frau, Kunigunde Giel von Gielsperg, mit Hilfe zweier Knechte erdrosselt.

Ueber die Familie Giel (Gielo) sagt Leu im Schweizerischen Lexikon VIII, 504: «Ein altes Adeliches Geschlecht in dem Thurgäu und den Stift St. Gallischen Landen, welches zu verschiedenen Zeiten die Schlösser und Herrschaften Glattburg, Gielsperg, Liebenberg, Gyrsperg,[13] Helffenberg, Bichelsee, Oberdorff, Schneeberg, Weisseneck, Bichweil, Eppenberg, Reisenburg, Wasserburg, Zuckenried und Wengi besessen, und die meiste sich Gielen von Glattburg, aber auch einige von Gielsperg, und auch von Liebenberg geschrieben . . . .» Schloss Gielsperg lag «zwischen dem Kloster Magdenau und dem Bau-Hoff, in dem Schwarzenbacher Gericht, in der Stift St. Gallischen Graffschaft Toggenburg, darvon die Uberbleibsel jetz Spillberg genannt werden; welches die Gielen besessen, sich darvon geschrieben, und A. 1627 an die von Thurn verkaufft.»[14] Die Glattburg war schon im Jahre 1485, nachdem das Appenzeller und St. Galler Landvolk sie zweimal, 1405 und 1484, zerstört hatte, von der Familie Giel an das Stift St. Gallen ver-

---

[10] das III, S. 160.
[11] das. IV, 294 und 598f.
[12] das. IV, 284.
[13] Vielleicht daher die Verwechslung bei Schöpflin-Ravenez V, 681, wo Kunigunde «von Girsperg» genannt wird.
[14] Leu a. a. O. VIII, 507.

kauft worden.[15] Die Gielen scheinen danach wenig sesshaft gewesen zu sein, vielleicht weil sie wegen ihres gewaltthätigen Charakters nirgends lange geduldet wurden. So mögen sie aus der Schweiz nach dem Elsass gekommen sein. Sicher ist, dass im Jahre 1489 Hans Giel von Gielsperg von Wilhelm von Rappoltstein mit dem Schlosse Illzach bei Mülhausen belehnt wurde.[16] Aber auch Kunigunde ist schwerlich von einem Schweizer Familiensitze aus dem Ritter von Hungerstein in die Ehe gegeben worden. Wie aus einem Briefe ihres Vaters Rudolf vom 5. März 1487 und aus einem Verzeichnis der Kornzinsen etc.[17] deutlich hervorgeht, wohnte Rudolf in Wattweiler.

Der Verfasser der Novelle «Kunegunda von Vngerstein», Rupert Sporrer, gehört zu der aus Weingarten stammenden Bildhauerfamilie, deren Kunst die Stadt Gebweiler mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariae, mit mehreren Statuen und dem Chorgetäfel in der St. Leodegariuskirche beschenkt hat. Der Vater, Fidel Sporrer, ist im Jahre 18.. in Gebweiler gestorben. Rupert Sporrer, der sich selbst als Bildhauer bezeichnet, entnahm den Stoff seiner Novelle der Beilage einer Schaffhausener Zeitung vom Jahre 1796. Er bezeichnet den Bericht als Auszug aus einer alten Urkunde des uralt-adeligen Geschlechts der Edlen von Ungerstein. Die älteste uns bekannte Darstellung des Ereignisses findet sich in Luks Rappoltsteiner Annalen fol. 260—262.[18] Joh. Jak. Luk, geboren zu Strassburg 1574, gestorben daselbst 1653, war vor 1620 Rappoltsteinischer Registrator zu Rappoltsweiler. Am 28. November 1620, so schreibt er dem Herrn von Rappoltstein, sei der Anfang seiner Chronik gemacht worden; am 11. November 1622 hatte er sie bis 1350 fortgeführt. Seinen Bericht über die Hungersteiner Mordthat will er «von fürnemmen leutten gehört und dann aus alten Kundschafften gezogen» haben. Aus dieser Quelle haben die Späteren, nämlich Pfeffel in den Prosaischen Versuchen (Tübingen 1812) 10. Teil, S. 134, August Stöber in den Sagen des Elsasses, S. 47 ff., L. Hugot unter dem Titel: La tour du château de St. Ulrich à Ribauvillé, im Glaneur du Haut-Rhin vom 17. März 1844 und F. G. Frantz in der Revue d'Alsace

---

[15] Leu a. a. O. VIII, 596.

[16] Diakonus Sigismund Billing in Anm. b zu seiner Abschrift von Luks Bericht der Mordthat (Stadtbibliothek von Colmar).

[17] Akten der Familie v. Hungerstein im Bez. Archiv von Ober-Elsass IV, Nr. 8 und 6.

[18] Bezirks-Archiv v. Ober-Elsass, Serie E. 1039 Den Text hat nach der in Anm. 16 erwähnten Billingschen Abschrift veröffentlicht Jul. Rathgeber: Die Herrschaft Rappoltstein, Strassburg 1874, S. 62—68.

1864, S. 28—35[19] geschöpft. Das Blatt der Schaffhausener Zeitung, auf das Sporrer sich beruft, ist uns leider nicht zugänglich; aber von Luk weicht Sporrer in wesentlichen Punkten ab. Wir haben in ihm einen dichterisch veranlagten Laien vor uns, dem es weniger auf geschichtliche Treue als auf romantische Ausmalung des Ereignisses ankam. Wie er die That selbst um ein Jahrhundert zurückdatiert[20] (oder sollte er 1487 zum 14. Jahrhundert gerechnet haben?), so lässt er bei der Schilderung der Oertlichkeiten, der Charakterzeichnung seiner Personen und der Darstellung aller Einzelheiten seine Phantasie frei walten; im übrigen hat er ein ziemliches Geschick in der Führung des Dialogs und der Durchführung seiner Charaktere, unter denen Hato, der Vater Kunigundens, «ein Wildfang ohne seines Gleichen», mit ersichtlicher Vorliebe geschildert ist. Wir sahen schon, dass des Junkers wirklicher Name Rudolf war; Luk gibt ihn ebenso richtig wie den von Kunigundens Bruder Werner, den Sporrer Radbold nennt. Die Schwester Wilhelms von Hungerstein, Itha, und die Mutter Kunigundens, Bertha, scheint Sporrer nach eigener Erfindung benannt zu haben. Woher weiss er ferner, dass Wilhelm von Hungerstein zur Zeit seiner Brautwerbung 65 Jahre und 7 Monate, Kunigunde kaum 18 Jahre alt war? Die Ahnen der Hungersteiner sollen nach ihm schon im 10. Jahrhundert bei Turnieren zugegen gewesen sein. Das wäre ja immerhin möglich; schlimmer ist es, dass er den Ritter Wilhelm mit rühmlichen Narben von Säbelhieben ausstattet, die er aufs einen Kreuzzügen (!) von den Sarazenen erhalten.

Dagegen kennt Sporrer nicht die bei Luk erwähnte Mutter Wilhelms, Magdalena Behrhartin, die bei dessen Tode noch im Kloster Unterlinden zu Colmar lebte.[21] Er weicht von Luk darin ab, dass er den Ritter Wilhelm bis zur Ehe mit Kunigunde ledig gewesen sein lässt, während dieser bei Luk als Witwer erscheint.[22] Er führt weder den Schaffner Wilhelms, Diebold Lochmann, der bei Luk wie in den geschichtlichen Aktenstücken[23] eine Rolle spielt, noch den Namen des später zu erwähnenden

---

[19] Sonderdruck unter dem Titel: La dame de Hungerstein, Guebwiller, J. B. Jung. 1865.

[20] Das Datum, der 16. Juni 1487, steht urkundlich fest; s. Rappoltst. Urk. B. V, 374. Schöpflin-Ravenez V, 681 gibt einen falschen Tag, den 25. Mai, an.

[21] Rappoltst. Urk.-B. V, 390.

[22] In erster, vermutlich kinderloser Ehe war er mit Susanna von Ostein 1467-1485 verheiratet gewesen. (Nach den Mitteilungen des Hrn. Archivrats Dr. Pfannenschmid in Colmar; vgl. auch Frantz a. a. O. Seite 7.)

[23] Rappoltst. Urk.-B. V, 356. Kunigunde versuchte ihn später anzuschwärzen; ihre Aussagen unter den Akten im Bez. Archiv von Ober-Elsass, Familie Hungerstein VI, Nr. 6.

Schlossknechtes, der Kunigunden zur Flucht aus Hoh-Rappoltstein verhelfen wollte, an. Endlich stimmt das einzige Zitat, das Sporrer aus seiner «Urkunde» anführt, nur dem Sinne, aber nicht dem Wortlaute nach mit Luk überein.[24] Anderes übergehe ich hier, um nicht das Interesse an der Novelle vorwegzunehmen; man findet es in den Fussnoten unter dem Texte. Auf keinen Fall scheint die Annahme gestattet, dass Sporrer Luks Rappoltsteinische Annalen gekannt habe. Sein Manuskript befindet sich in der Colmarer Stadtbibliothek, deren Bibliothekar Herr Dr. Waltz es uns gütigst zur Benutzung überlassen hat, und trägt die Nr. 5074 AI. Eine ebendaselbst befindliche Abschrift von X. Mossmann ist an vielen Stellen ungenau.

Kunegunda Von Vngerstein.

Von Rupert sporrer.

Diese wahre Geschichte, welche in einer alten Vrkunde des Vralt-Adelichen Geschlechts der Edlen Von Vngerstein gefunden worden und in einer gedruckten beylage, in einer schaffhauser Zeitung im Jahr 1796 erschienen, hat mich Veranlast eine kleine Historie zu schreiben, weilen mir das schloss Vngerstein nicht nur allein wohl bekant, und ganz nahe bey der statt gebwiller im oberen Elsas ligt, sonderen in meiner jugendt sehr offt Von einem alten Mütterchen die daselbst wohnte, Von einem Ritter willhelm Von Vngerstein erzählen hörte. welches mir aber beVor ich den auszug obgedachter Vrkunde zu lesen bekam, Vihlmehr ein Märchen als eine wahrheit zu sein scheinte. weilen dise erzählungen erstlich nicht übereinstimten mit der wahren Geschichte,[25] und man fast Von jedem alten schlosse allerhand histörchen erzählt. auch würde mir dise geschichte als ein Roman Vorkommen, wan mir nicht obiger auszug Von ohngefähr zu handen gekommen wäre.

bitte auch den Gen(e)igten leser mir allenfallsige fehler die nicht im Gelehrten Thon klingen, zu Verzeihen dan ich kein historienschreiber, sonderen ein bi(l)dhauer bin, und diese geschichte so nach und nach bey winterabendten für die lange weil zu Vertreiben, zusamengesezt habe, weil ich es wohl der mühe werth glaube.

---

[24] S. unten Anm. 44.

[25] Ist kein Widerspruch, sondern soll heissen: schon bevor ich den Auszug — die wahre Geschichte — zu lesen bekam, hielt ich die Erzählung des Mütterchens für märchenhaft, und dies wurde nun durch einen Vergleich mit dem Auszuge bestätigt.

Ritter wilhelm Von Vngerstein der letste seines stammens lebte im 14ten Jahr hundert Ruhig und im frieden, auff dem schloss Vngerstein. er war an Geld und gut sehr Reich. seine schwester jtha welche bei Ihme wohnte, und eben unter einer schattigen linde im schlosshoffe neben Ihm saasse, sprach zu Ihme, bruder, es wäre doch schade, wan ein so Edler stamm wie der Vnserige erlöschen solte. du Must dir eine Gattin aus einem Edlen Geschlechte suchen, damit du Erben bekomst und unser Edler stamm nicht mit dir absterbe. Thuest du dises bruder dan sterbe ich zufrieden.

willhelm. — Treibest du spass mit mir schwester oder ist dir ernst. Doch wann ich wüste das mich ein gewisses fräulein so ich jüngst bey einem feste gesehen, heurathen wolte, ich glaube ich liesse mir es in meinem alter noch gefallen sie zu freyen. aber was schwaze ich. jeder junge Ritter würde mich beneiden, und mich einen alten Gäcken schelten, und das fräulein selbst würde mich Verlachen.

Itha. — dich Verlachen bruder, das glaube nicht. dan jedem ist bekandt das willbellm Von Vngerstein seine Jungen Jahre in heiligen zügen gegen die Saracenen zugebracht hat, und immer den weeg der Rechtschaffenheit gewandelt, und in die fussstapfen seiner Tapferen VorElteren getretten ist. dessentwegen wird ein jedes fräulein, wer sie auch immer sein mag deine hand mit willen annehmen, und jeder Edle Vatter dir seine Tochter geben. du hast ja Neulich selbst gehört, auff der burg wildenstein ;[26] wie alle dort Versamelt gewesenen Edlen bedauren würden wan der heldenstamm der Vngersteiner erlöschen solte. Nenne mir das fräulein, ich will für dich um sie werben und du wirst meinen antrag gelingen sehen, so wahr ich jtha heisse.

willhelm. — ich weiss zwar wohl daş dir die zunge gut gelöst ist, aber überlege schwester 65 Jahr und 7 Monath zähle ich schon und meine haare seind schon weiss wie schnee, und das fräulein zählt kaum 18 jahr ist schön wie ein engel, und alle Jungen Ritter beneyden einander um Ihre Gunst. Nein schwester ich Nenne sie dir nicht du würdest selbst meiner spotten.

Itha. — dein Edler stamm ersezt dein alter. wie Vihle Ritter in diser gegendt können sich Rühmen schon im 10ten jahr hundert bey Turnieren gegenwärtig gewesen zu sein wie die Vngerstein. deine Güter deine schäze ersezen deine weissen haare, dein gebogen haupt welches dir zur Ehre gereicht, komt

---

[26] Zu oberst im St. Amarinthal.

von deinen Müheseligen kreuzzügen her welches jedermann bekant ist. deine falten im Gesicht werden durch die Narben der säbel hiebe der Saracenen noch Verherlicht, dan sie beweisen das du als Mann Von Ehren gefochten hast. Nenne mir das fräulein willhelm, und mein Antrag wird gewiss nicht fehl schlagen.

willhelm. — weil du nun alles so Gut zu meinem Vortheil auslegen kanst, so will ich sie dir dan Nennen, aber lache nicht Itha es ist — ach ich mus selbst lachen über meine Thorheit. es ist kunegunda Von Gielsperg, die Tochter Hatos des wilden, wie man Ihn zu Nennen pflegt.

Itha. — kunegunda von Gielsperg ha. ha. du hast einen guten Geschmack bruder. dises ist freylich das schönste fräulein im lande, die Von einer menge Rittern angebettet wird. aber dessentwegen darffst du den muth gar nicht sincken lassen. Ihre Mutter war in meiner jugendt meine busenfreundin, ich war mit Ihr im kloster, und sie wird Von Ihrem Rohen hato sehr übel gehalten, wie auch das fräulein kunegunda und Ihr bruder Radbold.

willhelm. — um so mehr, wird kunegund sich Trachten zu VerElichen. ich habe auch bemerckt beim nemlichen feste, das sie mit heinrich Von hohenburg,[27] liebäugelte; dessentwegen deine werbung nicht gelingen wird. und zudeme ist hohenburg sehr wohl beym keyser empfohlen, wo er gewiss eine erträgliche stelle hoffen kan.

Itha. — hoffen und schon haben ist zweyerley. und der Rechtschaffne mus die Ehre nicht durch die stelle suchen, sondern er mus der stelle die Ihm anVertraut ist Ehre machen. und dises kanst du dich Rühmen jederzeit gethan zu haben. heinrich Von hohenburg ist freylich ein schöner Muthiger Ritter, aber die hauptsache fehlt unterdessen doch, nemlich dein Vermögen. dan wan auch kunegunda würcklich heinrichen freyen wolte, so würd es der wilde Hato dennoch gewiss nicht zulassen weil heinrich kein Vermögen hat.

willhelm. — du hast wohl Recht, aber dennoch förchte ich die sache möchte Misslingen und ich würde mich schämen.

Itha. — ich bin ganz gewiss unterricht, das Hato sehr in schulden steckt und seine Tochter nur an einen Reichen Ritter sucht zuVerEhlichen, um durch einen solchen Eydam sich widerum herauszuhelffen, nun sage mir bruder wo ist gleich ein Reicherer als du bist.

willhelm. — das könte angehen, ich überlasse dir das Geschäffte du bist geschickter darzu als ich.

---

[27] Augenscheinlich eine Gestalt der dichterischen Phantasie B. Sporrers.

Itha. — Nun frisch gewagt, ist halb gewonnen. Morgen werde nach Gielspergs burg Reisen, unter dem Vorwand, meine alte gespihlin bertha (so hies kunegundens Mutter) wider zu sehen, und da gibt ein wort das andere, und darzu ist bertha ein Gutes deutsches weib, deren ich mich sicher anVertrauen darff, und die nur das Glück Ihrer Tochter sucht, und dich ohnedeme hoch schäzt.

willhelm. — Nun Gott geleite dich Itha, nimm Rosse und diener so Vihl du wilst mit dir, und komme bald wieder.

Nun habe auch für Gut gefunden eine kleine Erzählung Von kunegundens herkunfft zu machen.

In dem Gebürge der Vogesen, Ragen noch die Trümmer, des zerstörten schlosses Gielsperg Traurig über schwarze Thannen herVor, und ein heiliger schauer durchfährt den einsammen wanderer, wan er beym anblick auff dem zuckerstockförmigen berg, diese Ehmahlige Veste burg betrachtet, und dabey das schicksaal Menschlicher dinge erwägt. — in disem einsamen nun im walde Versteckten schlosse das nunmehro eine wohnung der NachtEule und der Räuberischen sperber ist, erblickte kunegunda das liecht der welt. Ihr Vatter Hato von Gielsperg, ein wildfang ohne seines gleichen, sprach am Tage der Niederkunfft seiner bertha. weib, ohne zweyfel wirst du bald Niederkommen. ich will dir zeigen das ich ein zärtlicher Gatte bin. ich will heute auff die jagd gehen, und alles wildt was erlegt wird soll dir zu lieb auffgezehrt werden, am Tage deiner Niederkunfft. auch soll deine gesundheit aus meinem grossen bächer gedruncken werden. wann auch ein fass geleert wird Thut nichts, es wächs dises Jahr wider wein genug. da nahm er sein jagdhorn, und blies so stark hinein, das der Guten bertha die ohren Gällten. da bertha ein Missfallen ab disem gehörn bezeugte, sprach hato zu Ihr, ich sehe wohl das du kein Musicalisches gehör hast. ich will dir aber mein jagdlied singen, daran ich schon lange Jahre studierte, und heute ausgemacht habe. ich habe es mit unserem schulmeister zusamengesezt der beynahe so ein gescheider kopf ist wie ich, es ist nur schade das der racker nicht Von Adel ist. Nun höre dan. und er fieng so zu singen an.

> Däs jagen ist mein Gröste lust
> zieh's allem andern für
> man ist so frisch, rennt durchs gebüsch
> als wie ein wildes Thier.[28]

---

[28] Der Vers ist ausgestrichen und darunter steht: und Thut als wie ná Thier.

bertha konte sich des lachens nicht enthalten. ich habe mir es wohl eingebildt sprach Hato, es werde dir gefallen, es ist sich aber nicht zu Verwunderen. lebe indessen wohl bertha, und mache das du mir einen wackeren buben bringst, hörst du's. da nahm er seine Jäger und Hunde, und gieng mit Ihnen auff die jagd. sie blieben die ganze nacht aus; erst am morgen Näherten sie sich der burg wieder, und der Thurmwächter kündigte die ankunfft seines herrn, durch das blasen seiner Trompette an. und alles lieff Ihme entgegen, ùm Ihme Glück zu wünschen wegen berthas Glücklicher Niederkunfft. was hat sie dan zur welt g(e)bracht, sprach er zu einer dort stehenden Magd. ein schönes Mädchen gab dise zur antwort. Ey was zum Geyer schere ich mich um eine dirne, sprach er, war wohl der Mühe werth das ich mich die Ganze Nacht plagte und so Vihl wild erlegte wegen einer pflännerin. er gieng die Treppe hinauff und gerade in berthas zimmer, und machte der guten frau die ohren so Voll Von erzählung seiner jagd, das sie um disem Verdriesslichen Geschwäz los zu werden, befahle, man solte das Neugeborne kind anhero bringen, welches er aber erst nach noch Vihlem erzählen endlich anschauete. pu — welche Nase, wie mein waldo, der mir heut Nacht einen dachs lebendig aus der höhle heraus geholt hat, doch ist diese nicht so schön wie die meines Mopsen, seht da das Maul ohne zähne, sie hat ja eine farbe wie ein gesottener krebs, Augen wie der Grosse kater wan er auff die Mäuse laurt, fort mit dem frazengesicht, es grunz ja wie ein spanfärckel. weib, sprach er, ich werde mich ein wenig schlaffen legen, und wan ich wider wache, dan solst hören, wie wir heute Nacht abentheur bestanden, und wie meine hunde sich auffgeführt haben, und er legte sich zu bette. so war kunegundens Vatter, sie erbte auch einen Grossen Theil seiner wildheit, konte selbe aber besser Verbergen als Ihr Vatter, dan sie war sehr schalkhafft.

Nun kommen wir widerum auff unsere Historie.

des anderen Tags machte sich Itha auff den weeg mit Ross und knechten, und nachdeme sie über berg und Thal gezogen, kamen sie da es schon Nacht ware, an den fuss des bergs worauff Hatos burg stuhnde. Mayestetisch zeigte sich der hohe wachtthurm im blassen Mondeschein, auff welchem ein feuer brante, welches den Reisenden zum leitstern diente, wie diamanten funckelten die Glasur ziegel auff dem dache. sie stiegen den zuckerstock-förmigen berg hinauff, und kamen endlich an die schon Verschlossene porten des schlosses. wer seyd Ihr Ruffte ein wächter, und was ist euer Verlangen.

I t h a. — wir sind fahrende und Verlangen Nachtherberge

in diser burg, und ich eine Ehmalige schuhlgespihlin Von deiner gebieterin. Melde Ihr dieses.

Der wächter Gieng sogleich, und Thate wie Ihme auffgetragen war. (Hato war eben abwesendt;) und bertha schickte sogleich den schlossVogt mit einigen knechten, um die Thore zu öffnen. er befahl auch seinen knechten zu beyden seiten mit brennenden fackeln zu leuchten. er aber gieng zu Itha und sprach zu Ihr, ziehet ein Edle frau in die burg meines gebieters, und befehlet mit was ich euch dienen kan.

Itha. — Gehe zu bertha deiner Gebieterin, und sage Ihr, Itha Von Vngerstein seye gekomen sie zu besuchen. Der schlossVogt Thate wie Ihme befohlen war. bertha kame sogleich Von kunegunda Ihrer Tochter begleitet.

sey mir dausendtmal willkomm werthe Itha, schon Vihle Jahre war mein sehnlichster wunsch dich noch einmahl zu sehen. wann es in meiner Gewalt gestanden wäre, ich würde längstens schon nacher Vngerstein gereist sein dich zu umarmen.

Itha. — Eben dieses war auch schon längst mein gröstes Verlangen. mein bruder, der dein haus sehr schäzt, hat mir dises Gefolge das ich bey mir habe, ausrüsten lassen und sagte zu mir, ziehe hin zu deiner freundin bertha, und erfreue mich mit der Nachricht das sie sich wohl finde.

bertha. — der Gute willhelm, dausendt danck dem Edlen freund. O, wann ich im stande wäre Ihme dieses zu Vergelten, Von Grund meines herzens wolte ich es Thun, und ich auch, sprach kunegunda die dem Gespräch zuhörte. liebe freundin sprach bertha du wirst Müde sein Von deiner Reise; ich will dir und den deinigen ein Gutes Nachtlager zubereiten lassen. und Morgen will ich mein Herz Vor dir ausschütten.

Es ist auch würcklich ein wahres Glücke seine leiden wahren freunden klagen zu können, dan der leidente gebraucht Rath und Trost. man nahm ein kleines Nachtmahl und Gieng zur Ruhe. kunegunda wachte noch lange und sagte zu Ihrer Magd, was mag wohl das zu bedeuten haben, das Itha Von Vngerstein so plözlich bey Nacht daher komt.

hm antwortete die Magd, unsere Gnädige frau zu besuchen, wie sie ja selbst sagte.

du Magst mir sagen was du wilst, sagte kunegunda, das mus was anders sein, sie hat mich ja immer angeguckt als wan sie in mich Verliebt wäre.

so denckt jedes schöne Mädchen wan jemand zu Ihr komt.

sie schlieff nun endlich auch ein bis am folgenden Tag.

bertha war die erste die den anderen Morgen auff war. und machte anstalten Ihrer Theuren freundin ein recht gutes

fruhestück zuzubereiten, itha kam endlich auch. und man sezte sich und Genoss das früheslück, und alles war fröhlich. da man nun fertig war, befahl bertha der kunegunda für das Mittagmahl zu sorgen. und sie Gienge mit Ihrer freundin Itha, in den nahe beym schloss gelegenen lindenwald, welcher eben in Voller blühe war, und seine balsamdüffte weit und breit ausspendete. da sie nun sich allein Glaubten, fieng bertha mit Ihrer freundin so zu reden an.

die Glücklichsten Tage meines lebens habe ich an deiner seite erlebt liebe Itha, (und sie umarmten sich,) da ich nun Von dir getrent wurde, zwange man mich einem Mann die hand zu geben, den ich wegen seinen rohen Sitten nicht lieben konte. obwohl er kein Verdorbenes Herz hat. aber seine erziehung ward Vernachlässigt, dan weil er der einzige sohn eines Reichen Vatters war. so wurde Ihm alles zugelassen, er Verliebte sich dermaassen in die jagd, das er sonst sich zu gar nichts widmete, auch sich sonst mit gar nichts beschäfftigt, keine überlegung hat, alles was er sieht haben will, und dessentwegen schon Vihle Güld-brieffe Versezt. die er nimmer zu lösen im stande ist. und ich beförchte in meinem alter noch darben zu müssen.

beide freundinen Vergossen häuffige Thränen bey diser erzählung.

Itha. — Gute bertha, Vihle freude empfinde ich zwar dich zu sehen, aber dein Vnglück schmerzt mich dermassen das ich es nicht auszudrücken Vermag. doch liebe freundin, nach dem Regen komt schön wetter, ich kan dir Villeicht öhl in deine wunden giessen, besonders wan du darzu beytragen wilst, und wir werden noch nähere freundinen werden.

bertha. — ach Rede Itha, wan ich ja mein leben in Gefahr sezen müste, um dir gefällig zu sein ich wolte es gerne Thun.

Itha. — Nun weil du mir dein zutrauen geschenckt hast, so will auch ich die sprache der Auffrichtigkeit mit dir sprechen. du kennst meinen bruder, welcher sehr Reich ist, wie du schon offt wirst gehört haben, und noch zudeme bey jederman in gutem Ruff steht, er ist der letste seines stammens, welches forderst mich und alle bekante Edle die Von den Thaten der Vngerstein wissen sehr kräncket, weil diser Edle stamm gefahr laufft mit meinem bruder abzusterben. weswegen Ihme jederman Rathet sich mit einem Edlen fräulein zu VerEhlichen, damit doch diser alte stamm fortgepflanzt würde. und da wir jüngst so allein bey einander sassen ich und mein bruder und über disen Gegenstand sprachen, so erklärte er mir das er deine Tochter zu seinem weib wünschte. ich Versprach Ihme

sogleich, eine Reise zu dir zu machen, und dir disen antrag kund zu Thun, deine freundschafft für mich wohl noch ohn-Vergessen hoffendt. deine Tochter würde Glückliche Täge an der seiten meines bruders erleben, und ich wurde Mutter- und schwester stelle an Ihr Vertretten, und unser freundschaffts-band wurde durch die an Verwandschafft Noch mehr befestigt. auch wurde mein bruder deines Hato schulden gewiss bezahlen, weil er dessentwegen nichts manglen müste. hier hast du mein Geständnis.

bertha. — O. liebste Itha wie Glücklich würde ich sein, wan das schicksaal mir so Günstig wäre und uns durch Neue freundschaffts bande noch mehr zusamen knüpfte; aber als wahre freundin auffrichtig wie eine deutsche, mit dir gesprochen, kan ich dir und deinem bruder solches nicht Rathen.

Itha. — erkläre dich bertha, was hast du für ausflüchten, ist dir etwan mein bruder nicht anständig.

bertha. — wie kanst du so Reden Itha. ich will dir eine Neue probe meines zutrauens in dich geben. ;wisse das weder Ritter willhelm noch du durch meine Tochter Glücklich würdet, dan das Mädchen hat Ganz die wildheit Jhres Vatters und ist darneben so schalckhafft das sie Ihre bosheiten auf eine schlaue art zu Verbergen weist ach das macht mir noch den Grösten kummer. dises gestehe ich dir als freundin, damit du nicht einst sagen kanst ich hätte dich angeführt, dafür bewahre mich Gott, in einer so wichtigen sache die wahrheit zu Verhehlen, wäre ein Grosses Verbrechen.

wie vihle der heutigen Mütter würden so sprechen, sonderbahr wan es um eine Reiche heurath zu Thun ist, da würden alle fehler zu Ihren Gunsten ausgelegt. auch wann ein lediger Mensch Von einer Mutter als ein Mann der alle fehler hat, ausgeschrien ist, wan er komt und fordert Ihre Tochter zur Ehe, so hat er sich in einem augenblick geändert, und hat nun alle dugendten, wan die heurath der Tochter, der Mutter in Ihren kram Taugt.

Itha. — Gute bertha deine Auffrichtigkeit bewegt mich bis zu zähren, du must aber überlegen, das, das Mädchen noch Jung und an willhelmen einen Rechtschaffenen und Vernünfftigen Mann bekomt, der Ihr, Ihre fehler auff eine anständige art wird wissen abzugewöhnen; und ich werde mir alle erdenckliche Mühe geben, sie zu einem Guten weib zu bilden, und ohne deme änderen sich junge leuthe gewöhnlich, wan sie in fremde häuser kommen. glaube mir bertha du wirst noch freude an deiner Tochter erleben. dencke nur wie Ruhig wirst du schlaffen, wan du dencken kanst meine Tochter ist Versorgt. darum gebe deine einwilligung, und für das übrige lasse mich sorgen.

bertha. — Gott gebe das deine prophezeiung wahr werde. wann du Glauben kanst, das meine Tochter so ausfallen könte, so solst du Von meiner seiten mit Gröstem Vergnügen meine einwilligung haben, ich würde mich die Glücklichste aller weiber schäzen, wan ich einmahl Vernehmen würde das du und dein bruder Glücklich mit Ihr leben würdet. — — aber ich förchte das Gegentheil.

Itha. — ich habe dir schon gesagt, du sollest mich für alles sorgen lassen, aber Glaubst du das dein Gemahl seinen willen auch darzu geben werde.

bertha. — für dieses kan ich dir zwar nicht schwören, aber er schäzt das haus Vngerstein zu hoch als das er es solte abschlagen. und zudeme, kan ja seine Tochter kein grösseres Glück erwarten. ich werde, so bald er wider nacher hause komt Ihme den Vortrag machen und dir sogleich Nachricht Von allem geben auff das darffst du zählen.

Itha. — Gute bertha, Thue das. o wie Glücklich würde ich sein wan ich die Tochter meiner geliebten bertha, meine schwester nennen könte, aber glaubst du das Kunegunda auch werde zufrieden sein.

bertha. — o ja dan die Guten Täge die sie bey Jhren Vatter hat seind leicht zu zählen, obwohl er sie sehr liebt. und Mädchen wan sie können Reiche frauen werden, sind fast immer zufrieden. übrigens, werde ich dir Von allem genaue Nachricht geben, und wie ich hoffe eine Gute. dan ich werde Kunegunda sogleich ausförschlen.

Itha. — aber zögere nicht lang bertha, damit wir wissen auff was wir zählen können.

bertha. — so bald Hato wider zurück sein wird, beVor 8 Täg Vorüber seind solst du schon Nachricht haben. komme indessen Itha, wir wollen sehen ob das Mittagmahl zubereitet seye, und dan wollen wir sehen wie wir den Nachmitag am angenehmsten zubringen können. und so giengen sie hand in Hand durch den wald neben einem kleinen bach, welcher durch seine Vihlen krümmungen und fälle über felsen und steine ein angenehmes geräusch machte, und so Näherten sie sich allgemach der burg wieder, wo kunegunda Ihnen entgegen hüpfte, um Ihnen anzukünden das, das Mittagmahl zubereitet seye. Sobald sie in die burg ankamen sezte man sich zu Tische, und alles war fröhlich. Itha dranck auff die Gesundheit juncker Hatos und bertha und kunegunda auff die, des Ritter wilhelm. Er lebe dausendt Jahr, sprach kunegunda und stürzte den bächer aus.

Itha. — danck dir schönes kind, das du an meinen bruder denckest.

kunegunda. — Ey warum solten dan die Mädchen nicht an die Männer dencken sonderbar an solche wie Ritter willhelm.

Itha. — du kennst Ihne also liebes Mädchen.

kunegunda. — ja ich habe Ihne bey einem feste in Gebwiller das die dortigen[29] Edlen gaben gesehen. und jederman sagte er seye der Rechtschaffneste und Reichste Ritter im lande.

Itha. — so. und ich habe willhelmen sagen gehört du habest Ihme am besten Gefallen von allen fräulein die gegenwärtig waren, er hat mir auch ein kleines Geschenck für dich mit gegeben, welches du als ein zeichen seiner besonderen achtung für dich annehmen wirst; hierauff zog Itha ein lädchen herVor und übergab es kunegunden, welche es annahme und Ihre Mutter fragte ob sie es öffenen dörffte. diese erlaubte es Ihr, und sezte hinzu, weil dich Ritter willhelm seiner freundschafft würdiget, so ist deine schuldigkeit Ihme gebührendten danck abzustatten.

kunegunda öffnete das lädchen, und fand zwey armbänder wie auch ohren behänge, Von Gold und mit Edelgesteinen besetzt. sie sprang in die höhe Vor freude und Verwunderung, und fiel itha um den Hals und küste sie. O wie bin ich doch dem Ritter willhelm so Gut, sprach kunegunda, dancket Ihme Vihl dausendmahl in meinem Nahmen Edle frau. ich war Ihme schon gut da ich nur Von Ihme sprechen hörte. aber jezt empfinde ich so etwas für Ihne das ich nicht auszudrücken Vermag. O der werthe Edle Mann.

indessen war das mittagmahl Vorüber, und bertha und Itha Giengen wieder in den lindenwald. indessen kunegunda sich mit Ihren geschencken zierte, und sich selbst nicht Genug Vor dem spiegel betrachten konte. da indessen bertha und Itha noch so manches im Vertrauen mit einander sprachen. so giengen sie wider allgemach der burg zu, wo Itha Ihren dieneren befahl sich auff den folgenden Tag Reisefertig zu machen. man Vertriebe sich den Abend bis in die späte Nacht mit kurzweiligen Erzählungen, wo kunegunda die fröhlichste Von allen war. worauff man sich zur Ruhe begab. den anderen Tag nahme Itha Von Bertha und kunegunden abschied, und dise wünschten Ihr Glück zu Ihrer Vorhabenden reise. kune-

[29] es beweisen sehr Vihle häuser in Gebwiller das daselbst ein zahlreicher Adel müsse gewohnt haben, an den Meisten diser häuseren waren noch Vor (der) Revolution wappen zu sehen, welche diese meinung bestättigten auch Tragt der plaz den Nahmen noch, wo die Edelleuthstube oder zunfft war. (Anmerkung R. Sporrers.)

gunda Gab Itha als selbe schon zu pferde steigen wolte noch eine(n) feurigen kuss und sprach, das ist für Ritter willhelm, und alle anwesendte lachten über Ihre offenherzigkeit. und so Reiste sie mit Ihrem Gefolg fort, und kam am folgenden Tag wider nacher Vngerstein, wo sie Ihrem bruder sogleich alles erzählte und Ihme gegründete hoffnung machte, das Ihr zweck erfült werde.

indessen wartete man auff juncker Hato, welcher nach etlichen Tagen auch wider zu Gielsperg ankame, und seinen Sohn Radbold mitbrachte, welchen er auff der uniVersität zu Heidelberg abgeholt hatte,[29a] er erzählte seiner bertha was er auff diser Reise Merckwürdiges gesehen und gehört habe. auch sezte er hinzu, er wolle seinen buben nicht mehr auff die hohe schul schicken, indeme diser zulezt ein Taugenichts und ein dummkopf werden würde. ja was noch das wichtigste, gar das jagen Vergessen würde, er habe es auff diser Reise an Ihme bemerckt, dan es seyen hie und da haasen auffgesprungen, und der Töffel hätte selbe nicht einmahl gesehen, wan er sie Ihme Nicht gezeigt hätte, er hätte mögen Rasend werden über den dummen kerl. Nach deme legte er sich schlaffen. des anderen Tags als er sehr Guter laune war, erzählte Ihme bertha das Itha Von Vngerstein bey Ihr gewesen sey sie zu besuchen.

Hato. — Itha von Vngerstein. was ist denn diser alten bettschwester eingefallen das sie hiehero gekomen ist.

bertha. — mich zu besuchen wie ich dir schon sagte, dan in unserer Jugendt waren wir beysamen im kloster zu St. stephan in strasburg,[30] und waren sehr Vertraute freundinen.

Hato. — poz Element das ist was anders. da nimt michs nicht mehr wunder, das du Mauest wie eine kaze wann du bettest, das komt von dem klosterThon. ich wohnte letsten Sontag dem hohen amte bey zu st. stephan in strasburg, und die Nonnen Musizirten, das war ein gefudel und ein Gedudel, ich meinte ich könte es nicht aushalten; wann ich mein jagdhorn geblasen hätte, so würde man das Ganze kazengeschrey nicht einmahl gehört haben.

bertha. — das glaube ich Gerne (sagte sie lächelnd) aber höre lieber Hato ich wolte dir Gerne etwas Entdecken, du must mir aber Versprechen das du nicht böse darüber werden willst.

Hato. — wann es was Gutes ist, warum solte ich dan böse werden. will etwan das kloster Murbach oder andere denen

---

[29a] Auch davon weiss Luk nichts zu berichten.

[30] Freie Erfindung Sporrers, wie alles, was er von Itha und Bertha erzählt.

ich schuldig bin, bezalt sein. dan halte dein Maul ich will nichts Von solchen besuchen wissen. dan die kerls jagen mir offt gall in leib das ich zerbersten möchte, wan sie Ihr geldt forderen.

bertha. — Nein es ist nichts Von diesem allem, Itha war hier — um unsere Tochter für Ihren bruder als gemahlin zu Verlangen. wan du deine einwilligung darzu Giebst.

Hato. — Mordsapperment weib das wäre was anders, das könte ein Guten schick abgeben wan es dem Gäck ernst wäre, der kerl ist Reich Von steinalten Adel, und wir kämen eine böse dirne loos. was hast du dan geantwortet.

bertha. — ich habe geantwortet, ich wolle deine Rükkunfft erwarten um dir Nachricht daVon zu geben.

Hato. — schicke Gleich nacher Vngerstein und Melde ich seye gar wohl zufrieden.

bertha. — nicht zu Rasch hato. man mus die sache doch auch zuVor überlegen und kunegunden auch etwas daVon sagen.

Hato. — was brauchts da Vihl weesens man hat zeit genug zum überlegen wan die hochzeit Vorüber ist. jezt aber ist keine zu Verlieren, sonst könte es den graukopf wieder Reuen. hole mir kunegunden, und ich werde Ihr auf eine Geschickte art den Vortrag machen. und du sollst sehen das hato den kopf am Rechten fleck sizen hat.

bertha befahle ihrer kammermagd kunegunden herbey zu ruffen, welche auch sogleich kam.

kunegunda. — Guten Tag lieber Vatter und Mutter, was ist Euer Verlangen das Ihr mich Ruffen läst.

bertha. — Dein Vatter wird dir einen Vortrag machen meine Tochter, höre Ihn an. und sie wandte sich zu Ihrem Vatter.

Hato. — kom her liebes Gunderl (so nannte er sie wan er es Recht gut meinte); ich will dich so eben zu keiner heurath zwingen. aber wisse das willhelm Von Vngerstein Tödlich, in dich Vernarrt ist, und dich zu Elichen Verlangt. eine Vortreffliche gelegenheit reich zu werden, die man nicht alle Tag hat. der kerl hat kleinodien, pferde, diener, Mägde, wein, kurz alles in überfluss. und ist Von altem stamm. er hat einen Guten Ruhm, dan er hat mehr Saracenen köpfe herunter gesäbelt als ich hasenköpfe. da wirst du eine Reiche Gnädige frau, und wan dir der alte Verleidet, findest ja andere genug. als Vatter war es meine schuldigkeit dir dieses alles Vorzutragen, ich hoffe auch du werdest meinem Vätterlichen Rath folgen, dan ich meine es Gut mit dir. bertha wolte auch etwas darein reden. aber hato hiesse sie schweigen, und sagte es gebühre nur ge-

scheiden leuten, wie er sey, den kinderen gute lehren zu geben. nun liebes Gunderl was hast du einzuwenden.

kunegunda. — aber lieber Vatter, Conrad Von liechtenau.[31]

Hato. — was fraz, der du bist, ich will dir den Conrad Von liechtenau mit der karwatsche geben, ja oder Nein, oder die karwatsche; welche er auch würcklich Von der wand nahm.

kunegunda. — aber lasset mir doch nur einen einzigen Tag bedenckzeit.

Hato. — kanst dencken so lang du wilst, wan willhelm dein Mann ist.

bertha. — aber lieber hato sey doch auch ein wenig bescheiden.

Hato. — was, dausendt donnerwetter wolt Ihr weiber gescheider sein als ich, und schwang würcklich die peitsche gegen kunegunden, und sie schrie aus Vollem halse, ja ja lieber Vatter ich will den Ritter Von Herzen Gerne, und sie entfernte sich.

Hato. — hast du Gesehen bertha, wie listig ich Ihr das jawort heraus gelockt habe, den Gescheiden leuten Misslingt halt selten etwas. die gute bertha muste sich halt alles gefallen lassen, um nur nicht Von disem Rohen Mann Misshandelt zu werden. sie gieng zu Ihrer Tochter in Ihr zimmer welche weinte.

bertha. — du kennest ja deinen Vatter meine Tochter, hast du gesehen, wie unschiklich es ist wann man so Roh ist, und du hast disen fehler so starck als dein Vatter, du bist aber noch jung, und kanst dir solche sachen abgewöhnen. dises ist auch mein Mütterlicher Rath, sonsten würdest du niemahl Glücklich werden, und wan du auch eine königin würdest.

kunegunda. — ach was, ich Verlange ja gar keine königin zu werden, wann ich nur schon frau Von Vngerstein wäre.

bertha. — warum hast du dich dan lang geweigert dein jawort zu geben da dein Vatter dir den Vortrag machte.

kunegunda. — ich habe offt sagen gehört, man müsse nicht so dergleichen Thun als wan es einem so ernst wäre um das heurathen, sonst würden die Männer zu stolz werden.

indessen unterredete sich hato mit dem schloss kaplan,[32] ob man willhelmen schreiben sollte, oder ob sie miteinander die Reise nacher Ungerstein a(n)treten wolten. da wurde endlich beschlossen, das man Ihme schreiben und zugleich einladen solte nacher Gielsperg zu kommen. auff diese einladung

---

[31] Wieder eine Erfindung R. Sporrers.

[32] Weder der Schlosskaplan noch der früher erwähnte Schulmeister finden sich bei Luk.

kame Ritter willhelm selbsten mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolg.

Juncker Hato, welcher Von diser ankunfft bena(ch)richtiget war, Ritte Ihme entgegen, bis zu einem jagdhaus wo er willhelmen erwartete, welcher dan auch bald ankam. hato empfieng den Ritter Vor der Thür des jagdhauses.

Hato. — Gott zum Gruss Ritter willhelm, es freuet mich Recht sehr, euch bey mir zu sehen.

willhelm. — danck euch juncker hato, ich bin so frey, und komme auff die Einladung, welche Ihr mir zu überschicken die Güte hatet.

Hato. — Recht so Ritter willhelm, wer sich lang bitten läst der komt nicht Gerne. er sezte sich auch zu pferde und Ritte langsam neben Ritter willhelmen her. wo sie beyde sich miteinander über Verschidenes besprachen. hato aber unterbrach das Gespräche und sagte «seht Ritter hier ware ich Vor zwey Jahren in lebens gefahr. ein wilder Eber dem ich den fang geben wolte, hätte mir beynahe den garaus gemacht, wan nicht mein wenzel (so hies ein anwesender jäger des hato) herbey geeilet wäre, und denselben mit seiner lanze durchstossen hätte, es war ein Verzweyffletes Thier er hatte ein paar hauer wie Eleffanten zähne». willhelm kante den hato schon. und Thate dergleichen als hätte er ein wohlgefallen ab disem Gespräch, und so näherten sie sich allgemach dem schloss. der Thurm wächter fieng an, seine Tromppette zu blasen, da er den zug den berg herauff ziehen sah.

bertha kame auch mit Ihren kammer frauen entgegen, und als sie zusamen Traffen, sprach bertha zu Ritter willhelm, seiet mir wilkomm Edler Ritter, diser Tag soll unter die Glücklichsten meines lebens gezält werden, da ich Euch hier sehe.

willhelm. — Ihr sezet mich in Verlegenheit Edle frau euch zu antworten, auch für mich ist dises gewiss der Glücklichste Tag, Von Euch Edle frau so Gütig auffgenomen zu werden. ich wünschte Von herzen solches Verdient zu haben.

Hato. — schon gut, schon gut, wir wollen indessen absteigen und das Nachtmahl einnehmen, dan ich kan nicht recht höfflich sein, bis ich geessen und gedruncken habe. aber dan Thut es mir keiner Vor.

man stieg ab Von den pferden, und führte willhelmen, in ein für Ihn zubereitetes gemach. wo er sich umkleidete. kunegunda hatte sich bishero noch nicht sehen lassen, freylich hatte sie durch ein heimlich loch geguckt, und den Ganzen zug gesehen. welches Mädchen würde der fürwiz nicht auch gestochen haben, ein gleiches zu Thun.

Nach einer weil kam juncker hato zu willhelmen, und

sagte Ihme das, das nachtmahl zubereitet seye, und führte Ihne in den speisesaal, wo schon alles bereit war. auch kunegunda war schon da. wo Ritter willhelm sie auff das höfflichste, bewillkomte. kunegunda danckte Ihme mit Vihler bescheidenheit und so sezte man sich zu Tisch. Nachdeme man mit Essen und Trincken fertig war, Vertriebe man sich die zeit mit allerley gesprächen. und juncker hato welcher wie gewöhnlich eine starcke portion wein zu sich genommen, hatte Manchen drolligen einfall, worüber sich die Gäste lustig machten. Erst nach Mitternacht Gienge man schlaffen. des andern Tags stund Ritter willhelm frühe auff. und gieng mit einem seiner diener, in den Von seiner schwester Itha beschriebenen angenehmen lindenwald. der Morgen war heiter und schön, und die Nachtigall sang bezauberendt an dem Christall-klaren bächlein, welches anmuthig durch den Grasereichen boden dahin schlängelte.

willhelm. — das ist ein wahres paradies.

Diener. — ja — besonders wan das fräulein kunegunda darin ist, dan ist auch die EVa darin.

Hato der hinter einem busch stunde, und dem ganzen Gespräch zuhörte sagt ja und Ritter willhelm der adam und ich Gott Vatter, alle fiengen an zu lachen, und man wünschte sich einen Guten Morgen, Nachdeme man noch eine weil im wald herum gegangen war, so leutete die Glocke auff dem Thurm der schloss kapelle, welches das zeichen zur Messe war, wo sich auch alles im schlosse hin Verfügte. nachdeme nun die Messe aus war, Verlangte Ritter willhelm mit juncker Hato und mit berthen allein zu sprechen. sie Giengen in ein besonderes zimmer. worauff willhelm Hato und berthen folgendermaassen anredete.

willhelm. — juncker Hato und Ihr Edle frau, Ihr werdet mir Verzeihen das ich so frey war durch meine schwester um Eure Tochter ansuchen zu lassen, und weilen Ihr mich eures Zutrauens gewürdiget, und mich noch über dies, durch Euer freundschafftliches schreiben zu euch geladen, sonsten ich es nicht würde gewagt haben hiehero zu kommen. so bitte Euch auch zugleich, mir die gesinnung Eurer Tochter zu wissen zu Thun, ob ich auch Von Ihr hoffen kan, was mir Eure Güte schon zugesagt hat. Ihr solt Versichert sein. das ich Von meiner seite nicht ermanglen werde, sie mit aller gebührenden hochschäzung zu behandlen, und mich gegen Euch zeit meines lebens, als euren Ergebenen Eydam Verhalten werde, und mit allem was in meiner gewalt steht zu dienen Verlange.

bertha. — danck Euch Edler Ritter. für das zutrauen so Ihr in uns sezet, wir schäzen uns Recht Glücklich euch unsere Tochter anVertrauen zu dörffen, und einen so schäzbaren Ey-

dam wie Ihr seyd zu bekomen. auch unsere Tochter die gleich Vihl hochschäzung für euch hat, fühlt sich eben so Glücklich, und ziehet euch allen anderen für.

Hato. — Ja das ist bey meiner Seel wahr Ritter willhelm.

bertha wolte kunegunden holen, aber Hato Verhinderte es und sagte still zu Ihr, er wolle sie selbsten abholen, er müsse Ihr Vorhero noch einigen Guten unterricht Geben, wie sie sich in disem augenblick zu Verhalten hätte.

er Gieng zu, Ihr auff Ihr zimmer und redete sie also an. jezt liebes Gunderl, ist der Handel so Vihl als richtig, du kanst jezt Gnädige frau Von Vngerstein werden. der kerl weist nicht das du ein so böses Rippe bist, du must auch bis du Ihne hast, deine bosheiten fleisig Verbergen, und wan du dich jezt im reden Verfeh(l)st so kriegst du eine Tachtel, das dir der kopf an eine wand fahrt. also nim dich in acht, hast du's gehört.

Nach diesem führte er sie in das Zimmer, wo willhelm und bertha Ihrer warteten. als sie in das zimer Trat. machte sie eine Tieffe Verbeugung. und Ritter willhelm Redete sie folgender Maassen an.

willhelm. — fräulein kunegunda. ohne Zweyffel wird euch bekant sein, was Vrsach ich es gewagt habe hiehero zu kommen. und weilen Euer herr Vatter und frau Mutter, mir Ihr jawort gütigst Verliehen, zu meiner Vermählung mit Euch, so bitte ich Euch, schönste kunegunda; das loos über mich zu sprechen. und mit annehmung meines antrags, mich zum Glücklichsten aller sterblichen zu machen.

kunegunda. — Edler Ritter. ich bin nicht nur allein stolz auff die Gunst so Ihr mir bezeugt, sondern ich schäze mich sehr Glücklich die Gattin eines Mannes zu werden, den so Vihle Vortreffliche eigenschafften über alle Männer erheben die ich kenne. ich werde mich auch stets befleissen Eure Huld zu erhalten.

Hato. — bravo bravo, meine kinder Ihr Taugt zusamen wie käse und brodt. kein schulmeister könte besser Reden als Ihr.

bertha. — der Himmel segne Euch und Gebe euch Glückliche Täge. ich werde auch den Allmächtigen bitten, damit er Euch lange und im frieden leben läst. Hato nahm kunegunda bey der hand und legte selbe in die des Ritters, und sprach Ihr seyd Vereint, der himmel will es haben und hato ist zufrieden.

Ritter willhelm zoge einen kostbaren Ring herfür, und steckte Ihn kunegunden an den finger. sie machte eine Tieffe Verbeügung und sprach, nur der Todt soll mir dieses kleynod

entreissen. und sie bat um erlaubnus sich entfernen zu dörffen, welches man Ihr auch bewilligte. Ritter willhelm lies indessen seinen schreiber kommen um den heuraths kontrackt auffzusezen. Nachdeme dieser Nun allen puncten zu papier gesezt hatte. sprach willhelm zu Hato. wann Ihr nun die mühe nehmen wolt juncker diesen Contrackt zu durchlesen, Villeicht wünscht Ihr das einte oder das andere geändert zu haben.

Hato. — ausser meinem Nahmen zu schreiben habe ich es im studieren nicht weit gebracht, in der Music aber, da bin ich weiter gekommen, dan wan ich mein jägerlied auff meinem Horn blase, hört man mich weit und breit. ich will aber den schulmeister kommen lassen, das er mir es Vorlese. er kan so zimmlich gut lesen, wan er es zuvor buchstabiert. man Ruffte den schulmeister, welcher auch sogleich kam; und dieser lase einen artickel nach dem anderen. Hato hörte auffmercksam zu. es ist alles recht Ritter, sprach er aber das wichtigste ist doch Vergessen worden.

willhelm. — und was dan juncker.

Hato. — ein fass Gebwiller wein in den kauff damit man doch auch eure Gesundheit drincken kan. dan ich bin ein Grosser liebhaber von einem glas wein, sonderbar wan er Gut ist.

willhelm. — o so Vihl Euch beliebt juncker, alles was in meiner gewalt ist, steht euch zu Diensten, hier ist meine hand und sie gaben beyderseits die hände.

bey damahligen zeiten wurde ein hand Versprechen bey denen deutschen so heilig wie ein Eydsch(w)ur gehalten.

Nun war man beyderseits zufrieden und alles war Vergnügt, und man beschäfftigte sich mit bestimmung des hochzeit festes. welches dan auch auff eine bestimte zeit festgesetzt wurde.

Ritter willhelm bliebe noch den folgenden Tag zu Gielsperg, wo Ihme zu lieb eine Grosse jagd angestellt wurde. als dieses alles Vorbey, nahm er abschied Von kunegunden Ihren Elteren und Ihrem bruder Radpold und kehrte frölich nacher Vngerstein zurück.

Nun Richtete man sich Von beyden seiten auff die Hochzeit, welche auch gar bald mit Grossem pracht Vollzogen wurde. 60 Ritter und 40 Edle Damen begleiteten den zug in die kirche. Nach disem wurde ein prächtig Gastmahl angestellt.

wie eine Glänzende Sonne schimmerte kunegunde in diesem zirckel. alles bewunderte Ihre schönheit, und ihr anständiges betragen. man bemerckte die schlange nicht, die unter den Rosen Verborgen lage. endlich da die hochzeit feste Vorüber waren. entfer(n)ten sich die Gäste, und wünschten dem Neuen

Ehepaar Tausendt Glück und seegen. dan jederman wünschte das der stamme der Vngersteiner möchte fortgepflanzt werden. auch Hato und bertha Nahmen abschied. diese Gabe Ihrer Tochter noch Vihle Gute lehren, und ermahnte sie Gott zu lieben und zu fürchten. damit sie lang und Glücklich leben möge. und so Verliessen sie sich mit Vihlen Thränen.

Radbold kunegundens bruder bliebe auff Verlangen Ritter willhelms, zu Vngerstein, damit kunegunda Nicht allenfals das heimwehe bekommen möchte.

indessen unterrichtete Itha Ihre Neue schwägerin in der hauswirthschafft.

dan noch heut zu Tag würde eine wahre deutsche frau sich Nicht Glücklich schäzen Von welchem stande sie auch wäre, wan sie sich nicht um die Haushaltung annehmen dörffte. und glaubte sie könte weder eine gute Gattin, noch eine gute Mutter werden. eine in der That lobwürdige Meinung.

kunegunda schien die lehren der Itha sehr willig anzunehmen, aber zum Vnglücke starb diese das erste Jahr nach der hochzeit. auch Ihre Mutter bertha starb fast um die nemliche zeit,[33] worauff kunegunda niemand mehr förchtete. weil der gute Ritter Ihr zu Vihl durch die Finger sahe, so wurde sie ausgelassen und Verschwenderisch, und Ihr bruder Radbold unterstützte sie und halff Ihre Verschwenden.

Nachdeme sie nun anfieng es zu arg zu machen; so machte Ihr der Ritter zwar öffters Vorstellungen, aber es halff nichts mehr dan diese junge bachantin war schon ausser den schrancken der Vernunft und der Ehrbarkeit. sie spotte des Ritters und schimpfte Ihne mit den Gröbsten ausdrücken und lästerworten; und Ihr bruder Radbold, drohete dem willhe(l)m, wan er seine schwester nicht wolle machen lassen, was Ihr gefiele, so wolle er eine zerstöhrung auff dem schloss Vngerstein anrichten, das man lange Jahre daVon Reden werde.[34]

Der Gute Alte Mann wuste sich nun nicht mehr zu helffen. sie Verkauffte Ihme alle Kleinodien und Geräthschafften sogar

---

[33] Beide Todesfälle sind von R. Sporrer erfunden worden.

[34] Nach Luk begehrte Kunigundens Bruder Werner, als er nach Innsbruck ziehen wollte, etliche Kleinodien von seinem Schwager Wilh. v. Hungerstein, und als ihm diese verweigert wurden, drohte er mit den oben angeführten Worten. In der Urkunde heisst es: «da Wernher Giel wolt ritten gen Inssbruck, vordert er an her Wilhelm von cleinhett (Kleinodien) und von anderm, wolt er jm nit geben, sprach, kem er herwider, wolt aber ein rumor in dem schloss machen das man von jm sagen mieste». (Aussage Ennels, gewesener «kellerin» zu Hungerstein, in den Akten d. Familie Hungerstein — Bez Archiv von Ober-Elsass VI, Nr. 6.)

Versezte sie Ihme seine Güldbrieffe. willhelm sahe wohl ein, das er zulezt um alles das seinige kommen würde. wessentwegen er Graff Rudo(l)ph von Rappo(l)tstein,[35] so dazumahl landVogt im Elsaş war, um hülff anruffte, das dieser Ihme doch Gegen das unbillige betragen seiner frau und Ihres bruders beystehen möchte.

Graff von Rappoldstein Versamlete zu disem Ende die darzu bestimten Edlen. und die sache wurde untersucht. und man fande das willhe(l)m schon Tieff in schulden steckte. es wurde also Verordnet, das dem Ritter zwey Diener und kunegunden zwey Mägde gelassen wurden. aus den übrigen einkünfften solten die schulden getilgt werden, und Radbold kunegundens bruder muste Vngerstein verlassen.

Diese eingeschränckte lebensart behagte dieser Sirene nicht. Nun sanne sie auff Rache, und auff was art sie des Ritters loswerden möchte. dazu bediente sie sich der Allmacht Ihrer Reize, wordurch sie die zwey diener des Ritters zu bezauberen wuste, das sie mit Ihr in den schwarzen anschlag einwilligten Ihren Herrn bey der ersten Gelegenheit zu ermorden. es stunde auch gar nicht lange an, so stellte sich eine gelegenheit dar diese schröckliche That zu Vollziehen.

Dan als Ritter willhelm einstens an einem schwühlen Sommertag in dem Gewölbe seines schlosses um der kühlung zu geniessen sasse, Trat kunegunda plözlich mit des Ritters zwey knechten in das Gewölbe.

k u n e g u n d a. — habe ich dich endlich einmahl am Rechten ort du alter Geizhals. schon lange warst du meiner Vnwürdig du Elender.

w i l l h e l m. — liebe Kunegunda. wo habe ich Verdient das du mit mir alten Mann so Verfahrest. ich habe ja nur Mittel gesucht dich wann du einmahl meine Jahre bekomst, Vor dürfftigkeit zu schüzen, ich bitte dich misshandle mich nicht, und dencke das du die Rache des himmels auff dich ziehen würdest.

k u n e g u n d a. — Höre willhelm, es ist noch ein einziges Mittel für dich übrig, dein leben, und die liebe die ich allzeit zu dir hatte zu erhalten. Thuest du das, — Gut, wilst du aber nicht, so solst augenblicklich Von meinen händen auff die gräulichste art sterben.

---

[35] Wieder durchaus ungeschichtlich. Es war Herr Smassmann von Rappoltstein, dem Wilhelm v. H. am 21. Jan. 1486 in einem langen Briefe die Anfeindungen Kunigundens und deren Vaters und Bruders gegen seinen Schaffner Diebolt Lochmann klagt. Nebst Antwort vom 24. I. im Rapp. Urk. B. V, 356 f.

hierauff zog sie ein pergament herVor, und sagte. hier schreibe einen brieff wie ich dir Ihne angeben werde. du solst mich aber nicht fragen, welchen gebrauch ich daVon machen wolle. es solle dir genug sein, das du dich wider dardurch in meine Gunst sezest und dein leben erhaltest.

Der Gute Mann muste sich nun alles gefallen lassen. und da er Ihr Versprach solches zu Thun. gabe sie Ihm zu schreiben an.

wie das er seiner Sünden und Missethaten halber, eine wahlfahrts Reise nacher Jerusalem[36] angetreten hätte. und wegen seinem alter Villeicht nicht mehr zurück kommen würde. so empfehle er seine liebe kunegunda dem schuz Gottes und seinen freunden, und wan wie schon gesagt es der Göttlichen Vorsicht gefallen sollte Ihne auff der Reise sterben zu lassen. so erkläre er seine Theure Ehgemahlin als einzige erbin seines Ganzen Vermögens.[37] Darauff Gab sie Ihme sein eigen sigil, und er muste den Brieff Versieglen.

Hierauff sprach das Vngeheuer zu Ihme. nun lieber willhelm, weil du nun meinen willen so willig Vollzogen so will dir auch deinen lohn dafür geben, und sie warff Ihme behende einen strick um den hals, und der arme wehrlose Mann, wurde Von seinem eignen weib und Von seinen dieneren erdrosselt. sie liessen Ihne bis in die Nacht liegen, alsdan nahmen Ihne seine Mörder, und begrueben seinen Todten leichnam in den wald.[38]

Aber die straffende hand Gottes blieb nicht lange aus. dan Nachdeme der Ritter einige Tage Von niemand gesehen worden, That kunegunda dergleichen als mangle sie Ihne. sie schickte auch an einige orte und liess fragen ob man Ihne nicht gesehen hätte. alsdan gieng sie selbsten und fragte Ihme nach, und That sehr bekümmert, endlich suchte man auch im schloss Vngerstein selbsten, und kam auch in obgedachtes Gewölbe wo man dan den brieff fand,[39] man entsieglete Ihne, und schlosse einhellig aus dessen innhalt, das der Ritter nacher Jerusalem gereyst seye.

indessen starb auch juncker Hato. er stürzte Vom pferde auff einer jagd, und wurde Verschleifft, indeme er im steigbügel seines pferds hangen bliebe.[40]

---

[36] Bei Luk heisst es nur: ein Walfahrt in weytte land.

[37] Davon berichtet Luk nichts.

[38] Bei Gundolsheim, wo er später aufgefunden ward. (Bez. Arch. von Ober-Elsass, Fam. v. Hungerstein, Nr. 6.)

[39] Nach Luk wurde das Schreiben aus dem Gewölbe genommen und in des Ermordeten Stube auf den Tisch gelegt.

[40] Wieder aus R. Sporrers Phantasie entsprungen.

hierauff fieng kunegunda Ihr Ruchloses leben auff ein Neues an. wordurch sie aber sehr in Verdacht kam, indeme sie sich mit den dieneren des Ritters gar zu gemein machte, ja sogar Ihnen dessen kleider schenckte.

Man fieng an unterschiedlich zu muthmaassen. Endlich plagte das böse gewissen, einen diser diener dermaassen, das er seine Sünde beichtete.[41] der beichtvatter sagte Ihm, er könne Ihn Von diser Grossen Missethat nicht lossprechen, er müsse solches der weltlichen obrigkeit anzeigen. welches er auch Thate. worauff kunegunda und der andere diener sogleich in Verhafft genommen wurden. der erstere führte die obrigkeit auff den plaz, wo sein ermordeter herr begraben war; welchen man auch würcklich erkante, und mit Gebührenden Ehren nacher Gebwiller zur Erden bestattete. den zwey knechten wurde das Vrtheil gefällt, das derjenige der es anzeigte mit dem schwert solle hingerichtet werden. der andere wurde Gerädert.

kunegunda wurde dem adelichen Gericht übergeben welches sie nach den damahligen landessitten zum Verdräncken Verurtheilte.[42]

als nun die Richter das Vrtheil über sie gefällt hatten, wurde sie in den sonders dazu bereiteten Saal Geführt, welcher Ganz mit schwarzem Tuch behängt war. die Richter sassen Rings herum auff erhabenen bäncken, und kunegunda wurde von zwey schergen hinein begleitet.

weit Reizender war sie in Ihrer einfachen leinen kleidung als in ihrem Grösten puz. Ihre pechschwarzen haar hiengen lockenweis über Ihre schultern, Ihr schön blaues Aug, schauete die Richter Traurig an und scheinte mitleiden erflehen zu wollen. allen stunden Thränen in den augen, und der dazu bestimmte konte vor schluchzen Ihr kaum den Sentenz ablesen. welcher also lautet!

kunegunda Von Vngerstein

Disen Nahmen du Vnwürdig Getragen hast. und deinen Gatten, der dich mit Gutthaten überhäuffte, auff die unmenschlichste art ermordet. so ist das Gerechte Vrtheil über dich gesprochen worden, das du durch die hand des henckers Vom leben zum Tode sollest Hingerichtet werden. du hast zur Gnade

---

[41] Auch davon weiss Luk nichts zu berichten.

[42] Bei Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch 1894. I. S. 441 findet sich unter Rudolf Giel von Glattburg die Notiz (ohne Quellenangabe), dass Kunigunde in Zürich verurteilt, aus dem Wasser der Limmat gerettet und nach 3 Jahren auf Begehr des Landvogtes Ulrich von Rappoltstein ausgeliefert zu Rappoltsweiler im Kerker gestorben sei. (?)

annoch acht und Vierzig stunden zu leben. wo du noch zeit hast deine Grosse Missethat zu bereuen und Gott den Allmächtigen bitten das er dir in deiner letsten stund beystehen, und deiner armen Seel Gnädig sein wolle amen.

sie wurde gefragt ob sie annoch etwas einzuwenden hatte. sie an(t)wortete Nein. darauff ward nach damahliger Gewohnheit der stab gebrochen und Ihr für die füsse geworfen.

sie hörte Ihr Vrtheil mit vihler Gelassenheit an. worauff sie wider in das Gefängnis geführt. wo zwey Geistliche Ihrer warteten, welche sie bis an Ihr Ende nicht Verliessen.

die erste nacht schlieff sie fast ganz durch. allein da man Ihr sagte, das sie die folgende um Mitternacht Ihr leben Endigen werde, fieng sie an sehr kleinmüthig zu werden, sie range die hände und weinte fast immer.

Die Mitternachts stunde wurde zu Ihrer hinrichtung bestimmt, um den allzugrossen zulauff des Volcks zu Verhinderen. auch war dieses die bestimmte stunde für Adeliche, in solchen fällen. Endlich Rückte die schröckliche Mitternachts stunde immer näher, und kunegunda Gebärdete sich immer ängstlicher; und die Glocke schlug zwölffe. auff den schlag Traten die zwey zur hinrichtung bestimmte zeugen herein, und kündigten Ihr an das Ihre letste stunde nun geschlagen hätte. nach Ihnen folgte der scharffrichter, in einen Rothen Mantel eingehüllt Von zweyen seiner Trabanten begleitet. bey disem anblick wurde kunegunda ohnmächtig.[43] diese kehrten sich aber nicht daran. und banden Ihr, Ihre Hände zusamen und führten sie die Treppe hinunter, wo ein zu Ihrem empfang bereiteter karren stunde, man sezte sie Rückwerts darauff. neben Ihr die zwey Geistlichen, hinter Ihr der scharffrichter; und so fuhr diser Traurige zug nach dem ort, wo kunegunda solte ins wasser geworffen werden.

Die Nacht war finster und stürmisch, und der wetterhahn Girrte Traurig auff den Thürmen der nahe gelegen(en) statt gebwiller. als ob sie diese Traur geschichte Verkündigen wolten.

endlich kame man an den bestimmten Teich, worin kunegunda Ihr leben Endigen solte. man stellte die elende Rücklings an den Teich, und nachdeme sie den Geistlichen noch einige Gebette nachgesprochen, zog einer der Henckersknechte plözlich einen sack über sie, bande solchen unten zusamen, und warffe sie ins wasser. der scharffrichter der auff der anderen seite

---

[43] Bei Luk bindet der Nachrichter die Verurteilte (um sie zu retten) so hart, «dass ihr ein ohnmacht ankommen» und wirft sie dann ins Wasser.

des Teichs wartete zoge sie langsam wider hinaus, und legte sie in den darzu bestimmten Todten baar. aldan entfernten sich die zeugen, und befahlen dem scharffrichter sie an den ort zu begraben wo man die arme Sünder zu begraben pflegte. und entfernten sich.

Vnterdessen wartete ein Gewisser Von Adel, dessen nahmen ich nicht Nennen will (heist es in der Vrkunde) weil sein geschlecht noch blühet;[44] diser versprache dem Nachrichter eine ansehnliche summa Gelds, wan er Ihme kunegunden noch lebendig überliefferen könte. es gelange Ihme auch, dan sie war würcklich nicht dodt, und wurde in dem haus des scharffrichters widerüm hergestelt, und flüchtete sich in Mannskleideren mit obgemeltem adelichen, ohne das es jemand Merckte indeme sie jederman Vergraben glaubte, Auff das schloss Thierstein der schweiz,[45] wo sie fünff Jahr lang lebte, und sich um kein haar gebessert hatte. bis Von ohngefähr jemandt nacher Thierstein kame, und sie erkante, aber nicht dergleichen Thate, und es dem Graffen Von Rappoltstein anzeigte, welcher sogleich deren ausliefferung Verlangte, welches Ihme der Graff Von Thierstein auch nicht abschlagen konte.

Nun wurde sie zum zweiten mahl vor Gericht Gestellt. da hiesse es, man könne sie nicht zweymahl zum Tode Verdammen, indeme es nicht Ihre schuld seye das sie noch lebe.

Da wurde beschlossen, das sie zu lebenslänglicher Gefängnisstraffe solle Verurtheilt werden. Graff von Rappoltstein übernahme sie, und sezte sie in sein schloss hoh-Rappoltstein Gefangen in einen Thurm (dieser Thurm ist noch zu sehen). aber auch da, da doch Ihre Reize schon anfiengen zu welcken, gewan sie doch den Thurmwächter das er sie an einem langen Seil in einem Grossen korb hinunterliess, welches aber nicht so stille Hergehen konte, das es die Hunde welche das schloss bewachten nicht gewahr wurden, und häuffig herbeylieffen. welche sie auch ohne Zweyffel würden zerrissen haben. wan man nicht herbeygeeilt wäre. Graff Rappoltstein liess sie auffs Neue sezen, und das Gemach worin sie war, mit Eysernem Gitter wohl Verwahren, dem Thurmwächter der Ihr forthelffen wolte, wurde der kopf abgeschlagen.[46]

Graff Rappoltstein Verbotte auch seinen Söhnen auff das

---

[44] Luk: «ein Adelsperson, dessen geschlecht ich ehrenthalb nicht nennen will, welche, wie zu vermuten, zuvor kundschafft mit ihr gehabt hat.»

[45] Luk sagt nur: ins Schweytzerland vff ein schlos.

[46] Luk giebt den Namen des Wächters: «schlossknecht Philipp von Bacherach» und berichtet, er sei «vff fürnemmen von Adel Fürbitt des landts verwisen worden». Dies ist richtig, denn in den Ar-

Nachdrücklichste, sich disem Thurm zu näheren förchtendt, sie möchten von Ihren schlangen blicken bezaubert werden.[47]

Nun ist an Ihr wahr Geworden was das alte deutsche sprichwort sagt, Nemlich — was das Hänslein einmal gewohnt wird der hans nicht mehr lassen. das will sagen — wann einer in seiner jugendt ein Verdorbnes Herz hat. ändert solches sich selten im alter, es seye dan das er keine gelegenheit mehr hat anderen zu schaden, und seine bosheiten auszuüben. —

---

chiven des Ober-Elsass, Rappoltsteiner Urkunden, findet sich das Original der Urfehde, die Philipp von Bacharach schwören musste (Text siehe bei F. G. Frantz, La dame de Hungerstein, S. 14f. Anm.).

[47] Luk schliesst seinen Bericht mit den Worten: aber man hat gutt sorg zu ihr, vnd lies man die jungen Herren von Rappolstein nicht hinauff kommen zu ihrer gefengnus, die auch von ihren Schwestern von solchen Schlangengifft vnd blickh gewarnet vnd abgemahnet wurdten. — Vorher heisst es: Wann aber die fraw von Hungersteyn verstorben, hab ich noch keinen bericht davon bekommen mögen. Sie war eine ausbündige schöne, vnd von Natur dahin geneigt, das sie schier jederman als ein andere Venus zu ihrer lieb reytzte.

VIII.

Ueber die älteren Strassburger Familiennamen.

(Vortrag.)*

Von

E. v. Borries.

Die Familiennamen sind erst verhältnismässig späten Ursprungs. In einfachen bäuerlichen Verhältnissen, wo der Mensch noch nicht beweglich ist, sondern an der Scholle klebt, zeigt sich das Bedürfnis nach ihnen nicht. Dieser Zustand dauerte in Deutschland bis in das elfte, zwölfte Jahrhundert, bis zu dem Zeitalter der Kreuzzüge. In dieser Zeit vollzog sich ein Wandel, von dem Professor Schmoller einmal sagt, man könnte versucht sein, zu behaupten, er sei gewaltiger gewesen, als der im sechzehnten Jahrhundert durch die Entdeckungen und Erfindungen hervorgerufene und als der des neunzehnten Jahrhunderts mit seinen ungeheueren technischen Fortschritten. Damals wurden die Deutschen aus einem Bauernvolk ein Volk mit Städten, Grosshandel und Gewerbe.

* Dieser am 27. November 1898 im historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs gehaltene Vortrag wollte versuchen eine kurze Darstellung der Entwicklung der Strassburger Familiennamen bis etwa zum Jahre 1500 im Anschluss an die auf diesem Gebiete grundlegenden Werke zu geben. Da es mir leider bis heute unmöglich gewesen ist und auch noch auf längere Zeit hin unmöglich sein wird, das hier vielfach nur bruchstück- und andeutungsweise Gegebene zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen, so wird

In diese Zeit fällt die Entstehung der Familiennamen. War bis dahin bei der geringen Bevölkerung der Ortschaften und bei den gleichmässigen Zuständen ein Name ausreichend gewesen, so wurde das jetzt anders; namentlich mag auch bei der schnellen Ausbildung des Privaturkundenwesens sich die Notwendigkeit herausgestellt haben, die in den Urkunden genannten Personen genau von einander zu unterscheiden, was z. B. bei den vielen *Burkhard*, *Heinrich* und *Walther* in Strassburg ohne einen Zusatz nicht möglich gewesen wäre. Entsprechend der Entwicklung des Städtewesens treten im zwölften Jahrhundert die ersten Familiennamen in den Städten Südwestdeutschlands und am Mittel- und Niederrhein auf.

Man hat festgestellt, dass sie sich zuerst 1106 in Köln, 1145 in Zürich, 1168 in Basel urkundlich finden. Dazwischen hinein fällt nun die erste Nennung eines Strassburger Geschlechtsnamens: in einer Urkunde des Kaisers Lothar für Strassburg vom Jahr 1129 wird *Burchardus Puer*, zu deutsch *Kind* genannt. Man könnte denken, dieser *Burchard* sei wirklich ein Kind gewesen; dann hätte er sich aber kaum zum Zeugen einer

---

der Vortrag fast unverändert abgedruckt, in der Hoffnung, dass andere, die über mehr Zeit und Vorkenntnisse verfügen, angeregt werden diesen dankbaren Stoff zu bearbeiten.

Ich nenne einige wichtigere Werke:

E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Bd. I: Personennamen 1854.

Pott, Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten. 2. Aufl. 1859. Sehr reiches, aber unübersichtlich gebotenes Material.

Vilmar, Vermischte Aufsätze. 1. Bändchen 1855. = Deutsches Namenbüchlein. 1863.

Andresen, Die deutschen Familiennamen. Programm d. Realschule zu Mühlheim a. d. Ruhr. 1862.

Fr. Stark, Die Kosenamen der Germanen. Wien 1868.

Steub, Die oberdeutschen Familiennamen. 1870. Mit Vorsicht zu gebrauchen.

Becker, Die deutschen Satznamen. Programm der Gewerbeschule zu Basel 1873.

Andresen, Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwicklung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen. 1873. Ein grundlegendes Büchlein.

Heintze, Die deutschen Familiennamen. 1882. Eine fleissige Zusammenstellung.

Von den zahllosen Lokalnamenbüchern nenne ich:

Fröhner, Karlsruher Namenbuch. 1850.

E. Günther Förstemann, Ueber die Familiennamen in Nordhausen im 13. u. 14. Jahrhundert. Programm Nordhausen 1851.

Kaiserurkunde geeignet, ausserdem führt er selbst 18 Jahre später, und seine Nachkommen Jahrhunderte lang den Namen *Puer* oder *Kind*. Von diesem Zeitpunkt, 1129, an nimmt die Zahl der Geschlechtsnamen allmählich immer mehr zu; doch finden sich in den Urkunden noch lange Zeit ebenso viel und mehr Einnamige unter den als Zeugen aufgeführten Personen. Die unteren Schichten der Stadtbevölkerung führen sogar noch bis in das 14. Jahrhundert nur einen Namen, dem dann als unterscheidendes Merkmal der Name des Handwerks oder der Hantierung beigesetzt wird, woraus sich schliesslich auch wieder Geschlechtsnamen entwickeln.

Ehe ich auf die Behandlung der Strassburger Familiennamen im besondern eingehe, möchte ich noch auf die Voraussetzungen hinweisen, unter denen allein die Namensforschung sich fruchtbar gestalten kann, Voraussetzungen, die bei mir nur in sehr beschränktem Masse erfüllt sind. In erster Linie steht eine genaue Kenntnis der Entwicklung der deutschen Sprache; denn für die lautliche Entwicklung der Eigennamen gelten natürlich dieselben Gesetze, wie für die der andern Wörter. Allerdings ist diese Entwicklung häufiger durch willkürliche Eingriffe gestört, die zum Teil durch Eitelkeit, zum Teil durch Klugheit verursacht sind. Sehr oft sind auch die Wörter, aus denen die Namen ursprünglich gebildet sind, verloren gegangen: der Name *Pagenstecher*, in der Aussprache heute häufig mit dem französischen *page* zusammengebracht, bedeutet einen, der Pferde, niederdeutsch *pagen*, absticht, *Purgold* und *Vollgold* haben mit Gold nichts zu thun, sondern sind aus den altdeutschen Namen *Burgolt* und *Volkolt* = *Burgwalt* und *Volkwalt* entstanden, *Dollfuss* hat, wie jetzt nachgewiesen ist, mit *Fuss* nichts zu thun, sondern ist die latinisierte Form des um den ersten Buchstaben gekürzten Namens *Adolf*; wie natürlich ist es, den Namen *Thierauf*, besonders wenn ein Thürhüter, wie es hier in Strassburg zur Zeit der Fall ist, ihn trägt, als *Thürauf* zu deuten, und doch ist die Ableitung aus dem altgermanischen Namen *Dierolf* nachgewiesen. Es ist ersichtlich, wie bei der Gestaltung dieser Namen die Volksetymologie nachgeholfen hat. Thatsächlich ist die Möglichkeit, mehrere verschiedene Deutungen von einem Namen zu geben, so häufig, dass Andresen, einer der um diesen Zweig der Wissenschaft verdientesten Gelehrten, ein sehr reichhaltiges Büchlein geschrieben hat, das den Titel führt: «Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen.» Ein Hauptergebnis dieses Buches ist, dass in zweifelhaften Fällen die Herleitung aus einem altgermanischen Personennamen stets den Vorzug verdient, wie aus den eben angeführten Beispielen ja schon hervorgeht.

Ein Teil der Doppeldeutigkeit wird aber meist verschwinden, wenn man die Namen in ihrer Schreibung einige Jahrhunderte zurück verfolgen kann oder wenn man, gestützt auf die Lautgesetze, die jetzt vorliegende Form in die notwendig vorauszusetzende ältere und älteste Form zurückverwandelt. Zum Studium der Familiennamen reicht jedoch die Kenntnis der Entwicklung der hochdeutschen Sprache allein nicht aus: es ist auch notwendig den Dialekt der Gegend, aus der der Name stammt, zu kennen; so wird beispielsweise ein Oberdeutscher Mühe haben, die Namen *Nottebohm* = Nussbaum oder *Quademichel* = Bösmichel zu erkennen; einem Niederdeutschen wird es bei Namen wie *Hafenbrädl* = Topfbrätchen, *Kabushoubet* = Kohlkopf, *Pfitzer, Pfauwadel* u. s. w. ähnlich ergehen. Schliesslich wird durch Vertrautheit mit der Oertlichkeit und ihrer Umgebung, mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes die Erkennung der Familiennamen bedeutend erleichtert.

Wenden wir uns nun den Familiennamen Strassburgs zu, so können wir sie, um einen Ueberblick zu gewinnen, in verschiedener Weise einteilen, erstens einfach grammatisch, zweitens nach ihrer wörtlichen Bedeutung, drittens nach dem Motiv der Benennung, eine Einteilung, die von der vorigen durchaus zu trennen ist.

Die grammatische Einteilung würde als Unterabteilungen etwa ergeben: Substantive, einfache und zusammengesetzte, und zwar aus zwei Substantiven wie *Stubenweg*, oder aus Adjektiv und Substantiv wie *Virnekorn*, oder aus Verbalstamm und Substantiv wie *Haumesser* u. s. w.; sodann Substantive mit vorgesetzter Präposition (*zur Megede*); sodann Adjektive, einfach wie *Süss* oder zusammengesetzt wie *Seltenrich*; Zahlwörter wie *Zehn* und *Dritzehen*, u. s. w.; schliesslich die sog. Satznamen wie *Gerathewohl.*

Die Einteilung nach der Bedeutung ist in den Namenbüchlein einzelner Städte am häufigsten angewandt, aber selten folgerichtig durchgeführt. Den breitesten Raum nehmen hier die Personennamen, und zwar in erster Linie die alten deutschen Personennamen ein. Diese, unsere heutigen Vornamen, sind natürlich eigentlich Gattungsnamen gewesen; auf ihre ursprüngliche Entstehung gehn wir hier nicht ein; denn zur Zeit des Aufkommens der Geschlechternamen war die Erinnerung daran, dass *Albrecht* «der durch sein Geschlecht Glänzende», *Walther* «der über das Heer Waltende», *Wernher* «der des Heer Wahrende» u. s. w. bedeute, wohl nicht mehr sehr rege. — Ferner geben viele Familiennamen den Ort der Herkunft oder die Wohnstätte an, entweder unverändert wie *Wurzgart* oder abgeleitet wie *Lieben-*

zeller. Sodann finden sich Namen von Aemtern und Würden wie *Burggraf*, *Schultheiss*, *Bobst*, von Gewerben, wie *Krebser*, *Oleiman*, *Kesseler;* von Ständen, wie *Ritter*, *Ritterlin*, *Waffeler;* ferner Verwandtschaftsnamen, wie *Gevatermann*, *Vetterkind*. Viele Familiennamen bezeichnen Eigenschaften wie *Täuscher*, *Snelmann*, *Keck* u. s. w., andere Teile des menschlichen Körpers, wie *Schenkel*, *Lente*, Kleidungsstücke wie *Hosbein*, Werkzeuge wie *Haumesser*, Nahrungsmittel wie *Wissbretelin*. Namen von Pflanzen und Tieren und Teile derselben, wie *Blümel*, *Schwan*, *Danris* = Tannenreis, *Katzenor* treten in grosser Zahl auf; auch Naturerscheinungen und Naturkörper, wie *Winter*, *Sturm*, *Dagstern* = Tagstern, u. s. w. kommen vereinzelt vor.

Man könnte nun glauben, aus der Bedeutung der Wörter, die als Familiennamen auftreten, ergebe sich das Motiv der Namengebung ohne weiteres; das ist aber durchaus nicht der Fall. Wenn beispielsweise eine Familie *Kälb* heisst, so kann das ebensowohl eine Anspielung auf körperliche oder geistige Vorzüge sein, als vielfache Beschäftigung mit Kälbern andeuten, als schliesslich, was das wahrscheinlichste ist, den Namen des Hauses, in dem die Familie wohnt, bezeichnen. Die letzterwähnte Einteilung, die nach dem Motiv der Namengebung, soll der folgenden kurzen Uebersicht über die Strassburger Familiennamen zu grunde gelegt werden. Es scheinen sich dabei vier grosse Gruppen zu ergeben:

1. Man setzte zu dem Eigennamen einer Person den Namen ihres Vaters entweder ohne jegliche Veränderung, oder in der Verkleinerungs- oder Koseform, oder auch im zweiten Fall (Genitiv) mit oder ohne den Zusatz «Sohn»;

2. man bezeichnete einen geborenen Strassburger nach seiner Wohnung, einen Auswärtigen, der sich in Strassburg niedergelassen hatte, nach seinem Heimatsort;

3. das Amt, die Thätigkeit, das Handwerk fand im Familiennamen Ausdruck;

4. eine auffallende äusserliche oder innerliche Eigenschaft oder eine Gewohnheit gab Veranlassung zur Namengebung.

Beginnen wir mit der ersten Gruppe. Häufig wird der Name des Vaters ohne Veränderung dem des Sohnes hinzugefügt; man kann vielfach auch feststellen, dass der Vatersname zunächst mit dem Zusatze «Sohn» im Genetiv stand, dann aber der Bequemlichkeit halber einfach im Nominativ beigesetzt wurde; so heisst es beispielsweise in einer Urkunde von 1229 *Rudolfus filius Lenzelini*, aber 1233 *Rudolfus Lenzelinus*, oder einmal *Johannes des Sicken Sune* und bald darauf *Johann*

Sicke. Solcher als Familiennamen gebrauchter Vornamen finden sich im alten Strassburg wie heute eine grosse Anzahl z. B. ***Albrecht*** oder auch etwas verändert ***Obrecht***, ***Engelbrecht*** (glänzend wie ein Engel), ***Humbrecht*** aus *Huginbrecht* (durch Klugheit glänzend), ***Ellenhart*** oder *Elhart* (durch Tapferkeit kräftig), ***Gerhart***, *Burkhart*, *Lienhart*, ***Hawart***, = *Haduwart* (des Kampfes wartend), ***Meinrich*** = ***Maginrich***, *Meginrich* (mächtig herrschend) und *Ulrich* (durch Erbgut mächtig), ferner ***Hentwig***, *Sifrit*, ***Reinbold***, ***Zeizolf***, ***Anshelm***, ***Eigilwart***, ***Bruno***, ***Arbogast***. Auch der bekannte Strassburger Name ***Prechter*** geht auf einen Vornamen zurück: *Berchthari* (der mit dem glänzenden Heer). Von Heiligennamen finden sich als Familiennamen ***Marx***, ***Lux***, ***Matern*** nach dem Apostel des Elsass Maternus, *Bilgerin* = Peregrinus, *Veltin* = Valentin. In starker Verkürzung erscheint *Nape* aus *Nadbert* (durch Gnade glänzend), ***Gope***, heute als *Gaup* häufig, aus *Godbert*, *Boppe* aus *Bodebert*, ***Sicke*** aus einem mit *Sig* beginnenden Namen herzuleiten, ***Ecke***, von einem der vielen mit ***Ecke***, Schwert, gebildeten Namen, *Wicker* aus *Wighard* (im Kampfe stark), ***Riff***, verkürzt aus *Richfrid* (im Frieden mächtig), und schliesslich Namen wie ***Kuno***, ***Hugo***, ***Hug***, *Lot*.

Sehr oft kommen die Verkleinerungs- oder Schmeichelformen der Vornamen als Familiennamen vor. Ich fasse alle diese Deminutive als Patronymika auf; denn zum Familiennamen wird das Deminutiv erst dann, wenn dem Namen des Sohnes die Verkleinerungsform des Namens seines Vaters zur Unterscheidung beigefügt wird. Das wird naturgemäss am leichtesten in dem Falle eingetreten sein, wenn der Sohn dadurch geehrt wurde und sich dadurch geehrt fühlte, dass man ihn nach dem Namen seines berühmten Vaters nannte. Ein klassisches Beispiel dafür ist *Johannes Winlin*, der als Sohn des grossen Münsterbaumeisters *Erwin* den Zunamen «der kleine *Erwin*» führte. — Diese Namen sind auf verschiedene Weise gebildet. In Strassburg kommen drei Verkleinerungsendungen in Betracht, die ursprünglich *-izo*, *-ilo*, *-in* lauten und sich bisweilen mit einander verbinden. Zu der ersten Art gehört der in Strassburg bis auf den heutigen Tag sehr häufige Name ***Volz*** (***Folz***), von einem mit *Volk* beginnende Namen abgeleitet, eigentlich *Volkizo*, daneben eine Erweiterung oder Verbreiterung davon ***Voltsche***, ***Völtsche***, der Name eines mächtigen, weitverbreiteten Strassburger Geschlechts; ferner ***Manz***, was aus ***Maginzo*** (zum Stamme ***Magan*** mächtig) entstanden sein, aber auch von ***Hermann*** herkommen kann, *Bertsche* zum Stamme *beraht*, glänzend, und *Lempsche* zu *Lampert*, *Lantprecht*, wie durch folgende Urkundenerwähnung bestätigt wird: *Jodocus dictus Lampertus*,

filius quondam Lamperti dicti Lempsche. Wetzel und *Hetzel* sind Koseformen mit doppelter Ableitungssilbe zu *Wernher* und *Hermann*; die im 11. Jahrhundert regierenden Bischöfe von Strassburg dieses Namens werden in den Quellen bald mit dem einen, bald mit dem anderen genannt. Ferner ist zu nennen *Grimel* zum Stamm *Grim*, *Lenzel* zum Stamm *Land* oder zu dem aus *Lorenz* verkürzten *Lenz*, schliesslich *Jeckel* zu *Jacobus*, letztere beide Heiligennamen.

Mit *-lin* oder *-elin*, *-ilin* abgeleitet sind eine grosse Zahl von Familiennamen; sie sind nicht immer leicht zu erkennen. Einer der bekanntesten ist *Ripelin*, *Rypelin*, der Name des Geschlechts, dem, wie aus einer Urkunde von 1253 ersichtlich, die heute noch blühende Familie *Zorn von Bulach* entsprossen ist. Da der Name *Zorn* auf eine ungestüme Gemütsart hinweist, so glaubte man in *Ripelin* an das Wort *Rüpel* d. h. ungehobelter Mensch anknüpfen zu müssen, ein Wort, das als Verkleinerungsform von *Ruprecht* jedenfalls erst in jüngerer Zeit zu der ungünstigen Bedeutung gekommen ist. *Ripelin* erklärt sich ganz einfach eben als Deminutiv zu *Ruprecht* oder auch zu *Richbald*, was etwa «der im Herrschen Kühne» bedeutet. Der älteste *Ripelin* findet sich urkundlich im Jahre 1197, zugleich das erste Strassburger Beispiel einer Verkleinerungsform als Geschlechtsname. Aehnlich *Velkelin*, vermutlich statt *Völkelin* vom Stamme *Volk*, vielleicht aber auch «kleiner *Falke*», *Nepelin* zu dem obenerwähnten *Nape*, *Reinböldelin*, mehrfach in der Verbindung *Reinbold Reinböldelin*, dann der bekannte Name *Oberlin* zu *Obrecht*, *Albrecht*, oder zu *Otbert*, «der durch Besitz Glänzende», *Hüffelin*, das mit *Ripelin* verglichen werden kann und auf *Hugfried*, *Hüffel* zurückgeht, *Sidelin* von einem alten Stamm *Sind*, *Sid*, der eigentlich «Reise» bedeutet, *Loterlin* zu *Chlothari*, *Berlin* vom Stamme *Bero*, der Bär, der für die Deutschen ursprünglich der König der Tiere war, *Lebelin*, vielleicht zum Stamme *liub*, *lieb*, oder etwa zu *Liutbald*, *Leopold*, «der Volkskühne», *Uetzlin* von *Utz* zu *Ulrich*, *Bützelin* von *Butz* zu *Burkhard* u. s. w. Neben dem obenerwähnten *Lenzel* zum Namen *Land* oder zu *Lorenz* findet sich *Lenzelin*, als Weiterbildung von *Gosse* zu *Gottfried*, *Gosselin*, *Gösselin*, ferner *Betschelin*, zurückgehend auf *Bez*, *Betsch*, was eine Koseform von *Bero* ist, schliesslich auch *Pamphilin*, *Pfanphilin* als Deminutiv des Heiligennamens *Pamphilus*. *Löselin* ist urkundlich nachweisbar als Deminutiv zu *Nicolaus* durch einen *Reinbold* der 1258 als *filius Nicolai* und 1275 als *Reinbold Löselin* vorkommt. Von *Nicolaus* kommt auch der Name *Lauwelin*, wie dadurch bewiesen wird, dass derselbe Mann einmal *Messerlauwelin*, ein andermal *Claus der*

Messerschmidt genannt wird, wahrscheinlich geht auch *Logel* auf *Nicolaus* zurück. Es widerspricht dies allerdings der sonst beobachteten Regel, nach der infolge der verschiedenen Betonung in Niederdeutschland der erste, in Oberdeutschland der zweite Teil längerer Namen verloren geht, z. B. aus *Bartholomaeus* in Süddeutschland *Barthel* oder *Barth*, in Norddeutschland *Mewes, Mebes* u. s. w. wird. Doch finden sich auch sonst Ausnahmen von dieser Regel in Strassburg, so das oben angeführte *Winlin* von *Erwin*, sowie *Stöfflin* von *Christophorus*. Auch *Mannelin* dürfte unter diesen Umständen auf *Hermann* zurückzuführen sein.

Wollte man von diesen Familiennamen auf *-in* die weibliche Form bilden, etwa wie man im vorigen Jahrhundert und auch heute noch hier und da statt Frau *Karsch* oder Frau *Schmidt* die *Karschin* und die *Schmidtin* sagte, so wäre es sehr unschön gewesen, an die Deminutivendung *-in* die weibliche Endung *-in* zu fügen; man bildete daher den betreffenden Namen statt mit *-in* mit *-er* und hängte an diese Endung die Silbe *-in*. So finden wir eine *Clara Ripelerin* von der Familie *Ripelin*, eine *Bertha Lentzelerin* von der Familie *Lentzelin* u. s. w., ein Beweis, dass die Familiennamen noch nicht fest geworden waren.

Sehr auffallend sticht von allen diesen oberdeutschen Deminutivformen der Name *Heinrich Hennicken* ab, der eine niederdeutsch gebildete Verkleinerungsform von *Johannes* zeigt.

Eine andere Form von Kosenamen sind die mit *-mann* gebildeten; auch heute noch sagt wohl ein Vater schmeichelnd zu seinem Söhnlein Hans: mein Hansemann. Hierher rechne ich *Frillemann*, dessen erster Teil aus *Fridilo* zusammengezogen ist, *Rulemann* zu *Hruodland*, *Ruland* oder *Rudilo*, *Tütschemann*, was auch *Deutschmann* sein könnte, vielleicht aus *Dietschemann* von *Dietsche* = *Diez* zu *Dietrich*, *Hizemann* zu einer vom Stamme *Hild*, «Kampf», gebildeten Form *Hize*, *Heilmann* entweder geradezu vom Stamme *Heil* oder vom Stamme *Agil*, «Schwert» statt *Eilmann* mit vorgesetztem *H*, was nicht ungewöhnlich ist, vielleicht aber auch zu *heilen*. Auffallend sind auch zwei mit *-kind* gebildete Familiennamen, nämlich *Etzekind* zum Stamm *Adal* und *Hessekind* zu dem ziemlich oft vorkommenden Namen *Hesso*.

Eine ganz besondere Art der Weiterbildung der Vornamen zu Familiennamen ist die durch die Ableitungssilbe *-er*; so finden wir *Joerger* zu *Georg*, *Hanser* und *Hanseler* zu *Hans, Dammerer* zu *Dammer* = *Dankmar*. Der Künstler der Münsterkanzel nennt sich *Hans Hammer* oder *Hammerer*, was vielleicht als *Hagimar* zu deuten ist. Hierher gehört auch

Hecker von *Hack* zum Stamme *Hag*, wenn es nicht etwa den Weinberghacker, Weinbauer bedeutet, und *Günzer* von *Günz* zum Stamme *gund* = Krieg. — Eigentümlich sind die Zusammensetzungen *Betscholt* und *Gozprecht*, in denen sich an die aus zweistämmigen Namen gebildeten Koseformen die vollwichtigen Silben *-olt* und *-precht* angeschlossen haben. Der Doppelname *Ottfriedrich* lässt sich einfach als *Friedrich*, *Ottos Sohn*, erklären; vermutlich bedeutet der seltsame Name *Gilkengoz Gosso*. Sohn des *Gilg* = *Aegidius*.

An die aus Vornamen entstandenen Familiennamen, die ich aus verschiedenen Gründen verhältnismässig ausführlich behandelt habe, schliessen sich am leichtesten die Verwandtschaftsnamen an, die Geschlechtsnamen geworden sind. So findet sich schon im 13. Jahrhundert urkundlich ein *Otto dictus Patruus*, zu deutsch also «Oheim», ein Name, der auch sonst vorkommt, ich brauche nur an den St. Galler Geschichtsschreiber *Gallus Oeheim* zu erinnern; ferner giebt es *Kegelin*, die uns aus der Redensart «Kind und Kegel» geläufige Bezeichnung für ein uneheliches Kind. Sodann wird in einer Urkunde von 1243 ein *Conradus dictus Gevatermann*, in einer andern von 1260 *Conradus Pheterin* erwähnt, beides natürlich denselben Mann bezeichnend, das zweite Mal mit dem das lateinische *patrinus* lautlich genau wiedergebenden *Pheterin*, heute *Pfetter*, was hier in Strassburg bei jeder Taufe zu hören ist. Bald findet sich auch *Vetter*, *Vetterlin* und *Vetterkind*, und auf diesem Gebiet haben es die Strassburger bekanntlich bis zu einem *Stieffatre* mit französischer Endung gebracht.

Die zweite grosse Gruppe von Familiennamen bilden diejenigen, welche die Herkunft andeuten. Abgesehen von einigen allgemeinen Namen wie *Dorfmann*, *Westermann*, findet sich in früherer Zeit meist einfach die Präposition *von* vor den betr. Ortsnamen gesetzt, z. B. *von Quatzenheim*, *von Hürtigheim*, *von Offenburg* u. s. w. Bekanntlich ist das *von* erst seit etwa 200 Jahren als Adelsbezeichnung auch vor anderen als Ortsnamen gebräuchlich. In früherer Zeit war es einfach Herkunftsbezeichnung und hat als solche vielfach bis zum Jahre 1789 gedauert; so führte beispielsweise die heute hier noch recht zahlreiche Familie *Friedolsheim*, eine der ältesten und geachtetsten Gärtnerfamilien Strassburgs, das *von* bis zur Revolution, in der sie es wahrscheinlich in der Befürchtung, der Aristokratie zugerechnet zu werden, ablegte. Daneben kamen schon früh die von Ortsnamen abgeleiteten Appellative vor; so ist *Liebenzeller*, was auf das heute württembergische Liebenzell an der Nagold hinweist, der Name einer Familie, der einer der Anführer des städtischen Heeres in der Freiheitsschlacht bei den Hausber-

gen 1262 angehörte. Ebenso ist als Adjektiv aufzufassen *Marsilius*, was wahrscheinlich den Ursprung aus *Marsal* in Lothringen andeutet. Im 13. Jahrhundert nannte sich die Familie einfach *Marsilius*, z. B. *Wezelo Marsilius*; später bei erweitertem Gesichtskreis war der Ursprung aus *Marsal* nicht mehr vornehm genug, sie nannten sich *Wetzel von Marsilien* und gründeten darauf den Anspruch, aus *Marseille* zu stammen. Andere Namen geben die Zugehörigkeit zu einem Volksstamm an; so finden wir schon sehr früh *Hesso, Peier*, *Peierlin*, auch *Bauwarus, Swab*, *Swebelin, Boëmus*, der Böhme, *Dacianus*, der Däne, *Lumbart* bedeutet wohl einen der vielwandernden lombardischen Handelsleute, der sich in Strassburg niedergelassen hatte, während *Lamparter* auch auf den deutschen Namen *Landbert* oder auf das Dorf *Lampertheim* zurückgehen kann. Ferner kommen *Tütsch*, *Tütschemann*, auch heute in Strassburg nicht ungewöhnlich, und *Welsch* vor. Bei Namen wie *Puller, Püller*, *Römer* und dem schon um 1300 vorkommenden *Rüsse* ist jedenfalls eher an einen vorübergehenden Aufenthalt in *Apulien*, *Rom* und *Moskowitien* zu denken als an eine Abstammung dorther; neuerdings ist übrigens versucht worden, den Namen *Püller* oder *Puller*, der durch die *Puller von Hohenburg* bekannt und berüchtigt geworden ist, durch *pullarius*, der Hühnerverwalter, zu erklären, ob mit Recht, weiss ich nicht.

Eine grosse Reihe von Namen geht aber auch auf die Wohnstätte der betreffenden Familie in Strassburg selbst zurück und zwar in der verschiedenartigsten Form. So giebt es die Familien *zu der Schüren*, *am Wasser* (*in aqua*), *Wurzgart*, *Howelüchel*, was ich mit «Heulöchlein» übersetze und wobei vielleicht an eine sumpfige Gegend, etwa beim heutigen Grünen oder Kagenecker Bruch zu denken ist, *Büler*, der am Bühl, Hügel, wohnt, *zum Riet*, *Closener* = Klausner, *Pferricher*, eigentlich ein Park- oder Pferchbewohner. Eine alte Ministerialenfamilie nannte sich *de porta lapidea*, *von der Steininporten*, oder *Steininburgetor*, einem Thor, das am Anfang der heutigen Münstergasse nahe dem Broglieplatz lag; andere Familiennamen sind *de Stabulo*, = zum Stalle, *in Finkweiler, inter mercatores* oder *unter den Kouflüten*, *trans Bruscam* = jenseits der Breusch (Ill), *ante monasterium* = vor dem Münster, *in Kalbesgasse*, *in Steingasse*, *de Stubenweg* u. s. w., dann auch in der Form *Steingässer*, *Biergässer* (nach der Biergasse, nahe dem Bruderhof), *Horgässer*, nach der Hor-, eigentlich Horwegasse = Schmutzgasse, heute Haargässchen.

Hierher gehört nun eine ganze Reihe von Namen, die man zunächst versucht sein könnte, anders aufzufassen. Die Strassen

der Städte waren nämlich im Mittelalter nicht numeriert; es war das in der ältesten Zeit so wenig nötig, wie heute selbst in grossen Dörfern. Als die Städte wuchsen, half man sich in den Urkunden zunächst mit möglichst genauer Angabe der Nachbaren; dann aber kam die Sitte auf, jedem Hause einen Namen zu geben, der womöglich von der Hand des Malers oder des Steinmetzen bildlich dargestellt wurde. Erst mögen nur wenige Häuser solche Hauszeichen gehabt haben; dafür spricht, dass gegen Mitte des 13. Jahrhunderts ein Haus einfach *zu dem Bilde* — es war eine Mutter Gottes — genannt wurde. Anfänglich mögen auch zufällig vorhandene Gegenstände Veranlassung zur Namengebung gewesen sein z. B. bei den Häusern *zu dem Rosenboume*, *zu der Wilgen* = Weide oder *zu dem Spiegel*. Bald jedoch erfand man Namen und liess dabei der Phantasie und dem Witz freien Spielraum. So finden wir schliesslich nicht bloss ein Haus *zur Ackes* = Axt, *zum Dorn*, *zum Fasan*, *zur Lilie*, *zum Antvogel* = Ente, *zum Blaufuss* (eine Falkenart) u. s. w., sondern auch *zum Dintenhörnelin* = Tintenfass, *zum Helfanten* = Elefant, *zum Eselskopf*, *zum Hasensprung*, *zum Kameelthier*, *zum Matschrecken* = Heuschreck, *zum Meerwunder* = Sirene, *zu den Muckenwädeln*, *zum starken Pfaffen*, *zum Sittekust* = *Psittacus*, Sittich, Papagei, *zum Roraffen* = Brüllaffen u. s. w.

Eine ganze Reihe derjenigen Namen, die nicht ihrer Herleitung, wohl aber ihrem Entstehungsgrund nach schwer erklärbar erscheinen, finden dadurch ihre Erledigung. Ein in der Geschichte der mystischen Bewegung des 14. Jahrhunderts vielgenannter Mann ist *Rulmann Merswin*, der einer angesehenen Strassburger Familie dieses Namens angehört. Der Name, der zwar nicht Meerschweinchen, wie man denken könnte, sondern Delphin bedeutet, ist aber auch der eines Hauses, an dem vermutlich dieses seit ältester Zeit von der bildenden Kunst bevorzugteste Wassertier ausgehauen war. Auch für viele andere Familien lassen sich die entsprechenden Häusernamen nachweisen, z. B. für die Familien *Engel*, *Priol* = Prior, *Helfant*, *Rapp*, *Widder*, *Hase*, *Bock*, *Hirz* = Hirsch, *Vögelin*, *Schwan*, *Pfowe* (Pfau), *Hahn*, *Wachtel*, *Krimfogel* = Raubvogel, *Vogelgesang*, *Rindsfuss*, als Hausname heute noch vorhanden, während es andererseits jetzt noch eine Familie *Kalbfuss* giebt, ferner *Treffse* = Lolch, *Blümel*, *Rebstock*, *Danris* = Tannenreis, *Ribisen*, *Axt*, *Tanz* u. s. w. Für viele andere ist dieser Ursprung unzweifelhaft anzunehmen, z. B. für die Namen *Kalb*, *Trube* = Traube, *Trübel*. Aber auch hier kann genau genommen nur nach sorgfältiger Untersuchung jedesmal entschieden werden, ob der Name der Familie von dem des Hauses abgeleitet ist. Es

bildete sich nämlich sehr früh auch der Gebrauch aus, die Häuser nach den Bewohnern zu nennen, was zu merkwürdigen Missverständnissen führte. So bewohnte im 13. Jahrhundert eine Familie des Namens *Hauwart* = *Haduwart*, des Kampfes wartend, den Hof Spiessgasse 25, neben dem eine Gasse abbog, die nach der Familie den Namen *Hauwartsgesselin* erhielt. Bald that sich dort eine Badestube zum *Hauwart* auf, die schon im 15. Jahrhundert den Namen zum *Eber* führte, weil man *Hauwart* als *Hauer* d. h. männliches Wildschwein aufgefasst hatte. Diese Auffassung ist dann 1601 durch die noch vorhandene Skulptur anerkannt worden, und die Gasse heisst heute noch *Hauergasse*, französisch *Rue du Sanglier*. Aehnlich ist es dem Hause Alter Fischmarkt 7 gegangen. Hier wohnte im 14. Jahrhundert eine Familie *Mörlin*, nach der das Haus zu *Herrn Mörlin* oder *zu dem Mörlin* genannt wurde. 1466 heisst es schon *zu der Mörlin*, lateinisch *Aethiopissa*, 1587 *zu der Mörin*, und zur französischen Zeit wurde der Name *à la Mauresse* übersetzt, wie es jetzt noch heisst. — In diesen Fällen würde man ohne Kenntnis des thatsächlichen Verlaufs unzweifelhaft zu falschen Schlüssen kommen.

Eine d r i t t e grosse Gruppe von Familiennamen hat ihren Ursprung in Bezeichnungen für Aemter, Würden, Handwerke und Beschäftigungen. Dass diese Namen sich in Geschlechtsnamen verwandelten, hat seinen Grund darin, dass viele Aemter und Würden erblich wurden, Handwerke und Beschäftigungen häufig thatsächlich vom Vater auf den Sohn forterbten. Von jenen nenne ich *Burggraf*, *Zoller*, *Schultheiss*, *Richter*, *Vogt*, *Vögtelin*, *Heimburger* (= Amtsbote, *preco*), *Dritzehn*, wahrscheinlich ein Mitglied der Dreizehner, der Strassburger Behörde, die das Auswärtige und das Kriegswesen unter sich hatte, *Spender* (lat. *Dispensator*), der Name eines bischöflichen Kassenbeamten, *Suner*, vermutlich ein richterlicher Beamter, *Stocker* oder *Stöcker*, eigentlich der Mann, der die Aufsicht über den Stock, das Gefängnis, führt, ähnlich *Twinger*, vielleicht auch *Fillemann*, was etwa den städtischen Folterer bedeuten könnte, aber auch den Mann bezeichnen kann, der die Fallgatter an den Thoren herablässt, ferner *Wachter*, *Schaffner*, *Horwer*, was einen Strassenreinigungsbeamten bezeichnet. Dann folgen *Ritter*, *Ritterlin*, *Junckherre* und *Waffler*, was dasselbe, nämlich Edelknecht, lat. *armiger*, bedeutet, *Knapp*, *Knechtelin*, *Vende* = Fusssoldat, Schütze, Armbruster, *Vener* = Fähndrich, schliesslich *Kellermann*, *Kuchinmeister*, *Küsterlin* und viele andere.

Sehr viel mannigfaltiger sind die Handwerksbezeichnungen, die Familiennamen geworden sind, weil wir einerseits eine sehr weitgehende Spezialisierung in den Namen der Handwerke,

andererseits verschiedene Mittel angewendet finden, dasselbe Handwerk zu bezeichnen. Man nennt den Handwerker nämlich auch nach seinem Handwerkszeug und nach seinem Produkt. So heisst ein Schuster sowohl *Sutter* (= *sutor*) oder *Schuhsuter*, als auch *Leist* oder *Leistemann*, ein Bäcker *Beck*, aber auch *Wissbretelin*, was der Name einer sehr angesehenen Familie geworden ist. Auch hier ist natürlich sehr oft der Name des Hauses auf den Bewohner übergegangen. So mochte etwa ein Schneider eine Schere an seinem Hause ausmeisseln lassen, wie man das an dem Hause Nikolausstaden 16 so hübsch sieht, und ein späterer Bewohner erhielt den Namen *Scher*. Von den hierher gehörigen Namen nenne ich nur einige weniger bekannte, z. B. *Pfützer*, was ich als Brunnenmacher von lat. *puteus* ableite, *Swertfeger*, *Buckeler* = *Schilt*, *Kugeler*, einer der *Gugeln* d. h. Mäntel macht, *Birer* und *Birmann* (Bierbrauer, Bierverkäufer), *Birmenter* = Pergamenter, *Wuchrer*, noch ohne den tadelnden Beigeschmack, *Decker*, ferner *Würt*, *Würtelin*, oder auch *Kandel* = Kanne, *Stouffe* = Becher, *Schenkbecher*, vielleicht gehört auch *Schoub* hierher, was einen Strohbund bedeutet, das Zeichen, dass es neuen Wein giebt, sodann *Smit*, *Smidelin*, *Blosbalg*, *Zengelin*, *Messerer*, *Kettener*, *Kessler*, *Bleier*, vielleicht auch *Haumesser* und *Ribisen*, dann *Wepfermann* = Gaukler, *Happenmacher*, ein Sichelmacher, *Kistner*, *Büchsener*, *Löffeler*, *Kübeler* und *Kübel*, *Stueler*, vielleicht auch *Stullecher*, einer der *Stullachan* d. h. Stuhlüberzüge macht; zum Fassgewerbe gehören die *Kiefer*, *Kufelin*, *Fässler*, *Fasszieher* und *Bareler*. Sehr alt ist die Familie *Zeideler* (= Bienenzüchter), ebenso die *Welker*, *Walker*, die *Fladerer* (= Kuchenbäcker), die *Wenner*, *Wanner* (= Wannenmacher), die *Salzmuter* (= Salzhändler) u. s. w. u. s. w. Leute, die etwas verkauften, wurden häufig mit Namen, die mit *-mann* zusammengesetzt sind, bezeichnet; so finden sich Familien *Oleimann*, heute *Ohlmann* (Oelhändler), ferner *Eisenmann*, *Kesemann*, *Essigmann*, *Louchmann*, *Holzmann*, aber auch Namen auf *-er*, wie *Ochsener*, *Krebser*, *Milcher*, *Boner*, *Krüter* (heute *Kräuter*), *Heniger* (= Honigverkäufer) u. s. w. *Körner* bedeutet wahrscheinlich den auf dem Kornmarkt die Aufsicht führenden Beamten; ein Kornverkäufer heisst *Kornkouf*, auch findet sich in Strassburg eine alte berühmte Familie *Virnekorn*, entsprechend den in andern Gegenden Deutschlands vorkommenden *Firnhaber*, *Altrogge*, *Oltrogge*. Der Name *Schott*, *Schottemann* bedeutet nicht etwa einen geborenen Schotten, dann wäre die Häufigkeit des Namens gerade im Elsass unerklärlich, sondern einen hausierenden Krämer; in früherer Zeit zogen nämlich gelegentlich Schotten als Hausierer herum, und diesen

Namen übertrug man dann auf alle Krämer. Auch der Humor kam hier zu seinem Rechte; so findet sich 1427 *Sifrit Surzapf, der Winsticher*, und *Adolf Smalriem, der Sattler*, 1587 *Bonifacius Hosbein, der Schneider*. Es bleiben freilich auch hier noch eine grosse Zahl von Deutungen ungewiss. *Stampf* heisst allerdings die Mörserkeule des Apothekers, *Spörlin* ein kleiner Sporn; man könnte daraus also auf einen Apotheker und auf einen Sporenmacher schliessen; aber kann jenes nicht ebensogut die Bezeichnung für einen kurzen dicken Menschen, dieses der Name eines mit seinen Sporen prunkenden Junkers sein? Es finden sich nämlich eine grosse Zahl ähnlicher Geschlechtsnamen, die nicht gut anders zu deuten sind, und damit kommen wir zu der

vierten und letzten grossen Gruppe von Familiennamen, zu derjenigen, die eine äussere oder innere Eigenschaft oder eine Gewohnheit andeuten. Zunächst finden sich die auch heute häufigen Adjektiva ziemlich oft: *Wiss, Schwarz, Hell, Blank, Braun, Roth, Vehe* (buntfarbig), *Klein, Gross, Stark, Stumpf, Doub* (taub), *Snell, Rich, Seltenrich*, (d. h. *an saelden*, Glück, *rich*), *Zart, Krumb, Schieck* (schief). *Halbgewachsen, Hallwachsen, Wunderlich, Gut, Wise, Kuen, Keck, Wild, Weidenlich* (jagdmässig, tüchtig), schliesslich *Seellose* (d. h. nicht auf das Heil seiner Seele bedacht), ein Name, der heute noch in der Seelosgasse fortlebt. Dann findet sich schon 1264 *Heinricus Dulcis et aridus*, deutsch wiedergegeben *Heinrich der Dürre und der Gute*, ein merkwürdiger Name, der seine Analogie in dem in Strassburg heute noch vorkommenden *Liebundgut* hat. Sehr früh treten auch schon Verkleinerungsformen von diesen Adjektiven auf, ein Zeichen, dass sie nicht mehr als solche empfunden wurden; so giebt es Familien *Blenkelin, Stumpfelin, Stolzelin, Rouchelin* (später *Reuchlin*) von rauh, auch *Schötterlin* vermutlich zu einem nur im Komparativ *schotter* vorkommenden Stamm, der «unordentlich gekleidet» bedeutet. Ferner Zusammensetzungen mit *-mann, Schönemann, Snelmann, Gutmann, Wisemann*, dann solche mit Vornamen: *Kleinhans, Fulhans, Langhans, Horbarth* = Schmutzbarthel, *Stolzenbolz, Trunkenbolz*. Hierher gehören die in Strassburg heute vorkommenden Namen *Böswillwald* (böser Willibald) und *Böshens* (böser Hans). Sehr früh kommen schon Eigenschaften bezeichnende Nomina agentis als Geschlechtsnamen vor, so *Tiuschere*, später *Däuscher, Wünscher, Spiser* = Speiser, *Süser* = Sauser, *Züser* = Zauser, *Rorer* = Brüller, *Reizer*, in einer lateinischen Urkunde mit *Provocator* wiedergegeben, *Knurzer*, vermutlich ein langsamer Arbeiter, heute dialektisch «*Knorzer*», ferner *Freveler, Treter* = Tänzer, *Zürner, Hiler*, vielleicht gleich Heuler,

Hozzeler = Schaukeler, dann die Namen zweier altberühmter Strassburger Familien, *Broger* = Prahler und *Beger* = Zänker, schliesslich *Taweler*, *Tauler*, *Taler* von *tawalon*, hinwelken, hinsterben. Auch *Scenterlin* wird in der Bedeutung «Schmäher» durch die Familiennamen *Scantmann* und *Scantvogel* bestätigt. Aehnlich sind *Held*, *Grossherre*, *Lappe*, was einen unordentlichen Menschen bezeichnet und auch in der Verbindung *Pfaffenlapp* als Familiennamen vorkommt. *Judenbreter*, der Name einer im 14. Jahrhundert blühenden Familie, mag wohl einen Antisemiten jener Zeit bedeuten. Auf innere oder äussere Eigenschaften wird auch durch mehr oder minder schmeichelhafte Vergleiche hingewiesen. So finden wir *Engel* und *Hellriegel*, das ist nämlich derjenige, der den Rückweg aus der Hölle versperrt, der Teufel, *Künig* und *Soldan* = Sultan, *Babst*, *Cardinal*, *Priol* = Prior, *Pfaff* und *Münch*. Bei dem Namen *Jude*, der sich öfter und nicht nur in Strassburg als Familiennamen von Christen findet, kann man entweder an einen getauften Juden oder an einen irgendwie einem Juden ähnlichen Menschen denken.

Von ganz besonderem Interesse scheinen mir einige wenige Namen litterarischen Ursprungs, die man Leuten gab, die irgendwie an Personen der Dichtung erinnerten. So nannte man *Tristan* vermutlich einen Menschen, den man heute als *Don Juan* bezeichnen würde. Z. B. heisst ein Strassburger Bürger im 14. Jahrhundert *Johannes Tristan*, und schon früher giebt es eine Familie *Parsival* uud ein sehr zahlreiches Geschlecht *Hogier*, *Hoyer* nach der Persönlichkeit aus dem Sagenkreise Karls des Grossen benannt, die wir als Herrn *Holger* aus *Dänemark* kennen. Auch Familiennamen wie *Viviantz* und *Durand*, die an die Helden mehrerer altfranzösischer Epen, übrigens auch an den Namen der Zauberin *Viviune* und an den von Rolands Schwert *Durandarte* anklingen, möchte ich hier anführen. Wie beliebt diese Epik französischen Ursprungs im Elsass war, beweist der Umstand, dass in dem Geschlechte der Rappoltsteiner Grafen sich mehrfach der durch Wolframs Parsifal bekannte Vorname *Herzeloyde* findet. An die Bekanntschaft mit dem deutschen Sagenkreise erinnert der Name *Nibelung*, *Nebelung* und ein *Dieterich*, dem jedenfalls in Erinnerung an den grossen Ostgotenkönig der Name *Amelung* als Familienname beigefügt worden ist.

Wenn wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu den Eigenschaftsnamen zurückkehren, so sind ferner eine Menge Tiernamen zu erwähnen. So finden wir als Familiennamen *Igel*, *Wölflin*, *Snecke*, *Floh*, lat. *Pulex* schon in einer Urkunde von 1233: *Wernherus Pulex*, ferner *Dunghase*, was vermut-

lich ein Kaninchen bedeutet, *Kuse* = *Kuose*, Schaf, *Swarber*, wohl gleich Sperber, *Kage* = *chaha*, Krähe. — Einfache und zusammengesetzte Abstrakte sind als Familiennamen schon sehr alt z. B. *Kumber*, *Senfteleben*, *Schade*. *Nachtschade*, wobei ich an die Familie *Landschaden von Neckarsteinach* erinnere. Ein *Fridericus Kleinegedanc* kommt schon 1211 vor; der Name will kein Tadel sein, sondern bezeichnet lobend denjenigen, der feine Gedanken hat. Dazu *Zorn*, *Sturm*, *Streit*, *Krieg* und das gleichbedeutende *Urliuge*, *Angest*, *Brand* und *Brendelin*, schliesslich *Dummermut* und *Irregang*, vielleicht ein Satzname = «hemme den Gang». Auf körperliche Besonderheiten deuten *Kroph*, *Naso*, *Schenkel*, *Köpfel*, *Judenkopf*, *Pfohlhoubet*, *Kabushoubet* = Kohlkopf — 1315 verbürgt sich für *Johannes*, *Sohn des Johannes Kabushoubet*, *Johannes*, *Sohn des verstorbenen Heringhoubet* — ferner, *Katzenor*, *Krumbefuss*, *Feistpacke* = Dickback, vielleicht auch *Blosbalg* und *Pfiler*, von welcher Familie ein Angehöriger 1332 sogar *Pfoste Pfiler* genannt wird. Auf Eigenheiten der Kleidung beziehen sich Familiennamen wie *Gimpel*, der Name eines Frauenkopfputzes, *Schoubinhut* = Strohhut, *Spitzhut* und ähnliche.

Viele Namen schliesslich deuten auf gute oder schlechte Gewohnheiten. Z. B. *Baldesse*, was mit *Manesse*, dem Namen des Zürcher Geschlechts, der Menschenfresser bedeutet, in Vergleich zu stellen ist, und manche andere. Vor allem kommen hier die Imperativ- oder Satznamen in Betracht, die ich hier im Zusammenhang aufzählen will, soweit sie mir vorgekommen sind. Sie sind meist humoristischer Natur und gewähren einen Einblick in die fröhliche Lebenslust, die in den Städten des 14. und 15. Jahrhunderts herrschte. Da finden wir in der Kalbsgasse einen Schuhmacher, *Hans Kumme noch hie nacht* = komme noch heut nacht, eine Redensart, mit der er wohl seine Kunden häufig vertröstet haben mag; auf dem Rossmarkt, heute Broglieplatz Nr. 1, wohnte 1555 der Hufschmied *Diebold Spring in die Schmid*, ein Name, der nicht nur in Strassburg vorkommt, 1587 am Schiffleutstaden Nr. 4 der Wirth *Elias Sparschuh*, der wahrscheinlich viel barfuss herumlief, 1466 in der Langen Strasse der Schmied *Schenk und drink*, ein paar Häuser davon 1587 ebenfalls ein Schmied, Namens *Heinrich Mornhinweg* = Morgen hinweg, ein Name, der im Badischen und Württembergischen heute noch vorkommt, 1427 in der Weissturmstrasse 24 der Bäcker *Schür-die-Geiss* (= Schier, Schere die Geiss). Der Name *Schenkbecher*, jedenfalls ursprünglich der eines Wirts, jetzt durch eine grosse Stiftung hier wohlbekannt, ist ein Satzname, ebenso *Zuckeswert*, *Zuckschwert* und *Zuckemantel*, *Zuckmantel*, von denen jener «*Zücke das*

Schwert» bedeutet, dieser erklärt wird: «*Raube den Mantel*», sodann *Gerathewohl, Gradwohl, Habelützel*, d. h. «Habe wenig», wozu *Habenichts* zu vergleichen, sowie *Schüttenüt*, etwa «Verschütte nichts», vermutlich auch ein Wirtsname. Ausser *Mornhinweg* sind noch einige Namen ohne Verbalformen zu nennen, die zu den Satznamen zählen: 1466 finden wir einen Schuster *Hans Durchdenwind* in der Langen Strasse und einen Weber *Hans Umbundumb* am alten Weinmarkt. Diese Namen sind nicht so selten wie man glauben könnte; in Strassburg haben wir gegenwärtig beispielsweise *Sengenwald* = Senge den Wald, *Haunschild* = Hau den Schild, *Redslob* = Rede das Lob, *Streisguth* = Streu das Gut, ein Name für einen allzu Freigebigen, *Küsswieder*, dessen heutige hübsche Form allerdings aus der älteren: *Kiesewetter*, d. h. «Siehe nach dem Wetter» umgestaltet ist.

Wenn wir nun nach dieser Gruppierung, bei der ja noch sehr vieles in der Etymologie und in der Deutung zweifelhaft und unaufgeklärt bleibt, die Familiennamen im ganzen überblicken, so lässt sich für Strassburg chronologisch etwa folgendes feststellen. Im 12. Jahrhundert beginnt die Bildung der Familiennamen bei dem städtischen Patriziat, um 1500 ist diese Entwicklung abgeschlossen, sie hat somit fast 400 Jahre gedauert. Den Anstoss gab die wirtschaftliche Umwälzung, die das Entstehen und Aufblühen der Städte zur Folge hat. Die ältesten Familiennamen sind nach Ausweis der Strassburger Urkunden diejenigen, die die Herkunft oder die Wohnung, und diejenigen, welche Eigenschaften bezeichnen. Im 13. Jahrhundert werden dann die patronymischen Bildungen fest, d. h. die aus alten Personennamen gebildeten Geschlechtsnamen. Im 14. Jahrhundert werden die Bezeichnungen von Aemtern und Würden, im 15. endlich die Handwerksnamen zu Familiennamen. Im Jahre 1427 heisst es meist noch *Günther der Brotbeck, Simond der Wirt, Brünle der Wagner*, 1466 dagegen giebt es schon Handwerker, die ein anderes Handwerk treiben, als ihr Name besagt, z. B. *Erhart Glaser*, Hutmacher, *Hans Decker*, Schmied u. s. w., der beste Beweis, dass der Name nicht mehr als Appellativum empfunden wurde. Die Entstehung der humoristischen Familiennamen fällt ebenfalls in das 14. und 15. Jahrhundert; sie gewähren uns einen Einblick in die Gedankenwelt der 1332 zur Teilname am Stadtregiment gelangten unteren Schichten der Bevölkerung, über deren Innenleben wir sonst nicht allzuviel wissen.

Doch auch andere Schlüsse können wir aus unserem Namenmaterial ziehen. Die massenhaften Herkunftsnamen geben einen Begriff von der Stammesangehörigkeit des Zuzugs, der

für die mittelalterlichen Städte unentbehrlich war, weil ihre Sterblichkeit der Regel nach grösser war als die Vermehrung durch Geburten. Strassburg hatte sogar bis 1790 keinen Ueberschuss der Geburten über die Sterbefälle, und erst seit 1860 ist die Vermehrung durch Geburten ständig geworden. — Nach der Stammesangehörigkeit macht nun die Bevölkerung des mittelalterlichen Strassburg einen sehr geschlossenen Eindruck; die meisten Zuwanderer stellt nach Ausweis der Familiennamen das Elsass, soweit es im Strassburger Bistum lag, d. h. also das heutige Unterelsass, dann folgen die rechtsrheinischen Gebiete des Bistums, aus denen beispielsweise *Lahr*, *Gengenbach*, *Offenburg*, Zuzug liefern, dann das alte Herzogtum Schwaben oder Allemannien in seinem ganzen Umfange, und zwar so, dass das heutige Württemberg und das bayrische Schwaben, die Schweiz und das Oberelsass etwa gleichmässig beteiligt sind. Wenig zahlreich sind die von weiterher stammenden Bürger; aus Lothringen stammen dem Namen nach, die von *Saarburg*, die von *Bitsch*, die *Marsilius;* 1265 wird sogar ein Welscher aus Metz, *Colin dictus Blanzart de Meti*, als Strassburger Bürger erwähnt; aus dem übrigen Rheinland abwärts vom Elsass werden Weissenburg, Speyer, einmal auch Köln schon in früher Zeit in Familiennamen als Geburtsorte von Strassburger Bürgern genannt. Aber alles in allem zeigt Strassburg auch hier, dass es das Haupt des Herzogtums Allemannien, wie es einmal im 11. Jahrhundert genannt wird, war. Die lautlichen Formen der übrigen Eigennamen bestätigen dieses Resultat vollkommen; es findet sich bis zum Jahre 1500 kaum ein Name, (s. o. *Hennicken*), der lautlich als nichtallemannisch ausgesprochen werden könnte.

So ist es in der späteren Zeit im ganzen auch geblieben. Die Unruhe der Reformationszeit hat bei der grossen Weitherzigkeit des den Strassburger Rat damals beherrschenden Jakob Sturm allerlei Leute, darunter auch viele welsche Kalvinisten nach Strassburg getrieben; aber die Unduldsamkeit der späteren Leiter des hiesigen Kirchenwesens hat diese und viele andere Elemente wieder ausgestossen. Strassburg, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Aufflug zu einer wirklichen Grossstadt, die nicht bloss Deutsche aller Stämme, sondern auch Ausländer aller Art zu ihren Bürgern zählte, genommen hatte, sank wieder zu einer südwestdeutschen Provinzialstadt herab. Die politischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts waren nicht dazu angethan, dies zu bessern. Selbst durch die französische Eroberung wurde die Zusammensetzung der Strassburger Bevölkerung wenig geändert; die Stadtregierung blieb in den alten Formen bestehen. 1687 führte Ludwig XIV., um den Einfluss der durchweg protestantischen Familien, in deren

Händen die städtischen Aemter bis 1681 gelegen hatten, zu brechen, die Alternative ein, d. h. er bestimmte, dass künftighin alle Aemter abwechselnd von Protestanten und Katholiken bekleidet werden sollten. Aber selbst diese einschneidende Massregel führte weniger französische Elemente als Einwanderer aus den katholischen links- und rechtsrheinischen Gebieten deutscher Zunge in die Stadt. Natürlich stellten sich allmählich auch Franzosen ein, Beamte, Offiziere und katholische Geistlichkeit, namentlich seit dem Jahre 1702, wo ein *Rohan* Bischof von Strassburg wurde. Aber im ganzen blieb das alte Strassburg bis zur Revolution seinem Charakter nach eine vollkommen deutsche Stadt. Erst durch diese wird die Selbstverwaltung Strassburgs beseitigt und die Stadt, die wie das ganze Elsass bis dahin zum thatsächlichen Ausland, *Étranger effectif*, gehört hatte, dem französischen Staate einverleibt und eine Gemeinde Frankreichs wie *Bordeaux* und *Grenoble*. Aber selbst in der Zeit von 1789 bis 1870 war die Einwanderung von jenseits des Rheines stärker als die von jenseits der Vogesen. Aus der Volkszählung von 1866 ergab sich, dass 10 % der Bevölkerung Strassburgs Angehörige deutscher Bundesstaaten waren; ein weiterer nicht unbedeutender Teil der eingewanderten Deutschen hatte die französische Staatsangehörigkeit erworben. Darin findet die vielen Leuten überraschende Thatsache, dass die Eltern oder die Grosseltern vieler sogenannter Altstrassburger rechts des Rheins geboren sind, ihre Bestätigung. Immerhin hatte es der nach Ausweis der Namen französische Bevölkerungsteil gegen Ende der französischen Herrschaft zu etwa $^1/_5$ der Gesamtbevölkerung Strassburgs gebracht. Denn 1854 zählte man 19,2 % französische und 79,1 % deutsche, 1860 21,6 % französische neben 76,5 % deutschen Namen. Doch waren hier natürlich Beamte und Offiziere mitgezählt, die nicht als bodenständig anzusehen sind. Durch die Vereinigung Strassburgs mit dem deutschen Reich ist hier mit einem Schlag eine grosse Veränderung eingetreten. Eine Zusammenstellung vom Jahre 1884 weist nur noch 7,2 % französische gegen 88,9 % deutsche Namen auf, und bei der sehr starken Vermehrung der hiesigen Bevölkerung, zu der Personen mit französischen Namen als Einwanderer wohl nur sehr wenig beitragen werden, sind diese in der Prozentzahl jedenfalls noch bedeutend — nach einer oberflächlichen Berechnung auf etwa 5 % — zurückgegangen. Anders ausgedrückt heisst das: in der Zeit von 1681 bis 1898 hat die Bevölkerung Strassburgs mit deutschen Namen eine Schwankung durchgemacht, die von, sagen wir, 100 % im erstgenannten Jahre auf etwa 75 % im Jahre 1870 hinab- und seitdem auf 92 % wieder hinaufgeführt hat.

Fragen wir nun — und damit kehren wir zu unserem Gegenstand zurück — ob sich aus den Namen der Bevölkerung von heute, verglichen mit denen der Bewohner des mittelalterlichen Strassburgs etwas für die Bevölkerungsbewegung im Laufe der letzten sechs oder sieben Jahrhunderte schliessen lässt, so ist festzustellen, dass trotz aller Umwälzungen ein verhältnismässig grosser Teil alter Namen sich erhalten hat, und nicht bloss die allergewöhnlichsten, sondern Namen wie *Zuckschwert*, *Armbruster*, *Matern*, *Pfützer*, *Krebser*, *Süser*, *Strinz*, *Winling* u. s. w. Aber wenn diese Beispiele auch nicht viel beweisen sollten, so wird jeder, der sich in die Lektüre des Strassburger Adressbuches vertieft und mit der mittelalterlichen Namenwelt Strassburgs vertraut ist, doch den bestimmten Eindruck haben, dass wir zwar ein gutes Teil Namen nicht bloss nord- und ostdeutschen, sondern auch romanischen, slavischen und hebräischen Ursprungs haben, daneben aber — und zwar gerade in den unteren Schichten — eine grosse Mehrzahl von Namen, die ganz denselben Gedankenkreisen entstammen, wie jene des Mittelalters.

Diese Erscheinung ist ein neuer Beweis für den Satz, dass durch politische Umwälzungen die grosse Masse der Bevölkerung fast nicht berührt, sondern in erster Linie die leitenden Klassen betroffen worden, einen Satz, der sich für Strassburg auch historisch belegen lässt. Nach der Besiegung des Bischofs durch die Strassburger Bürger im Jahre 1262 scheiden die bischöflichen Ministerialen fast sämtlich aus der Verwaltung der Stadt aus und ziehen zum grossen Teile aufs Land; es bildet sich ein städtisches Patriziat vermutlich altfreien Ursprungs, das, durch Handel reich geworden, sich ganz ähnlich gebärdet, wie die freie Ritterschaft auf dem Lande. Die Umwälzungen des 14. Jahrhunderts drängen auch dieses zurück und der Dachsteiner Krieg 1419—1422, dessen Ergebnis diese Patrizier vor die Frage stellt, entweder ihre ritterliche und reichsrechtliche Stellung oder ihr Bürgerrecht aufzugeben, treibt viele aus der Stadt. Das nunmehrige Patriziat ist ein rein bürgerliches Amts- und Bildungspatriziat. Das Jahr 1681 veranlasst etwa 300 der besten Familien der Stadt auszuwandern, und im vorigen Jahrhundert finden wir viele Strassburger als Beamte im Dienste deutscher Fürsten. So kommt es, dass von den Familien, die in unserem Jahrhundert in Strassburg im Vordergrunde stehen oder standen, soweit überhaupt von solchen die Rede sein kann, vor 200 Jahren kaum eine genannt wird.

IX.

Die Deminution
in der hanauischen Mundart.

Von

Dr. med. Kassel
in Hochfelden.

In dem Umfange, der im vorliegenden Aufsatze dargestellt werden soll, kommt die Verkleinerungsform in dem grössten Teile des Unter-Elsass vor, nämlich in der Gegend, welche ungefähr begrenzt ist durch die Nordgrenzen der Kantone Sulz u. W. und Wörth nach Norden, den Rhein nach Osten, die Vogesen nach Westen, die Gegend von Barr und Erstein nach Süden. Dieses Gebiet entspricht im Grossen und Ganzen der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Nach der Pfalz zu ist die Verkleinerungsform viel seltener. Ueber Lothringen und die südlichen Striche des Elsass besitze ich keine genaue Kenntnis, jedoch ist es wohl sicher, dass auch in diesen Teilen unseres Landes das Deminutivum ebenso verbreitet ist.

Da es hier weniger auf die genaue Aussprache als auf die sprachgesetzliche Seite ankommt, sind die Beispiele nach dem Sinn und dem Sprachgebrauche der hanauischen Mundart gewählt, die Schreibweise ist jedoch möglichst an das Hochdeutsche angelehnt, so dass die Beispiele auch für die verwandten Mundarten der Stadt Strassburg, des Kochersberges und des Ackerlands zutreffen.

Die hanauische Mundart hat dieselbe Neigung zu deminuieren, wie eine Reihe anderer deutscher Mundarten, und dieses

Bestreben kann man mit Recht als ein charakteristisches Merkmal der deutschen Gesamtsprache gegenüber allen anderen Sprachen bezeichnen, so verschieden auch die Sprachmittel zum Deminuieren sind. Auch das Hochdeutsche besitzt die Fähigkeit zu deminuieren. Jedoch dürfte die hanauische und im weiteren Sinne die elsässische Mundart diejenige sein, welche vor allen anderen Mundarten dem Deminutivum den weitesten Eingang gewährt hat. Der Hanauer deminuiert noch häufiger als der Schwabe, der Oberbayer, der Oesterreicher, der Schweizer, die doch wahrlich mit der Verkleinerungsform nicht kargen, häufiger auch als der Holländer und der Westfale, welche geradezu im Deminutivum schwelgen. Denn die hanauische Mundart ist im Stande, nicht nur Hauptwörter, sondern auch Eigenschaftswörter, Zeitwörter, Fürwörter, Umstandswörter, kurz sozusagen alle Wortgebilde zu deminuieren.

Während nun das Hochdeutsche zwei Verkleinerungssilben, -chen und -lein besitzt, haben wir im Hanauischen nur ein einziges Gebilde, welches der Deminution dient. Es ist die Silbe *-le* mit ihren Varianten *-(e)l* und *-ele*, die dem mittelhochdeutschen und dem Luther'schen -(e)lîn entspricht und jedenfalls dem lateinischen -ul(us) verwandt ist.

Aber nicht jedes *l* in der Mundart ist als Verkleinerungsform anzusehen, obwohl es manchmal den Anschein hat. Viele *l* erweisen sich bei näherer Betrachtung als Konsonantenwechsel = n. Solche Wörter sind z. B. *Waisel-* in *Waiselkind, -bue, -hüs, -maide; Mittle* = Mitt(en)e; *laigle* leugnen; *rängliere* (frz. régner).

Was zunächst die g r a m m a t i k a l i s c h e S e i t e des Stoffes betrifft, so ist vor allem festzustellen, dass das Deminutiv = *el*, wie Lienhart in seiner Dissertation[1] treffend sagt, auf den wandelbaren Vokal der vorhergehenden Silbe umlautend zurückwirkt. So wird *Hüs — Hisel, Wáuje — Wäjel, Pistol — Pistälele, krache — krächle, staiwe* (stäuben) — *stíwle.* Auf die Abstammung des Wortes kommt es hierbei nicht an. So heisst es *Vorthel* (Vortēil) — *Vörthele, Hampfel* (Hand voll) — *Hämpfele,* nicht *Händel voll, Mumpfel* (Mund voll) — *Mümpfele,* nicht *Mündel voll.*

Im Uebrigen erfolgt die Deminution bei Substantiven so, dass Substantive, die auf einen Konsonanten endigen, *-el* anhängen: *Schóf — Schéfel.* Zur Bezeichnung des Niedlichen, besonders in der Kindersprache (worüber weiter unten speziell), dient ausserdem als Koseform die Endung *-ele*: *Schóf — Schéfele.*

---

[1] Lienhart, Laut- und Flexionslehre des mittleren Zornthals; Strassburg, Trübner 1891, p. 52.

Substantive, die auf *-er* endigen, deminuieren durch Anhängen von *-le: Messer — Messerle*. Eine besondere Koseform besteht hier nicht.

Substantiva, die auf ein unbetontes *-el* auslauten, deminuieren durch Anhängen eines einfachen *-e*, so dass die Gesamtendung *-ele* entsteht: *Sâwel — Sâwele, Michel — Michele.*

Alle anderen auf *-l* auslautenden Substantiva deminuieren durch Anhängen von *ele: Mül — Milele, Kamisôl — Kamisälele, Mischêl* (französische Aussprache) — *Mischêlele*. Es sind dies entweder einsilbige Wörter oder solche, die die letzte Silbe betonen, letztere sämtlich Fremdwörter.

Substantiva, die auf ein unbetontes *-e* endigen, hängen einfach *-l* an: *Gârte — Gärtel*. Substantive auf *-i* verwandeln dieses *-i* ohne Rücksicht auf seine Herkunft in *-jele: Rätti — Rättjele, Teppi — Teppjele, Bäri* (Berg) — *Bärjele, Säri* (eine Art Reisedecke) — *Särjele, Kaffi — Kaffjele* (Kindersprache), *Mari — Marjele*.

Substantive, die auf einen Diphthong (*ei, ai, äi, au*) auslauten, hängen *-el* an: *Gebei* (Gebäude) — *Gebeiel, Papegai — Papegaiel, Stäi* (Stiege) — *Stäiel, Hau* (Haue = Hacke) — *Haiel*. Nebenbei ist die Koseform auf *-ele* im Gebrauch.

Von Substantiven, die auf einen anderen Vokal endigen, kommen bloss Eigennamen in Betracht und zwar durchgehends französische, welche auch von Leuten, die des Französischen unkundig sind, französisch ausgesprochen werden. Sie deminuieren durch Einschieben von *-k-* zwischen den Stamm und die Endung *-ele*, also durch Anhängen von *-kele* mit scharfer Betonung des Endvokals: Marie*kele*, Octavie*kele*, Eugénie*kele*, Valérie*kele*, Amélie*kele*, Virginie*kele*, Maria*kele*, Anna*kele*, Rosa*kele*, René*kele*, Léon*kele*, Armand*kele*. Vereinzelt steht Anna*jele* neben Anna*kele*.

Um nun auf die Verbreitung und die Bedeutung des Deminutivum überzugehen, so zeigt es sich, dass hier eine grosse Mannigfaltigkeit herrscht. Besonders ist die Verkleinerungsform im Sprachschatz wie im Sprachgebrauch am häufigsten beim Substantivum. Da bezeichnet sie zunächst das Kleine, das räumlich oder zeitlich Begrenzte.

Namentlich huldigt ein grosses Gebiet mit Vorliebe dem Deminutivum, nämlich das poesieumwobene Blumenreich, welches im Volksleben eine so wichtige Rolle spielt. Es giebt nicht viele Blumen, die nicht vorwiegend oder ausschliesslich im Deminutivum genannt würden: *Balsaminle, Gänsbliemle, Käthrinerösle, Jiljele* (Lilie), *Pfingstenäjele, Ritterspörnle, Schneeglöckle, Vergissmeinnichtle*. Manche erhalten eben durch die Verkleinerungsform ihre Bezeichnung als Blumen: *Bluetströpfle*,

Dreifaltigkeitle, *Hahnekridle*, *Häsemilele*, *Himmelschlüssele*, *Holzschiejle*, *Kapezinerle*. Fremden Ursprungs sind *Arikele* und *Arunkele*, ersteres vom lateinischen Primula auricula, letzteres vom lateinischen Ranunculus. Beide haben also die lateinische Deminutivendung direkt in die elsässische umgewandelt.

Auch Obstarten und andere Erzeugnisse des Gartens werden häufig im Deminutiv gebraucht, so *Heubierle*, *Dapiäpfele* (frz. pommes d'Api), *Kwätschle*, davon *Kwätschelbrändewin*, — *Aernepflimle*, ferner *grieni Erbsle*, *Rättjele* (Radieschen), letzteres zum Unterschied von *Rätti*, grosse Rettige.

Sodann stehen die Bezeichnungen für das im Elsass so beliebte kleine Gebäck meistens in der Verkleinerungsform : *Aenesbrödle*, *Biskewitle*, *Hirzhörnle*, *Pfittele*, *Riple* (Räupchen), *Schwowebrödle* u. a. m. Auch *Krachle*, in Butter geröstete kleine Brodstücke, welche beim Zerbeissen «krachen», gehört hierher.

Aber die hanauische Mundart geht weiter als das Hochdeutsche. Sie bildet zur Bezeichnung des Kleinen, Geringen, Kurzdauernden, Wörter, die im Hochdeutschen nur schwermöglich oder undenkbar wären, denen aber die sprachliche Zweckmässigkeit nicht abgesprochen werden kann. Auch im Hochdeutschen sagt man beispielsweise ein Spielchen, Schläfchen, Geschäftchen, ferner ein Bankeröttchen, Demonstratiönchen u. ähnl. Viel häufiger sind derartige Deminutionen im Elsässischen. Man sagt z. B. *e Pfündel Fleisch*, *e Spaziergängel*, *Hüestel*, *Pöstel* und *Depeschel*, (Postkarren) *Jägdel*, *Tribel* (Trieb = Treibjagd), *Räjele* (Regen), *Fällele* (Falle), *e Nixele*, eine nichts vorstellende, unscheinbare Person, *e Dreckele*, eine Kleinigkeit (in wegwerfendem Sinn), *e Höftel* (Hof, Gehöft), *e Gebeiel* (Gebäude), *e Märikel* (eine Mark Geld).

Der Ausdruck der Zuneigung und des Vertrauens liegt in *Herrgöttel*, kleiner Herrgott, sehr beliebter Mann, *s Dökterle*, der liebe kleine Doktor und besonders in *Männel* als Anrede unter intimen Freunden, z. B. *horich*, *Männel*, *ich will der ebs säuje*. Die also bezeichneten Personen brauchen durchaus nicht klein zu sein, es können Riesen von Gestalt vorstellen. Aehnlich sagt man im Niederdeutschen «lüttje Mann» und im Französischen «ma petite femme», wo von kleinen Leuten keine Rede ist.

Ferner drückt das Deminutiv die Geringschätzung, das Verächtliche aus in Wörtern wie *e Mêrel* (franz. maire, Bürgermeister), *e Schüelmeisterle*, *e Schüehmächerle*, *Schniderle* u. s. w. In diesem Sinne ist folgendes Sprichwort geläufig : *mer geht nit züem Schmittel*, *mer geht züem Schmitt*,

d. h. man geht nicht zum minderwertigen Arbeiter (Kurpfuscher etc.), sondern gleich zu einem rechten Mann. Auch *Früchtel* (hochdeutsch: ein schönes Früchtchen), ***Lasterle*** und ***Musterle***, letzteres ironisch, gehören hierher. Andererseits dient das Deminutiv wieder zur Milderung in ***Lümpel*** (kleiner Lump, Trinker) und *Wackesle*.

Auch abstrakte Begriffe werden ohne Scheu der Verkleinerungsform unterworfen. Man sagt z. B. ***Augesblickel***, ***Anschlägel***, *Gelüstel*, *Künstel* u. a. m.

Mit dem Begriff des Kleinen ist eng verwandt das N i e d l i c h e , das L i e b l i c h e , H ü b s c h e , A n g e n e h m e und daher den Sinnen Wohlgefällige. So kommt es, dass viele Kleidungs- und Trachtstücke in der Verkleinerungsform stehen, ohne dass sie gerade klein zu sein brauchen, z. B. ***Halschtiechel***, *Nackmäntele*, *Wämstel*. *Wandfürtiechel*, ferner von französischer Herkunft *Krawättel*, *Gämpel* (guimpe), ***Westel*** u. a. Von kleineren Gegenständen, z. B. ***Fischgränle***, Fischgräten (Aermelschmuck), ***Plättelbortle***, mit Plättchen versehene Borten (Schmuck des Vorsteckers), ***Fländerle***, Spitzen aus Flandern, ist das wohl selbstverständlich.

Ferner werden die Namen von Speisen häufig als Ausdruck des Angenehmen, Wohlschmeckenden in die Verkleinerungsform gesetzt, so ***e güets Süppel***, ***Gemüsel***, ***Salätel***, ***Serwilasalätel***, ***Griespäppel***, ***Eiermiesel***. Aehnlich hochdeutsch: ein Weinchen!

Sodann gehören hierher die Namen einiger Kinderspiele, z. B. *Nüssles* (oder *Nüsslis*), *Rinkeschläpplis*, ***Rösslis***, ***Reiflis***, ***Saldätlis***, *Nochläuferles*, ***Stützeböckele*** und viele andere.

Wie weit die Verkleinerungsform verbreitet ist und wie sehr sie im täglichen Gebrauche verarbeitet wurde, erhellt am Besten aus der grossen Zahl der Wörter, welche in der Verkleinerungsform eine b e s o n d e r e , von dem ursprünglichen Worte mehr oder weniger a b w e i c h e n d e B e d e u t u n g erhalten haben.

Es seien zunächst mehrere genannt, welche H a u s u n d H o f betreffen: *Garte*, nur in den Zusammensetzungen *Obstgarte*, *Grasgarte* u. ähnl. gebraucht; *Gärtel* ist dagegen der wöhnliche Ausdruck für Blumen- und Gemüsegarten. ***Glück***, Henne, welche Junge hat; *Glickel*, Küchlein. *Hau*, Feldhacke; *Haiel*, Gartenhacke. *Hurd*, Horde, grosses hölzernes Geflecht zum Trocknen des Hopfens oder zum Aufbewahren der Aepfel im Keller; *Hürdel*, kleines Geflecht znm Aufbewahren der Nüsse oder zum Dörren des Obstes auf dem Speicher. *Kapeziner*, Kapuziner; *Kapezinerle*, Kapuzinerkresse (tropaeolum majus L.). *Katz*, Katze; *Kätzel*, neben Kätzchen im

eigentlichen Sinne: Blütenstand der Weide, Wallnuss, Buche, Pappel, Eiche. *Korb*, grosser Bauernkorb mit 2 Griffen; *Körwel*, Arm- oder Handkorb. *Krüej*, Krug im Allgemeinen und *Krüch*, Wasserkrug; *Kriejel*, Weinkrügel. *Kütsch*, Kutsche; *Kitschel*, Kinderwägelchen; *d Kitschle*, das Carussel. *Latz*, Latz, Schlitz, übertragen: dummer Mensch; *Lätschel*, Lätzchen der Kinder zum Vorbinden beim Essen. *Líb*, Leib, Bauch; *Líwel*, Corsett. *Thor*, das grosse Hofthor; *Thärel*, Seiten- oder Hinterthür. *Wáuje*, Bauernwagen mit Deichsel; *Wäjel*, desgl. mit Scheere. *Wann*, Fruchtwanne; *Wännel*, Küchenwanne.

Die Küche gehen u. A. die folgenden Wörter an: *Büsche*, die Stelle am Kopf, wo die Zöpfe beginnen; *Bischel*, gepolstertes Stück Zeug zum Anfassen heisser Gegenstände. *Briej*, Brühe; *Brêjel*, Schlachtsuppe. *Glas*, Glas; *Gläsel*, auch ein Gläschen Branntwein (frz. un petit verre). *Kachel*, Kachel, Schüssel; *d Kächele*, auch die Isolatoren der Telegraphenstangen. *Knopf*, Knopf, Knoten; *Knöpfel*, die bekannte Mehlspeise, Knödel, Klösse. *Küeche*, Kuchen im Allgemeinen; *Kiechel*, Fastnachtsküchel. *Náujel*, Nagel; *Näjele*, Gewürznelke. *Niere*, Menschen- oder Kalbsniere; *Nierel*, Schweins-, auch wohl Hasenniere als Speise. *Profit*, Gewinn; *Profittel*, Lichtstockaufsatz mit einem Stachel zur Befestigung kleiner Kerzenstummel. *Ripp*, Menschen- oder andere Rippe, auch böse Frau; *Rippel*, Schweinerippchen als Speise.

Ins Feld führen uns nachstehende Wörter: *Burne*, Born, Brunnen; *Bürnele*, Quelle. *Fír*, Feuer; *Fírel*, Irrlicht. *Grawe*, Graben; *Gräwel*, Strassenrinne. *Krüt*, Kraut; *Krittel*, Heilpflanze. *Pupp*, Puppe; *Püppel*, auch Kolbenscheide des Welschkorns, ferner die zur Ablieferung in ein Bündelchen vereinigten Tabaksblätter. *Strick*, Strick, ungezogener Mensch; *Strickel*, Hasenschlinge.

Der Heilkunde gehören an: *Bein*, Bein; *Beinel*, Knochensplitter. *Brief*, Brief; *Briefel*, abgetheiltes Arzneipulver. *Gawel*, Gabel; *Gäwele*, Weinranke; *üwer s Gäwele lüeje*, schielen. *Pulver*, Pulver; *Pülverle*, abgetheiltes Arzneipulver. *Kranz*, Kranz; *Kränzel*, Pessar.

Ausdrücke allgemeiner Art sind diese: *Dach*, Dach; *Dächel*, auch Schirm der Mütze. *Gsetz*, Gesetz und *Gsatz*, religiöse Vorschrift; *Gsetzel*, Absatz, Strophe. *Kamerad*, Kamerad; *Kamerädel*, Gespielin. *Kapp*, Kappe; *Käppel*, auch Zündhütchen. *Kopf*, Kopf; *Kopfele*, eigensinniger Mensch; *Köpfel* und *Briefköpfel*, Briefmarke. *Kracher*, Kuss, altmodisch gekleideter Mann, Wagen, Nussknacker, eine Art Kinderspielzeug; *Krächerle*, in Butter hart geröstete Brodstückchen. *Ring*,

Rinke, Ring; *Ringel*, Kreis. Endlich gehört auch hierher *Finger*, Finger; *Fingerle* (jüd.), Fingerring.

Eine weitere, nicht minder grosse Zahl von Hauptwörtern ist blos in der Verkleinerungsform gebräuchlich. Die Empfindung des Volkes, dass es sich hier um deminuierte Wörter handelt, ist durchweg verloren gegangen. Es geht dies daraus hervor, dass sie noch weiter nach den Lautgesetzen verkleinerungsfähig sind, besonders aber daraus, dass etwa ein Dutzend derselben das männliche oder weibliche Geschlecht angenommen hat.

Es folgen zunächst die sächlichen Wörter und zwar zuerst die, welche in ursprünglicher Form auch dem Hochdeutschen angehören. *Batzel* (Batzen), Geldstück (scherzhaft und Kdspr.); *Gäckele* (Geck), einfältiges Mädchen; *Krischkingel*, Christkind; *Kîfitzel* Kiebitz; *Rimel* (Reim), gereimter Spruch; *Rîsel* (Reuse), Hühnerreuse; *Schwälmel*, Schwalbe; *Ziesel*, Zeisig, kleines verdriessliches Mädchen; *Zickel* (Zicke), junge Ziege.

Von hochdeutschen Wurzeln frei gebildet sind folgende Wörter: *Einspännel* und *Vierspännel*, bewegliches Querholz hinten am Bauernwagen, zum Einspannen des oder der Pferde; *Gäffele*, einfältiges Mädchen; *Schmüerel*, Schmierfink; *Schnellrädel* und *Schnellfiessel*, Fahrrad und Radfahrer; *Schnäpperle*, Schnabel eines Gefässes; *Ufhängkerle*, Aufhängsel eines Kleides; *ken Unthätele*, nicht das Geringste; *Vorhaiwel* (vor-Haupt), unbebauter Kopf eines Ackers, im Bannbuch des Dorfes Mühlhausen 1650: vorhäubtelen; *Wäsel* (Gewächs), Hautflecken, Sommersprosse; *Zwickerle*, Schlüssel am Fasshahn zum Abzwicken = Wegnehmen des Weines (?).

Im Hochdeutschen unbekannt, jedoch in anderen Mundarten lebendig sind folgende Wörter: *Bippel*, Hühnchen, schweiz. «Bippi», bayr. «Pip-Han, Pip-Henn, Pip-Gockel»; *Gackel* (Kdspr.), schweiz. «Gaggeli», Ei hd. gack-ern; *Hottel* einjähriges Pferd, bayr. «Hottelein»; *Hützel* (Kdspr.) und *Haitzel*, Schwein, Rheinland und Spessart «Wutz» = Schwein; *Knürtzel*, Auswuchs von einem Laib Brod, Nürnberg «Knörzlein», Darmstadt «Knörzche»; *Moppel*, Hund, bayr. «Moppel»; *Watschele* (Kdspr.), Händchen, schweiz. «Watsch», bayr. «Watschen», und «Wätschen» = Ohrfeige; *Wölfele* (Kdspr.), Zähnchen, Oberpfalz «Wofel», bayr. «Wölfel».

Aus dem Französischen stammen s *Latêtel* (la tête), der Kopf, und s *Orèjel* (oreille), das Ohr, beide nur scherzhaft.

Auf einen Naturlaut ist zurückzuführen *Wülele*, Gänschen, auch in übertragenem Sinn: einfältiges junges Mädchen (*wülewüle*, Lockruf an Gänse und Enten).

Was nun die männlichen und weiblichen Wörter in der Verkleinerungsform betrifft, so könnte man auf den ersten Blick vielleicht einige Zweifel erheben, ob das *-l* thatsächlich als Deminutiv aufzufassen ist. Eine wichtige Thatsache muss jedoch alle Bedenken wegräumen. Sämmtliche Eigennamen männlicher Personen sind nämlich trotz der Deminutivendung stets männlichen Geschlechts. Diese Erscheinung ist also durchaus nichts Ungewöhnliches. Man sagt demnach *der Hänsel, der Schaköbel, der Michele, der Jockele.* Höchstenfalls sagt man zu ganz kleinen Kindern in der Kosesprache *s Hänsele* u. s. w. im sächlichen Geschlecht. Ebenso ist die Verkleinerungsform von Mann *Männel* und *Männele* (von Kindern und Jünglingen, auch Hunden und Pferden in zutraulichem Sinn) immer männlich. Männlich sind ferner *Bändel, Bängel,* Band; *Lippel,* Lippe; *Möüjel* (von Mocke), unförmlicher Bissen; *Tríwel,* Traube.

Weiblich sind: *Dichel* (Deiche), hölzernes Rohr einer Wasserleitung; *Fransel,* Franse; *Schindel, Schingel,* Schiene; *Warzël,* Warze; *Wäspel,* Wespe.

Nun wäre noch das Verhalten der französischen Hauptwörter zu betrachten. Sie gehorchen ebenso der Deminution und dem Umlaut wie die deutschen Wörter. Es seien genannt: *Butäll* (bouteille) — *Butällele*; *Balungster* (balustre) — *Balüngsterle*; *Kamesôl* (camisole) — *Kamesälele*; *Kassroll* (casserole) — *Kassröllele*; *Kakumer* (concombre) — *Kakümerle*; *Oräsch* (orange) — *Oräschel*; *Saladjer* (saladier) — *Salädjerle*; *Sós* (sauce) — *Sösel*; *Blūs* (blouse) — *Blísel*; *Träsch* (tranche) — *Träschel.* Einfachen oder auch doppelten Umlaut haben *Scharebang* (char-à-bancs) und *Schüpung* (jupon), also *Scharebängel* und *Schärebängel, Schüpingel* und *Schipingel.*

Eine grosse Verbreitung findet endlich das Deminutivum in Familien- und Hofnamen. In der Deminutivform werden die Namen der Kinder und der erwachsenen Jugend beiderlei Geschlechts bis etwa zum 20. Lebensjahre angewandt, und zwar haben die Namen männlicher Personen das männliche Geschlecht trotz der Deminutivendung, diejenigen der weiblichen Personen das sächliche Geschlecht. Also: *der Fischbächel, der Wäckele,* der kleine Fischbach, der junge Wäckel; *s Geyel, s Stríwel,* die kleine Gey, die junge Strub. Ferner einige Beispiele von Hofnamen: *der Stawalterle, der Rähmel, der Kipperle,* der Sohn des Gehöfts «ins Stabhalters», «ins Rehms», «ins Kippers»; *s Metzjerhansel, s Erlebírel, s Kieferle, s Mischêlele,* die Tochter aus dem Gehöft «ins Metzgerhansen», «ins Erlenbauern», «ins Kiefers», «ins Mischêls».

Den Hauptwörtern stehen an Häufigkeit des Vorkommens im Deminutivum die Zeitwörter am nächsten.

Es sind zunächst solche zu nennen, welche von deminuierten Hauptwörtern abgeleitet sind und natürlich die Thätigkeit bezeichnen, welche durch diese Hauptwörter gegeben ist: *kitschle*, ein Kind im *Kitschel* (Kinderwägelchen) hin und her fahren, damit es sich beruhigt; *gärtle* leichte Arbeit im *Gärtel* (Gemüse- und Blumengarten) verrichten; *dimle*, Daumenschrauben (*Dimle*) anlegen, übertragen: zur Eile anspornen; *dichle*, mit einem hölzernen Rohr zur Ableitung des Wassers (*Dichel*) versehen; *püpple*, die Tabaksblätter zu Bündeln (*Püpple*) vereinigen, *üspüpple*, das Welschkorn aus der Kolbenscheide (*Püppel*) entfernen; *möüle*, viel Brod (*Möüel*, Bissen Brod) kauen; *strickle*, eine Hasenschlinge (*Strickel*) legen oder in einer solchen fangen; *ufhifle*, zu einem Häufchen (*Hifel*) zusammenlegen; *kettle*, Handschellen (*Kettle*) anlegen; *plättle*, mit Plättchen belegen; *hürdle*, Obst zum Dörren auf eine Horde (*Hürdel*) legen; *zammespättle*, mit kleinen Flicklappen (*Spättle*) zusammenflicken; *sich ringle*, sich im Kreise (*Ringel*) drehen, winden. Das Wort *aijle* (= oculieren) ist zwar von *Aijel* (Aeuglein) gebildet, aber auch die Mundart gebraucht, gleich dem Hochdeutschen, *Au* im Sinne von Oculierauge.

Nur im Particip sind die nachstehenden Wörter gebräuchlich: *getüpfelt*, mit kleinen Tupfen versehen; *geplächelt*, mit kleinen Flecken (*Pläckle*); *gstriffelt*, mit kleinen Strichen (*Striffle*); *gstrisselt*, mit Sträusschen versehen (Kleiderstoff); *geränkelt*, mit kleinen Ranken versehen (Kleiderstoff oder Blumen); *üsgebeinelt*, abgemagert (von Bein = Knochen), — die letzten drei nur in der Verkleinerungsform.

Eine weitere Anzahl von Zeitwörtern in der Verkleinerungsform bezeichnet eine Thätigkeit an oder mit kleinen Gegenständen: *krüsle*, kräuseln; *brietle*, brüten; *kridle*, mit Kreide beschreiben; *laichle*, laichen; *brockle* und *verbrockle*, in kleine Brocken zerfallen und zerreiben. Die folgenden beiden sind je nach der Grösse des in Betracht kommenden Gegenstandes im Deminutivum und in der ursprünglichen Form gebräuchlich: *spitze*, spitzen z. B. einen Rebpfahl, dagegen *spitzle*, z. B. einen Bleistift; *hüre*, niederkauern, vom Menschen, aber *hirle* von der Henne, welche ihre Jungen mit den Flügeln beschützt.

Der Begriff «leicht, ein wenig, leise» ist in den nachfolgenden Zeitwörtern enthalten, welche sämmtlich auch in der ursprünglichen Form vorkommen. Diese Art der Deminution kennt das Hochdeutsche ebenfalls, z. B. hüsteln, tröpfeln, streicheln, tänzeln, frösteln, kritzeln, säuseln, brum-

meln, näseln, lächeln, drängeln. In der Mundart seien ausserdem genannt: *klüwle,* klauben; *schweissle,* schweissen, schwitzen; *pöple* von *pople,* klopfen; *kötzle* von *kotze,* husten; *tröckle*; *klöpfle*; *tätschle* von *tatsche,* beklopfen; *kalöpple,* galoppieren; *gickle,* gucken; *brätle,* braten; *têple* von *tôpe,* mit der Tatze berühren; *riwle* zerreiben, daher auch *Riwelsupp* u. *Riwelpäpp,* Suppe und Brei mit Einlage von geriebenem Eigelb mit Mehl; *spitzle* von *spitze,* späuzen, speien; — ferner die unpersönlichen Zeitwörter *räjle,* regnen; *schnêjle,* schneien; *stíwle* (stäuben), fein regnen; *krächle,* krachen; *fünkle,* gebr. vom Funkensehen oder Ameisenlaufen, Eingeschlafensein der Haut bei krankhaften Zuständen; *klingle,* klingen, besonders gebr. vom Ohrensausen (im Sinne von schellen ungebr.). Ob endlich *gígle,* pfeifen, giemen (nur von Athmungsgeräuschen) als Verkleinerungsform des oberländischen *gíge* = geigen anzusehen ist, wie das elsässische Wörterbuch annimmt, bleibt dahingestellt.

Sprachlich am interessantesten sind mehrere Zeitwörter, welche den später bei der Kinder- und Kosesprache zu entwickelnden Begriff des N i e d l i c h e n enthalten. Wenn man von einer Köchin sagt: *sie kann güet köchle,* so denkt man dabei an eine kleine, niedliche Köchin oder an eine herzige junge Frau, die etwas Gutes und Feines kocht. Unter *schmützle* versteht man recht zart, innig und lieblich küssen. Ein Bauernmädchen, welches *gemützelt un gepützelt* ist, erweckt in uns die Vorstellung eines hübschen, jungen Mädchens, welches schön und zierlich gekleidet und recht lieblich parfümiert ist.

Ganz eigenartig ist *förschle,* forschen in *üsförschle* und *nochförschle,* vorsichtig und behutsam ausforschen. Aehnlich *versteckle,* verstecken.

Eine häufig wiederholte Handlung von kurzer Dauer wird wiedergegeben in *sifle* und *jägdle, schöpple* und *schnäpsle,* und dadurch entsteht der Begriff des gewohnheitsmässigen Saufens und Jagens, des Trinkens vieler Schoppen und Schnäpse.

Ohne Grund werden endlich im Deminutiv gebraucht *päckle* (packen), verhaften, *wissle,* weissen, tünchen, ersteres nur in dieser Form, letzteres auch in der ursprünglichen Form *wisse.*

Das einzige E i g e n s c h a f t s w o r t, welches in der Verkleinerungsform gebraucht wird, ist *schringlit* (schründelig), mit kleinen Schrunden versehen, neben *schrungit,* schrundig. Stets als Hauptwörter werden gebraucht: *Wiestel,* wüster, unverständiger Mensch, *Stummele,* junge stumme Person, ferner *Alterle* und *Liewerle* in zutraulicher Ansprache.

Als einziges **Umstandswort** sei genannt *e wentel* und *e wentele*, neben *e went*, ein wenig. Wie Umstandswörter werden ausserdem noch gebraucht: *e Brösele* und *e Krümele*, beide im Sinne von «ein wenig», *ken Brösele* und *ken Krümele* (auch *ken Herrgottskrümele*) im Sinne von «gar kein» oder «gar nicht». *Brösele* ist zusammenzubringen mit *Bróschel*, Brosame, *Krümele* mit *Krümle* (plur. tantum), Brodkrume.

Die Verkleinerungsform findet eine sehr ausgedehnte Verbreitung in der Kinder- und Kosesprache.

Wohl alle Menschen haben das Bedürfniss, zu einem geliebten Kinde in anderer Weise zu sprechen als im ernsten Tone des Alltagslebens. Die süsse schmeichelnde Stimme, die Auswahl zärtlicher Worte, die Anpassung ganzer Satzgefüge an das einfache Auffassungsvermögen des Kindes genügen jedoch in der Regel nicht, um diesen Zweck zu erreichen. Es ist vielmehr das Bestreben aller Menschen, in die Kindersprache den Begriff des Kleinen, Niedlichen zu legen, und jede Sprache thut dies in der ihr eigenen Weise. Der Franzose z. B. bedient sich entsprechender Eigenschaftswörter, er sagt «mon petit coeur, ma chérie mignonne», oder wendet Verdoppelungen an, z. B. bébé, poupou, fifi, dodo, lolo, bobo, nonon, ronron, toutou, pipi. Der Deutsche hängt die Verkleinerungsform an bekannte und geläufige Wörter, und diese Anwendung ist ein Gemeingut aller deutschen Mundarten, ein Vortheil, wodurch sich die deutsche vor anderen Sprachen auszeichnet.

Die Kosesprache wird gebraucht von Erwachsenen im zärtlichen Verkehr mit Kindern und im Gespräch über Kinder, ferner im Verkehr von Braut- und Eheleuten und in der Sprache des Kindes überhaupt. Sie ist der Ausdruck der Zutraulichkeit, der Schmeichelns, der zärtlichen Liebe in Freud und Leid.

Unsere Mundart ist in der Anwendung der Koseform geradezu unerschöpflich. Sprachlich ist dies die lehrreichste Seite der Deminution.

Die eigentliche Koseform ist, wie bereits erwähnt, *-ele*, nicht *-el*. Bei Substantiven wird die Endung *-ele* einfach angehängt. Kindern gegenüber, um ihnen das Wort in seiner ursprünglichen Form möglichst unverändert darzubieten, werden die Regeln des Umlauts oft nicht befolgt: *Handele, Wasserle, Mannele, Schatzele, Hammele, Strumpfele, Schunkele.* Auch Diphthonge werden meistens vermieden: *gütele* anstatt *güetele*, *líwele* anstatt *liewele*, *mídele* (müde) statt *miedele*, *Mèterle*, *Móterle*, und *Moeterle* statt *Mieterle* und *Müeterle* (Mutter).

Die Verkleinerungsform in kosendem Sinne kann an alle

Wortgebilde angehängt werden, so weit sie den kindlichen Anschauungskreis beherrschen.

Von Hauptwörtern, welche im Hochdeutschen nicht verkleinert werden können, seien genannt: *Milichele, Wasserle, Mämmele* (Trinken) in *Milichemämmele, Winemämmele, Kaffimämmele*, ferner *Hungerle, Durstele, Schlófele, Gottsäjele*, Gottessegen (Zuruf beim Niessen der Kinder), *Wéwele, Wiwele*, und *Wiwíwele* (Weh), *s Wíwel*, die schmerzhafte Stelle, *d Wíwle* z. B. die Impfpusteln, *Rischele* in *e Rischele mache*, unmittelbar vom Zeitwort «rauschen» abgeleitet. Derbe Hauptwörter werden mit Vorliebe gebraucht und durch die Deminution in das gerade Gegentheil verkehrt: *Schnawele, Fratzele, Britschele*, (*Britsch*, hässliches Gesicht), *Göschele* (*Gosch*, Schimpfwort = Mund), *Schnüffele* (*Schnuffel*, Schnauze), *Gickele* (*Gückel*, derb = Auge) und *Hellegickele* = Licht, *Schäfele, Hammele, Aeffele, Stinkerle.*

Verdoppelte Hauptwörter endlich mit Deminutivendung sind: *Mineminel* (Katze oder Kaninchen), *Wülewüle* (Gänse oder Enten), *Wiwíwel* (Weh), *Dankdankele mache*, mit der Hand danken.

Auch an Familiennamen wird in der Kindersprache mit Vorliebe die Deminutivendung gehängt, wenn sie sich vermöge der Leichtigkeit der Aussprache dazu eignen. Besonders gilt dies von einsilbigen Wörtern und solchen die auf *-el* endigen. So antwortet z. B. der kleine Michel Kühm auf die Frage nach seinem Namen: *Michele Kihmele*, die kleine Maria Katharina Dub: *Mékäthele Díwele*, die kleine Margaretha Wäckel: *Grétele Wäckele.* Und so passiert es mir sehr oft, dass ein Kind auf die Frage, wer ich bin, ohne weiteres antwortet: *der Herr Kassele.* Das fliesst eben so leicht aus dem Munde und kommt dem Kinde ganz natürlich und selbstverständlich vor.

Ferner wird die Deminutivendung in der Kindersprache an Eigenschaftswörter gehängt, so z. B. *brävele, líwele, schönele, mídele, gsundele, krankele, kaltele, gütele, wärmele. Schönele* wird auch als Hauptwort = schöne Sache, Spielzeug gebraucht, *Gütsele* nur als Hauptwort = gute Sache, Süssigkeit.

Verkleinerte Fürwörter sind *minele, dinele, sinele.* Adverbia: *wäsele? nitele* (nicht), z. B. *s willele nitele ; mer gehn heimele ; will s nochele? wäs dennele? gällele* (nicht wahr)? *still dü nummele* (nur)! *kehr dich rummele* (herum)! Ein Fragewort: *warumele?* Interjectionen: *úlele! uáwele!* (*ú* und *uá* Schmerzensäusserungen). *achele! ach e* (und) *leiderle!*

Was nun die Zeitwörter betrifft, so ist auch hier die Verkleinerungsform von grosser Bedeutung. Wenn sie schon im

allgemeinen Sprachgebrauch weitesten Eingang fand, so sind ihr in der Kinder- und Kosesprache überhaupt keine Grenzen gezogen. Hier eine Anzahl der gebräuchlichsten Zeitwörter: *trinkle* und *essle* mit dem derb-gemilderten *sifle* und *fressle*, ferner *schléfle*, *spielele*, *lächle*, *wächle*, *grínle*, *hílele*, *schnífle*, *kärichele* (*karichle*, röcheln), *zūdeckle*, *zūbindle*, *bringle*, *hipsle* (*hūpse* = hopsen), *bädle*, *heble*, *lüpfle*, *fährle* und die weniger ästhetischen *stinkle*, *schissle*, *brünsle*, wovon das letztere in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen ist und durchaus als anständig gilt.

Das Deminutiv-*l* verbleibt beim Stamm des Verbums, wird mit diesem als eins betrachtet und darnach konjugiert, also im Indicativ Präsens: *ich habele*, *ich willele*; *dū kommelsch*, *dū hílelesch*; *es fährelt*, *es schléfelet*; *mer* (*ér*, *se*) *spielele*, *bädle*. Imperativ Singular: *lächel* und *lächele*, Plural: *lächle* und *lächele*. Partizip: *ghèbelt* und *ghèbelet*, *gemachelt* und *gemachelet*. Dabei ist zu bemerken, dass die erweiterte Deminutivform *-ele* (*-elesch*, *-elet*) als gesteigerte Koseform gilt und noch grössere Zärtlichkeit ausdrückt als *-el* (*-elsch*, *-elt*).

Die Zeitwörter *han* und *sin* hängen im Indicativ Präsens die Endung *-ele* an die bereits konjugierten Formen: *ich habele*, *dū hèschele*, *er hètele*, *mir hanele*; *ich binele*, *dū bischele*, *er ischele*, *mer sinele*. In der 2. Sing. sind daneben und als noch zärtlichere Formen im Gebrauch *hèschelsch* und *bischelsch* und als Uebermass der Liebkosung *hèschelesch* und *bischelesch*. Von *han* und *sin* ist weder der Imperativ noch das Partizip in der Deminutivform gebräuchlich.

Sprachlich sehr interessant ist die Deminuierung solcher Formen, welche die Mundart in der Konjugation durch den Umlaut oder sonst mehr oder weniger verändert. Auch hier zeigt sich das Bestreben, den Umlaut möglichst zu vermeiden und den Stamm unverändert beizubehalten. Offenbar wird unbewusster Weise bezweckt, dass das kindliche Gedächtnis nicht zu früh gewissermassen mit den Ausnahmen von der Regel belastet wird. Es heisst also z. B.: Infinitiv *essle* (essen), Ind. Präs. *ich essel* (nicht *ich issel*), *dū esselsch*, *er esselt*; Infinitiv *nehmle*, Ind. Präs. *ich nehmel* (nicht *ich nimmel*), *dū nehmelsch*, *er nehmelt*; *ich willele*, *dū willelesch*, *er willele*. Anstatt des zum Deminuieren ungeeigneten, aber in der Kindersprache dem Begriff nach unentbehrlichen *gān* (geben) wird die hochdeutsche Form «geben» zum Deminuieren benützt, also Infinitiv *gäble*, Ind. Präs. *ich gäbel*, *dū gäbelsch*, *er gäbelt*, Imperativ *gäbel*, Partizip *g'gäbelt*. Besonders klar tritt die interessante Erscheinung der Erhaltung des Stammvokals in der Demi-

nuierung beim Partizip zu Tage. Man sagt z. B. *gebringelt, getrinkelt, gebindelt, gschnidelt, gstächelt, genähmelt, gstrichelt, gebeisselt, g'gäbelt.*

Durch die Deminuierung aller Wortgebilde im weitgehendsten Umfang entsteht eine eigenthümlich weiche, einschmeichelnde Sprache, wovon hier eine Probe im Zusammenhange mitgeteilt sei. Eine Mutter sagt z. B. zu ihrem weinenden Kinde: *Wäsele denn, min Hämmele? Hesch Hungerle? Hesch Durstele? Hesch Wiwíwele? Bischelsch mídele? Het dich e wüstes Flóchele gebeisselt? Kommele, min Schéfele! Müeschelsch nit grínle! s mächelt nixele! s Mêterle gäbelt im líwe Kindelen e Schmützele, nó dèrfel s au zuem Mêterle kischle, nó schléfelet s schön!* Wie süss und einschmeichelnd das klingt, und vor allem wie lieblich das von den Lippen fliesst!

Auch in vielen Schlaf-, Wiegen-, Schaukel- und anderen Kinderliedern kommt die Verkleinerungsform reichlich zum Ausdruck. Hier ein Lied, welches die Mutter dem Kinde vorsingt, wenn sie sein Gesichtchen wäscht: *Gickele, Gickele; Bäckele, Bäckele; Bärtele, Mílele, Näsele; un dis isch s klein Bläsele* (*Bless* = Stirn). Beim Nennen des betreffenden Gesichtsteils berührt sie ihn jedesmal mit dem Schwamm.

Ungemein lehrreich und ein Beweis dafür, wie zweckmässig dem Elsässer die Deminutivform erscheint, ist, dass sie auch beim Französischsprechen an französische Wörter gehängt wird, ganz genau so, wie es in der deutschen Mundart geschieht. Manche Personen, namentlich junge Mütter bringen es hierin zu einer gewissen Virtuosität. So entstehen sonderbare Gebilde wie z. B. soeur*ele,* frère*ele*, père*ele*, mère*ele*, fils*ele*, fille*ele*, tête*ele*, langue*ele*, bouche*ele*, ventre*ele*, (gespr. venter*le*), une jolie robe*ele*, de bonnes choses*ele* (NB. Das Geschlecht bleibt dasselbe wie im Französischen!); ferner sage*ele*, propre*ele* (gespr. proper*le*), sale*ele*, pauvre*ele* (gespr. pauver*le*), grande*ele* (im Feminum); quoi don*ckele?* (übersetzt von *wäs dennele?*); chauff*le*, vom Verbum «chauffer», nur im Imperatif chauff*el*-toi und chauff*el dich!* Das Verbum *kischle* von «coucher» ist in den allgemeinen Gebrauch übergegangen und wird, seiner Ableitung unbewusst, auch von Landleuten angewandt, die kein Wort französisch verstehn. Der Grund für die Entlehnung dieses in der Kindersprache unentbehrlichen Wortbegriffs aus dem Französischen ist der, dass sich das Deminutiv von *leije* mit dem kurzen Diphthong unschön ausnehmen würde, wie z. B. auch von *lüeje* das Deminutiv nicht gebräuchlich ist, — statt dessen *gickle.*

Jedoch wird der Hiatus stets vermieden. Von Wörtern wie

«yeux, nez, cou, main, bas, grand (Masculinum)» ist ein Deminutivum unmöglich. Interessant ist in dieser Beziehung «chauffele» von «chaud» im Anklang an das Verbum «chauffer», z. B. «il fait bon chauffele». Nicht zu verwechseln mit dieser Deminuierung französischer Wörter ist der Gebrauch deminuierter deutscher Wörter in der französischen Rede, z. B. «viens mon *Hammele*, donne-moi ton *Handele*». Bekanntlich werden die Elsässer wegen dieses sprachlichen Mischmasch, den sich viele nicht abgewöhnen können, oft verspottet, — und nicht mit Unrecht.

In eigenartiger Weise kommt das Deminutivum in der Heilkunde zum Ausdruck. Es ist allgemein üblich, nicht nur in der Sprache der Kinder, sondern auch in der gewöhnlichen ernsten Sprache, die Körpertheile des Kindes in der Verkleinerungsform zu nennen. Hierbei klingt die liebende Sorgfalt zum Kinde in Freuden und Leiden durch. Man sagt also *s Köpfele, d Oehrele, s Rächele, d Aermele, d Schunkele, d Schenkele, d Füessle, s Hitel* (Haut), *s Brüstele, s Herzel, s Gerichele* (Gurgel), *s Mäjele* (Magen), *s Gemächel, s Aerschel, s Bückele, d Luftröhrle, d Gedärmle, d Nervle*. Sogar der Zusatz von Eigenschaftswörtern, die eine Vergrösserung bedeuten, vermag die Verkleinerungsform nicht zu verdrängen. Man kann täglich Ausdrücke hören wie *e hochs Herzel, e dicks Büchel, e gross Näwele*.

Wie sehr sich der Volksmund an diese Verhältnisse gewöhnt hat, erhellt aus einem kleinen Vorkommnis, welches sich unlängst in meiner Heimat zutrug. Ein biederer Bürgersmann zu H. hatte Vaterfreuden erlebt. Plötzlich verbreitete sich zum Entsetzen der Einwohnerschaft das Gerücht, dass der Neugeborene keine Nase habe. Natürlich strömte am Tage der Kindtaufe alles in die Kirche, um dieses Naturspiel mit eigenen Augen zu schauen. Die Neugierde wurde auf ihren Höhepunkt getrieben, als es nicht gelang, das Kind bei der Taufhandlung selbst zu sehen. Erst auf dem Heimweg von der Kirche fand das Geheimnis seine Lösung. Der Vater des Kindes, ein bekannter Spassvogel, gab sie selber: der junge Erdenbürger hatte nämlich keine Nase, sondern *e Näsel!*

Ebenso wie die Körperteile des Kindes werden auch allerlei ärztliche Verrichtungen, welche an ihm vorgenommen werden, in die Verkleinerungsform gebracht. Das Kind bekommt *e Bädel* oder *e Kristierel* (Klystier), der Arzt verschreibt ihm *e Sälwel* zum Einreiben, *en Arzeneijel, e Siröpel* oder *e Laxierel* zum Einnehmen, *e Hüestesäftel* gegen den Husten.

Was aber am Eigentümlichsten erscheint, ist dass sogar

die Namen einiger Krankheiten in der Verkleinerungsform gebraucht werden, sobald sie Kinder betreffen. Dass ein Kind *Köpfeleweh* und *Bücheleweh* hat, ist nach dem oben Gesagten selbstverständlich. Interessanter ist schon die Benennung für Erkältung beim Kinde: *e Rothschinel.* Wenn ein Kind an Lungenschwindsucht leidet, so hat es *e Siecherle.* Ein Leibschaden ist *e Schädele* oder *e Brüchel.* Ein nässender Ausschlag ist *en Uesschlägel,* selbst wenn er den ganzen Körper bedeckt. Und sogar ein Schlagfluss heisst *e Schlâflüssel* oder *e Stickflüssel,* trotzdem es gewiss keine Kleinigkeit ist.

Ich bin in der angenehmen Lage, die beiden letzeren Ausdrücke urkundlich belegen zu können. In den Sterberegistern der Pfarrei Mittelhausen ist in einem Akt vom 21. Januar 1688 die Rede von einem 9 Monate alten Kinde, welches «plötzlich an einem Schlagflüsslein» starb. Ferner starben am 26. März 1719 ein einjähriges Kind «an einem schlagflüsslein ohnversehens», am 28. August 1722 ein 2 Monate altes Kind «ohne zweifel an einem Schlagflüsslein», am 5. November 1729 ein 3jähriges Kind an einem «stickflüsslein», am 6. und 15. Februar 1733 ein 6jähriges und ein 5wöchiges Kind «am «stickflüssel». Am 24. November 1736, kurz nachdem durch die neue hessische Regierung eine straffere Kirchenzucht eingeführt wurde, klagt der Pfarrer von Mittelhausen, dass ein einjähriges Kind «an einem ohnlängst berühmten schlagflüsslein» starb. Und endlich starben am 2. Oktober 1761, 4. Dezember 1762, 8. Dezember 1766 und 24. April 1768 vier Kinder im Alter von 1 Tag, 12 Tagen, 3 Jahren und 19 Tagen an einem «Schlagflüsslein». Diese 11 Fälle werden von 5 Pfarrern berichtet. Leider ist von keinem dieser Herren die Heimat bekannt. Ich glaube aber wohl annehmen zu müssen, dass es alle elsässer Landeskinder waren. Sicher ist jedoch, dass sie die im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung für die Todesursache in ihre Bücher eintrugen, wie das ja erfreulicher Weise in jener Zeit meistens geschah. Wir können also mit Bestimmtheit annehmen, dass der Ausdruck *Schlâflüssel* und jedenfalls auch *Stickflüssel* schon über zwei Jahrhunderte lang im Elsass gebräuchlich ist.

Endlich wäre noch eine meines Wissens einzig dastehende Erscheinung zu erwähnen, welche man füglich nach dem Vorbild der Verkleinerungsform die Vergrösserungsform nennen könnte. Sie besteht darin, dass von einem auf *-el* endigenden Wort nach den Regeln des Umlauts ein neues Wort so gebildet wird, als ob jenes in der Verkleinerungsform stände. Diese sprachlich lehrreiche Erscheinung zeigt sich in 4 Wörtern, und zwar in *Muche* von *Michel*, *Uve* von *Evel*,

seltener in *Zupfe* von *Zipfel* (ungeschickter Mensch) und *Sumpe* von *Simpel* (einfältiger, dummer Mensch, frz. simple). Die vier Wörter haben einen derb-scherzhaften Beigeschmack.

Hier möge auch ein kleiner Vorfall Erwähnung finden, der mich seiner Zeit ausserordentlich angesprochen hat. Vor einigen Jahren war meine kleine, damals vierjährige Nichte bei uns zu Besuch. Bei ihren früheren Besuchen bediente sie sich eines kleinen Kaffeelöffelchens zum Essen der Suppe. Unterdessen war sie aber ein «grosses Mädchen» geworden, und der kleine Löffel war ihr nicht mehr gut genug. In dieser Not wandte sie sich an den Onkel und sagte ihm: *s will ken kleine Löffel, s will jetzt e grosse Loff*. Das Kind hat in *Löffel* die ihm geläufige Erscheinung der Deminution geahnt und demnach für einen grossen Löffel sprachlich richtig *Loff* gebildet.

Dass übrigens die erwähnte Erscheinung nicht etwa eine blosse Spielerei ist, sondern auch praktische Folgen haben kann, beweist ein nicht minder lehrreicher Vorgang, dem ich vor ungefähr 7 Jahren beiwohnte. Ich war am 19. November 1891 als Sachverständiger vor Gericht geladen und hörte einen Prozess mit an, der unmittelbar vor meiner Sache verhandelt wurde. Im Laufe der Verhandlung sagte ein Zeuge aus, der Kläger S. habe sich über den Angeklagten U. wie folgt geäussert: «Der wüste *Muche*, schlagt den Hund todt!» Der Vertheidiger des Angeklagten, ein Badener, verstand anstatt Muche «Mucker» und erhob sofort gegen den Kläger Widerklage wegen Beleidigung. Und der Amtsrichter, ein Pfälzer, machte dem Kläger Vorwürfe wegen des Wortes «Mucker», das eine starke Beleidigung sei. Ebenso wie der eben erwähnte Zeuge sagten noch 4 andere Zeugen aus, und ihre Aussagen wurden alle mit dem Worte «Mucker» anstatt *Muche* in das Protokoll aufgenommen. Allerdings kam es wegen der Beleidigung zur Freisprechung, nichtsdestoweniger bleibt aber die Thatsache bestehen, dass aus einer einfachen, aber derben Schelte eine schwere Beleidigung gemacht wurde. Es ist also kein Schaden, wenn auch richterliche Personen von altdeutscher Abstammung Kenntnisse in den elsässischen Mundarten besitzen, und bei dieser Gelegenheit sei der nicht unberechtigte Wunsch ausgesprochen, dass die sämtlichen Gerichte des Elsasses das Wörterbuch der elsässischen Mundarten anschaffen mögen. Einem elsässischen Richter wäre jenes Missverständniss wahrscheinlich nicht vorgekommen, er hätte schon gewusst, das das Wort «Mucker» im Elsässischen überhaupt ungebräuchlich ist. Selbstverständlich liegt es mir vollständig fern, einem der beiden mir persönlich bekannten Herren in irgendwelcher Weise nahetreten zu wollen.

Wir sehen also, dass die hanauische Mundart es versteht, durch die Verkleinerungsform mit geringen Mitteln sehr treffende, mannigfaltige und vielseitige Begriffe zu bilden. Wir erblicken darin eine nicht unwesentliche Bereicherung des hanauischen Sprachschatzes und daher einen entschiedenen Vorzug vor anderen Mundarten und vor dem Hochdeutschen.

Und darauf können unsere Hanauer Bauern stolz sein.

X.

Aus dem Stammbuch einer jungen Strassburgerin vor hundert Jahren.

Von

Rudolf Reuss.

Durch Vermächtnis ist ein Stammbuch in meine Hände gelangt, das zu Beginn dieses Jahrhunderts wohlgehütet in dem Schranke des Töchterleins eines ehrsamen Bürgers und Lichterziehers zu Strassburg verborgen lag, und von ihr wohl öfters mit lebhaftem Interesse durchblättert wurde, während die Welt von Kanonendonner und Kriegsgetümmel, von Krönungsgeläute und Friedensfesten wiederhallte.

Von ihr selbst weiss ich nur wenig zu sagen. Dorothea Schott, deren Vater einst aus den russischen Ostseeprovinzen in Strassburg eingewandert, kam daselbst ums Jahr 1786 zur Welt und wurde im fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahr ins Steinthal geschickt, (vielleicht in die Boeckel'sche Schule zu Rothau), um sich dort im Französischen zu vervollkommnen. Sie vermählte sich 1805 mit einem jungen Landsmann, dem Seifensieder Cunitz, aus Reval, der ebenfalls ins Elsass gekommen war, dort eine neue Heimat zu suchen, und ist, nachdem sie zwölf Jahre in glücklicher Ehe gelebt und dem Gatten zwei Söhne geboren, in noch jugendlichem Alter ins Grab gesunken, wo sie nun schon seit achtzig Jahren ruht. Sicher hat sie sich nie träumen lassen, dass die Aufzeichnungen ihrer Jugendgenossen und Genossinnen einst unter den Papieren des nun auch dahingegangenen Sohnes, Prof. Dr. theol. Eduard Cunitz († 1886)

wieder auftauchen würden. Nicht pietätlos aber glauben wir zu handeln, wenn wir von diesen vergilbten Blättern einige hier ans Licht ziehen, die teils wegen der Hand die sie beschrieben von Interesse sind, teils in Form und Inhalt Zeugnis ablegen vom Geiste jener längst entschwundenen Zeiten.

Das Album selbst ist höchst einfach in braunes Leder gebunden und trägt die Aufschrift: Dédié à l'Amitié. Es zählte ursprünglich 302 numerierte Seiten, von denen aber eine bedeutende Anzahl, teils durch Herausreissen, teils durch Herausschneiden heute verschwunden sind,[1] offenbar weil der frühere Besitzer (ob bereits der verwitwete Gatte, oder erst der Sohn?) nicht gewünscht hat, dass die betreffenden Aufzeichnungen dereinst unberufenen Persönlichkeiten vor Augen kämen. So besteht denn augenblicklich das Stammbuch zumeist aus weissen Blättern, und enthält nur noch zweiunddreissig, mit Zeichnungen, in Tusch oder Aquarellfarben ausgeführt, mit Stickereien, gedruckten und geschriebenen Sinnsprüche, eingeklebten farbigen Bildern u. s. w. Von Belang ist keine der künstlerischen Leistungen, sei's dass sie Blumengruppen, Landschaften, schnäbelnde Tauben oder Kränze darstellen, und auch der poetische Wert der litterarischen Erzeugnisse dürfte nicht hoch anzuschlagen sein, ob nun die Unterzeichneten eigenes Produkt geliefert oder aber, wie so Manche heutigen Tages in ähnlichen Fällen, irgend eine gereimte Spruchsammlung zu Hülfe gerufen haben.

Doch darum ist es ja dem, der heute solche Reliquien der Vorzeit durchstöbert, in der Regel auch nicht zu thun; er fasst sie als Dokumente zur Sittengeschichte seiner Zeit auf und von diesem Gesichtspunkte aus, ist ihm auch das Unbedeutende, ja gerade das Unbedeutende, weil Allgemeinere, zur Charakteristik der Geister von Interesse.

Auf das erste noch vorhandene Blatt hat die jugendliche Besitzerin des Albums folgende Worte gesetzt, und um ihren Namenszug (den sie echt strassburgerisch Dorothé, statt Dorothea schrieb) mit den eigenen, braunen Haaren eine verzierende Umfassung gestickt:

«Dieses Buch soll dem Andenken meiner liebsten Freunde gewidmet seyn. Oft will ich es in den Stunden der Einsamkeit, wenn mir das Schicksal fern von meinen Freuden (sic) zu leben gebeut, durchblättern. Dann wird sich allemal mit Vergnügen ihrer Freunde erinnern

Dorothé Schott.»

---

[1] Es fehlen nicht weniger als 58 Seiten; weisse Blätter wird man wohl kaum beseitigt haben.

Die meisten der heute noch vorhandenen Einzeichnungen beziehen sich eben auf den Aufenthalt im Steinthal, wo das junge Mädchen viele und warme Freunde gefunden zu haben scheint. Chronologisch an erster Stelle finden wir einen sonst unbekannten Biedermann eingetragen, der in wunderlicher Stimmung der sechzehnjährigen Freundin bereits vom Sterben und den Freuden im Jenseits spricht:

«Empfangen Sie, meine Liebe, für die zahlreichen unschuldigen Vergnügen die ich in ihrem schätzbaren Umgang genoss meinen herzlichsten Dank, nebst dem heissen Wunsch dass sie, nach den Verdiensten ihrer Tugenden, ihre irdische Laufbahn vergnügt vollenden und am Ende derselben froh in jenes Leben hinüberschlummern mögen, wo ich ihnen wünsche eben so ungeheuchelte Freunde zu finden wie ihren

J. J. Brennemann.»

«Rothau, den 21ten Messidor
10tes Jahr der Republique.» [1]

Wenige Tage darauf haben sich die beiden Töchter des hochverehrten Wohlthäters das Steinthals, Pfarrer Johann Friedrich Oberlin, in das Album Dorothea's eingetragen:

«Ein stilles, unbekanntes aber wohlthätiges Leben ist oft weit fruchtbarer und nützlich (sic) als ein groses (sic) planvolles Geschäftsleben. (Stilling). Diese grose und so wohlthätige Wahrheit möge Ihnen so wie bei mir in Erfüllung gehen.

Ihre Freundin H. Ch. Oberlin.[2]

Waldbach, 12 juillet 1802.»

«Que la Religion guide vos pas, que l'aimable Vertu et la douce Amitié vous accompagnent sans cesse et vous fassent jouir d'un bonheur paisible mais constant!

Ces voeux sincers (sic) de votre amie

Louise-Charité Oberlin.[3]

Valdbach, 12 juillet 1802
ou 23. messidor X.»

Noch im Spätherbst hat die junge Strassburgerin im stillen Vogesenthal verweilt, denn vom 20. Oktober ist die merkwürdige Einzeichnung von Friedrich Gerst datiert, vielleicht dem ehr-

---

[1] 10. Juli 1802.
[2] Henriette-Charité, geboren am 27. Oktober 1779.
[3] Louise-Charité, geboren am 5. April 1781.

samen Schulmeister von Rothau, der mit unsäglicher Geduld, in fast mikroskopischen Schriftzügen, folgenden langen Erguss in Gestalt seines Namenszuges mit elegant verwickelter Schleife, niedergeschrieben hat:

«Freundin, Ihr ganzer Lebenslauf sei immer mit Zufriedenheit und inniger Seelenruh gewürzt, nie sollen widrige Geschicke und tobende Stürme denselben trüben, und sollten je sich Zeiten einfinden, wo sie glauben unter den Rosen auch Dornen zu finden, so harren sie nur fest und schreiten sie nie aus den Grenzen ihrer angeborenen Gelassenheit. Bei jedem Anblick dessen erinnern sie sich immer des um sie trauernden Steinthals, der trockenen und nassen Spaziergänge, der manchfaltigen berge, thäler und seen und besonders der angenehmen ergötzlichkeiten, denen oft das vergnügen hatte beizuwohnen ihr ergebenster

Friedrich Gerst.

Rothau, den 20 Vendémiaire eilften Jahres.»[1]

Zu Anfang des Jahres 1803 aber ist Dorothea Schott in Strassburg zurück, und im Laufe der nächsten Monate trägt eine ganze Reihe älterer oder jüngerer Freunde und Verehrer sich in ihr Stammbuch ein. Ein Herr Baumann zeichnet am 24 Ventôse XI[2] mit Tusch einen hübschen Altar der die Inschrift trägt: à l'amitié; ein Herr D. Lobstein schreibt mit sehr unsicherer Hand auf ein Rosa-Seidenband einige fast unleserliche Zeilen; während ein Herr D. M. Trübner, «imprimeur de Jéna», seine edle Kunst benützt um auf weissen Saffian, mit grünem Gewinde verziert, folgende Verse höchst sauber aufzusetzen:

«Edle Freundschaft nur verbindet
Seelen zu der schönsten Pflicht
Und die Kränze die sie windet
Welken selbst im Grabe nicht.
Wenn auf himmlischem Gefieder
Unser Geist der Welt entschleicht,
Und sein ewig's Ziel erreicht:
Duften sie uns alle wieder
In der Tugend Vaterland!»

Strasburg, den 8ten Ventose XI.[3]

Auch ein Herr G. L. Heinemann, hat einige Monate später, ihretwegen den Pegasus bestiegen:

---

[1] 20. Oktober 1802.
[2] Den 15. März 1803.
[3] Den 27. Februar 1803.

«Lieblich wie die Morgenröthe
Wenn der junge Lenz erwacht,
Sanft wie eine Sommernacht
Die der volle Mond erhöhte
Fliesz Ihr schönes Leben hin!
Keine bange Leidenszähre
Misch in Ihre Freuden sich
Und die ganze Welt verehre
Theuerste Freundin, Sie — wie ich.

Bey Durchlesung dieser Worte erinnern Sie sich Ihres Sie allezeit hochschätzenden Freundes

G. L. Heinemann, H. d. L.[1]

Strassburg, den 10. Brumaire XII (1803).

Gleichfalls auf weisses Seidenband aufgedruckt, ausserdem aber mit Beigabe eines Aquarells, auf dem ein girrendes Taubenpaar am Meeresstrand und ein grosser Matrose in einem kleinen Boote zu sehen sind, während auf der einen Seite des Bildes der Mond auf-, auf der andern aber die Sonne untergeht, ist das schon etwas derbere Freundschaftsbekenntnis von M. M. Holl:

«So lang ein Schiffmann kann
Auf wilden Wellen fahren,
So lang ein Thier sich kann
Mit seines gleichen paaren,
So lange Sonn und Mond
Behalten ihren Lauf
So soll mein Freundschaft auch
Gewiss nicht hören auf!»

Strasburg den 26. Germinal XII.[2]

Wohl schon aus der Zeit der Brautschaft stammt das ebenfalls auf Seide gedruckte kurze Gedicht, Sophie St. unterzeichnet, das ich der gleichnamigen Frau von Ehrenfried Stoeber zuzuschreiben geneigt bin, weil mir vor Jahren gerade ebenso überschwängliche Briefe dieser Sophie Stoeber durch Zufall in die Hände gekommen sind, die ich dann meinem hochverehrten Freunde August Stoeber als intime Familienpapiere natürlich sofort zurückgegeben:

---

[1] Als besagter Heinemann viel später eine Frau gefunden, hat auch diese im Jahre 1811, mit folgenden Worten sich eingetragen: «Ihre Gesundheit blühe wie der Frühling und Ihre Freundschaft gegen mich sei unsterblich wie Ihre Seele!» — Was die Buchstaben H. d. L. bedeuten sollen, vermag ich nicht zu enträtseln.

[2] Den 16. April 1804.

«Freundin, im Gefühl der Wonne
Schling ich meinen Arm um dich
Segne, küsse dich und weine . . .
Bleibe gut und liebe mich!

Simbolum:

Liebe bringt Freude, Freundschaft bringt Ruh
Drum liebe sie beide! Wie glücklich bist du!

Sophie St.»

Strasburg, den 14. Januar 1805.

Der Zeit nach geschlossenem Ehebund, vielleicht schon an die junge Mutter gerichtet, gehören die folgenden Verse an, die auf die Abbildung einer Frau mit zwei Kindern aufgeklebt sind, ohne Datum und Namenszug, welche wohl auf dem vorhergehenden ausgerissenen Blatte gestanden haben:

«Dem werthesten Herren und der Frau
Werd Segen wie Regen und Thau;
Gesundheit, Glück, Wolfahrt und Heil
Vom gütigen Himmel zu Theil;
Es bleibe der Stamm mit den Zweigen
Vom Segen stets grünende Zeugen!»

Diese Eintragungen alle hätten mich aber wohl nicht bewogen das Stammbuch der Dorothea Schott unter alten Papieren hervorzuholen, wenn nicht zwei Namen daselbst noch verzeichnet stünden, die wohl ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, und die unserm Album in den Augen von eifrigen Literaturfreunden und Sammlern einen höheren Wert verleihen. Es sind dies die Autographen des Schwesterpaares Friderike und Sophie Brion, die damals noch Rothau bewohnten, als unsere Dorothea daselbst verweilte, und mit welchen das junge Mädchen, den folgenden Zeilen nach zu urteilen, näher bekannt geworden sein muss. Man weiss wie äusserst selten die unbedeutendsten Schriftzüge von Friderikens Hand heute geworden sind und auch abgesehen davon, wird man nicht ohne Gemütsbewegung die Worte lesen, welche die Fünfzigjährige an die jugendfrische Strassburgerin richtete, die ihr den fernen Lebensmai in's Gedächtnis zurückrufen mochte:

«Du Bist, Edles Mädchen!
ein Beyspiel für Viele.
Möchte doch jedes in deinem
Alter Wahrheit reden und
empfinden, tugent so hoch schätzen,
Lieben und aussüben wie Du.

Belohnung für alle dass gute
so du besitzest, wünscht dir schon
auf dieser Welt! eine deiner
zärtlichsten, aufrichtigsten Freundine (sic)

Frid. Brion.

Rothau, den 25ten Messid. im 10ten Jahr. [1]

Am selben Tage schrieb sich auch die etwa vier Jahre jüngere Sophie Brion in das Stammbuch ein mit folgenden Zeilen:

«Freundschaft ist die Edle Blume
So die Gottheit Sich zum Ruhme
In der menschen Leben flicht,
Diese Blume welket nicht!

So auch unter uns, theure Freundin, ist's der Wunsch ihrer

Sophie Brion.»

Rothau, den 25ten
Messithor im 10ten iahr.»

Diese Blätter stellen einmal die chronologische Thatsache fest, dass die Töchter des Sessenheimer Pfarrhauses noch im Sommer 1802 das Breuschthal bewohnten, während man gewöhnlich angiebt, dass Friderike bereits im Jahre 1801 ins Badische verzogen war. [2] Dann aber bietet mir ihr schlichter Inhalt auch einen neuen, wenigstens moralischen Beweis des Ungrundes aller verläumderischen Gerüchte mit denen eine sogenannte «wissenschaftliche» Kritik, nach drei Menschenaltern noch, die längst verweste Hülle der Dulderin aus Goethe's Studentenzeit zu verfolgen nicht müde wird. Einem unschuldigen Mädchen würde man denn doch wohl den Umgang mit der, angeblich doppelter Sünde in niedrigster Gestalt Verfallenen, nicht gestattet haben. Besonders aber könnte sie selbst nicht in so auffällig zur Wirklichkeit in Kontrast stehender, ich müsste wohl sagen, in so frecher Weise, den Wert der weiblichen Tugend gepriesen haben, wenn damals, in den Augen der Zeitgenossen, irgend ein sittlicher Makel an ihr gehaftet hätte. Vor langen Jahren schon, habe ich wohl selbst einmal geschrieben, man möge doch endlich, endlich der armen Friderike in ihrem Grabe Ruhe lassen, die das fragwürdige Glück von einem späteren grossen Dichter geliebt zu werden, so

---

[1] Den 14. Juli 1802.
[2] Siehe Lucius, Friderike Brion, S. 142.

schwer und hart mit unerschöpflicher Neugierde der Epigonen und noch schimpflicherer Nachrede hat büssen müssen. Wenn ich jetzt doch darauf zurückkomme, so ist es einzig und allein in der Hoffnung, dass dieses bisher unbekannte Blatt, welches die offenbar wenig geübte und schon zitterige Hand der fünfzigjährigen «alten Jungfer» im Steinthal niederschrieb, mit seinen einfachen Worten, mit seinem Lobe kindlicher Unschuld und Tugend, ein Zeugnis abgeben könnte für das arme, einst auch so fröhlich der Zukunft entgegenlachende blondhaarige Kind von Sessenheim, dem die grossen und kleinen Poeten sein Leben so vergällt und dessen Andenken von gewisser Seite noch im Grabe, in so unverantwortlicher Weise besudelt wird.

XI.

Ueber Goethe insbesondere als Lyriker.

Von

Ernst Martin.*

«Die Kunst hasst nur, wer sie nicht kennt» so lautet, natürlich lateinisch gefasst, die Inschrift auf einem Berliner Museum. Gewiss, die Kunst will gefallen und erfreuen. Selbst dann, wenn sie durch gewaltige Vorstellungen uns bedrückt und demütigt, will sie uns zugleich erheben; wenn sie durch traurige Bilder uns rührt, will sie uns trösten.

Wer wird nicht Mozart oder Rafael lieben? Ihnen steht als Dichter Goethe besonders nahe; auch bei ihm finden wir die Richtung auf das Liebliche, das Einfachschöne. Freilich kommt dem Andenken jener beiden zu gute dass sie jung starben und mit dem Alter ihrer Blüte im Gedächtnis der Nachwelt fortleben: Goethes langes und glückliches Leben erweckt nicht ebenso das Mitgefühl. Und während Musik und bildende Kunst durch die äusseren Sinne zu uns sprechen, wendet sich die Dichtung an den inneren Sinn, der mit dem allgemeinen Menschenverstand näher verbunden ist und daher auch ein kälteres, schärferes Urteil fällt. Goethe hat sich überdies nicht auf das Gebiet der Dichtung beschränkt; er hat die Kunst und Wissenschaft seiner Zeit in so gut wie allen Zweigen sich an-

---

* Dieser Vortrag, auf dem von Direktor Krükl vorbereiteten Dichterabend zu Strassburg am 18. Jan. 1899 gehalten, möge zugleich an den ausgezeichneten Künstler und Bühnenleiter erinnern!

zueignen gesucht, und selbst im praktischen Leben nach den verschiedensten Seiten hin sich versucht. Seinesgleichen kennt die Weltgeschichte nur in jenen wunderbaren Menschen der italienischen Renaissance, die nicht nur Künstler, und dann wohl zugleich Maler, Bildhauer, Architekten, sondern auch noch Dichter, Philosophen, Politiker und Hofleute waren. So weit von Universalität der Bildung bei einem Menschen die Rede sein kann, hat Goethe sie besessen.

Auch auf seinem eigentlichen Gebiete, auch als Dichter, zeigt Goethe diese unendliche Vielseitigkeit. Man kann sagen: alle Gattungen der Dichtung hat er versucht, in allen Formen gedichtet. Sein langes Leben führte ihn durch zahlreiche Einwirkungen hindurch, und mit ebensoviel Eifer als Leichtigkeit eignete er sich an, was ihn als Dichter förderte, ihm neuen Stoff, neuen Ausdruck gewährte. Indem er das, was er zu den verschiedenen Zeiten fühlte und dachte, auch aussprach, hat er sich freilich auch Widersprüche nachsagen lassen müssen, ja diese selbst zugestanden. Man hat Goethe mit dem Proteus der altgriechischen Sage verglichen. Und wie dieser weise Meergreis in seinen manigfaltigen Wandlungen schwer zu ergreifen und zu halten war, so steht derjenige, der über Goethe zusammenfassend und das Wesentliche erfassend berichten soll, zunächst ratlos da.

Goethe sagt, er habe sich in Italien wieder gefunden — als Künstler. Die Kunst ist ihm doch immer der eigentliche Zweck seines Daseins, der Inhalt seines Lebens. Seine wissenschaftliche Beschäftigung vor allem mit der Natur dient diesem Zweck und wird von diesem aus bestimmt. Sein Leben gibt ihm die Gegenstände seiner Dichtung: diese ist ihm das Spiegelbild seiner Erfahrungen, seiner Empfindungen. Als Künstler, als Dichter müssen wir ihn also betrachten, wenn wir ihn würdigen wollen. Und so hängt unser Urteil über Goethe ab von der Ansicht, die wir über Wesen und Wert der Kunst, zunächst der Dichtkunst uns gebildet hatten.

Um die Zeit, in welcher Goethe geboren ward, schrieb Gellert seine Fabeln. Hier heisst es einmal:

«Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du nur so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.»

Das war gewiss ein bescheidner Anspruch an die Leistungsfähigkeit der Dichtkunst. Aber Gellert war der Lieblings-

dichter seiner Zeit; Friedrich der Grosse nannte ihn le plus raisonnable de tous les savants Allemands. Und dass seine Ansichten über den Zweck der Dichtung auch sonst geteilt wurden, zeigt die Lehre der Züricher Kunstrichter Bodmer und Breitinger, wonach die Fabel allerdings unter den Gattungen der Dichtkunst oben an stand.

Es ist hier nicht nötig, auch nicht thunlich darauf einzugehen, wie rasch sich die deutsche Dichtung zu höheren Anforderungen erhob. Schon Klopstock bewies um dieselbe Zeit, dass auch der deutsche Dichter mit dem Könige zu gehen vermöge, dass die damals unbeschränkte Fürstengewalt nur recht thue, wenn sie den Sänger seine Herrschaft über die Geister frei üben lasse.

Was die Dichtung, die Kunst für den Einzelnen, wie für das Volk zu bedeuten habe, das hat seitdem Schiller in ewig giltiger Weise auseinander gesetzt in seinen ästhetischen Abhandlungen, bei denen Schiller immer das Bild Goethes als des naiven, des durch die Natur selbst gebildeten Dichters vor Augen hatte.

Schiller bestimmt den Begriff des Schönen dahin: Schönheit sei Freiheit in der Erscheinung. Auf dem Gebiete des menschlichen Handelns leuchtet es sofort ein, dass nur die That schön ist, welche aus freiem Willen hervorgeht; nur diese findet unsern herzlichen Beifall, indem sie in uns selbst das Gefühl hervorruft, dass wir freie Wesen sind. Auch in der Natur finden wir nur das schön, was für sich selbst da zu sein, nur seinen eigenen Zwecken zu dienen scheint.

Und so wirkt nun auch das Schöne: es befreit uns. Zwischen dem Zustand der Sinnlichkeit, in welchem wir den Naturtrieben folgen, und dem der ernsten Denkthätigkeit, der strengen Sittlichkeit, wobei uns höhere Gesetze bestimmen, liegt der Zustand mitten inne, den die Beschäftigung mit dem Schönen voraussetzt oder mit sich bringt. Wir empfinden Wohlgefallen, aber ohne das Verlangen des Besitzes oder sinnlichen Genusses. Indem das Gefühl für das Schöne, für die Kunst uns über die Sinnlichkeit erhebt, aber doch auch die Sinne beschäftigt, macht es uns erst im vollen Masse zu Menschen. Der Dichter ist, wie Schiller sagt, der wahre Mensch.

Diese befreiende Wirkung der Kunst hat Goethe sein ganzes Leben hindurch an sich selbst erfahren. Von Natur war er den lebhaftesten Empfindungen offen; es ist durchaus wahr, wenn er von sich sagte: «Alles geben die Götter, die unendlichen, Ihren Lieblingen ganz, Alle Freuden die unendlichen, Alle Schmerzen die unendlichen ganz.» Wir wissen von seinen Zeitgenossen, wie tief ihn hier die Freude, dort der Schmerz

aufregte, wie er in der heftigsten Weise seine Zuneigung und Lust wie seinen Verdruss und Hass äusserte.

Aus diesen übermächtigen Stimmungen befreite ihn die Poesie. Indem er die Gedanken, die ihn quälten, in Verse kleidete, brachte das Mass der Verse, die Fassung der dichterischen Gedanken ihm selbst Mässigung und Fassung. Die Verzweifelung, in die der Widerstreit seines jugendlichen Schwunges mit den Beschränkungen des Vaterhauses, der Vaterstadt ihn versetzte, verliess ihn, als er den Werther dichtete. Und so sind viele der Goetheschen Dichtungen Beichten, die ihn zugleich von dem drückenden Bewusstsein des inneren Zwiespaltes erlösen.

In einem etwas anderen Sinne nennt sich Goethe selbst den jungen Dichtern gegenüber ihren Befreier: «denn sie sind — sagt er — an mir gewahr geworden, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird. Poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens.»

Von dieser Forderung aus deutet nun Goethe auch den Namen einer Dichtungsgattung um, die bis auf ihn ebenso massenhaft gepflegt, als gleichzeitig allgemein für wertlos erklärt worden war: den Namen der Gelegenheitsdichtung. Die Renaissance hatte es mit sich gebracht, dass jeder freudige oder traurige Anlass zu Gedichten, zunächst in lateinischer Sprache, dann auch in der deutschen benutzt worden war, dass ein Glückwunsch oder eine Beileidsbezeugung gewöhnlich in Verse gekleidet wurde, oft in solche, die Andere, Begabtere verfasst hatten. Gelegenheitsgedichte dieser Art konnten immerhin durch Sorgfalt der Form, durch Gedankenschwung oder feinen Witz einen gewissen Wert erhalten. Und so fehlt es auch bei Goethe nicht an Gelegenheitsgedichten in diesem gewöhnlichen Sinne, die er aus Gefälligkeit verfasst hat, etwa um den Wunsch einer vornehmen Dame zu erfüllen.

Aber er meinte, in höherem Sinne solle jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein; es solle aus dem Leben selbst hervorgehn; es solle das aussprechen, was der Dichter wirklich bei einem bestimmten Vorfall oder in einer besonderen Lage gefühlt habe. Allerdings nur das solle der Dichter so behandeln, was fortlebe und fortwirke.

Und hier kommen wir doch wieder auf das Allgemeine zurück. Fortwirken kann nur das, was einen Widerhall in der fremden Brust erweckt. Der Dichter stellt dar, was ihn als Menschen ergriffen hat und rechnet darauf, dass auch sein Zuhörer oder Leser das gleiche menschliche Gefühl in sich

trage, in sich anregen lasse. Das Gemeingefühl ist es, das der Dichter ausspricht und an das er sich wendet: dies ist gewissermassen die Resonanz, welche seinen Ton verstärkt und färbt. Die Kunst ist gesellig, im Gegensatz sowohl zum Sinnengenuss wie zur Wissenschaft.

Das Gemeingefühl kann natürlich auf bestimmte Kreise sich beschränken. Vor allem ist es da lebendig, wo es das stärkste Band gilt, welches die Menschen verbindet, wo die Verpflichtung sogar Gut und Blut zu opfern an den Einzelnen heran tritt: in Staat und Nation. Und hier ist allerdings zunächst unumwunden zuzugestehen, dass Goethe nach dieser Seite hin unseren Anforderungen nicht entspricht, dass in dem so reichen Kranze seiner Dichtung das Blatt der politischen, der patriotischen Dichtung fehlt. Vor Allem ist der Vorwurf nicht abzuweisen, dass er für die Begeisterung der Freiheitskriege keine dichterische Aeusserung, ja kaum ein Verständnis gehabt hat.

Blicken wir näher zu, ziehen wir seine Zeit in Betracht, so lässt sich das wohl verstehen und damit auch, wenn nicht rechtfertigen, doch verzeihen. Goethes Kindheit fiel in die Zeit des siebenjährigen Krieges, in die Glanzzeit Friedrichs des Grossen. Für diesen Helden empfand er stets hohe Verehrung, auch als Friedrich nach dem Siege sich hart gegen seine treuen Unterthanen gezeigt und über die deutschen Dichter durchaus abgesprochen hatte. Wie bitter haben sich Klopstock und Lessing über den König geäussert! Goethe entschuldigte es sogar, dass seine Jugenddichtung, vor allem sein Götz von Friedrich ungerecht beurteilt und geschmäht worden war.

Von Napoleon hatte Goethe Anerkennung und Auszeichnung erfahren. Er hat dann der jungen Kaiserin Marie Louise im Namen der Karlsbader Bürgerschaft gehuldigt und in diesem Gedichte, ohne es zu wollen, genau den Punkt getroffen, der Napoleons Grösse zu nichte machte; er sagt von ihm: «Der alles wollen kann, will auch den Frieden.» Den Frieden wollen — das konnte Napoleon nicht.

Als nun der Entscheidungskampf begann, als für Preussens Ehre, für Deutschlands Freiheit Alles gewagt wurde, da hatte der greise Dichter keine Hoffnung. Dem Vater des Dichters Körner sagte er: «Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu gross, ihr werdet sie nicht zerbrechen.» Und als 81jähriger rechtfertigte er sich mit folgenden Worten; «Kriegslieder schreiben und im Zimmer zu sitzen, — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und

nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder nur eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. — Ich habe in meiner Poesie nie affectiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Hass.»

Es war daher eine wenig glückliche Idee, dass man von Berlin aus nach dem Siege Goethe aufforderte ein Festspiel zur Verherrlichung der Freiheitskriege zu dichten. Goethe dichtete «des Epimenides Erwachen», an sich eine geistreiche Verwendung der griechischen Sage von dem Schläfer, der nach 300 Jahren erwacht und alles verwandelt findet. Bei Goethe ist es die deutsche Nation, die sich nach langem Schlafe zu neuer Kraft und Thätigkeit erhebt. Aber bedenklich ist doch schon, dass eben diese Allegorie in Frankreich zu Anfang der Revolution zu deren Verherrlichung in einem Drama gedient hatte.

Was Goethe als politischer Dichter zu wünschen übrig liess, das hat sein ebenbürtiger Freund Schiller geleistet: ihm verdanken wir als Nation wesentlich unsere politische Bildung. Hat Schiller auch weder den tiefsten Sturz noch die herrliche Erhebung unseres Volkes erlebt, wie prophetisch hat er im Wallenstein Napoleons dämonische Grösse vorgebildet, in der Jungfrau von Orleans die heldenmütige Selbstaufopferung des Volkes, im Tell den siegreichen Kampf gegen die Unterdrückung!

Schiller ist überhaupt der eigentliche Vertreter unseres deutschen Empfindens. Er ist es nicht nur durch seinen sittlichen Ernst, der ihn zum Schulschriftsteller macht, wie einst Virgil es bei den Römern war. Schiller stellt die Menschen dar wie sie sein sollen, Goethe wie sie sind, und ersteres ist das, was die Jugend, was das Volk, was die Frauen zumeist vom Dichter verlangen. Auch hat Goethe selbst ohne eine Spur des Neides diese grössere Verwandtschaft Schillers mit dem Wesen des deutschen Volkes anerkannt.

In Schiller lebt der Geist des germanischen Altertums fort, und zahlreiche Uebereinstimmungen lassen sich zwischen seinen und den altgermanischen Dichtungen auffinden. Schillers jugendliche Helden haben alle etwas von der Siegfriedsnatur; ihr reines Herz ist nur zu vertrauensselig. Im Wallenstein erinnert Butler mit seinem unversöhnlichen Hasse, mit seiner Tücke an den grimmen Hagen von Tronje. Die Jungfrau von Orleans, die unbesieglich ist, so lange sie nicht Liebe fühlt, gleicht

durchaus einer Walküre. Wenn es im Siegesfest von Schiller heisst: «Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch; wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der grosse Name noch», so klingt das ganz wie im Beowulf: «es wirke, dem es vergönnt ist, Rühmliches vor dem Tode! das wird dem Gefolgshelden, wenn er nicht mehr lebt, das glücklichste sein!» Und ebenso würden Beowulf und die Germania des Tacitus als Pflicht des Gefolges in der altgermanischen Zeit die Forderung beweisen, welche Schiller in den Mund seines Dunois gelegt hat: «Für seinen König muss das Volk sich opfern!»

Bei Goethe würde man nach solchen Grundsätzen, nach solchen Gestalten sich vergebens umsehen. Goethes Lebensprincip und Kunstcharakter weisen auf eine andere Heimat, auf andere Zeiten hin. Das hat Schiller ausgesprochen und seine Aeusserung ist von Goethe durchaus beifällig aufgenommen worden. Schiller schrieb in einem seiner ersten Briefe, die sein Bündnis mit Goethe einleiteten, an diesen: «Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig geworden .... Sie suchen das Notwendige der Natur ... Sie nehmen die ganze Natur zusammen um über das Einzelne Licht zu bekommen.»

Ist Schiller unser Nationaldichter, so ist Goethe der deutsche Dichter der Weltlitteratur. Das rein Menschliche erscheint bei keinem Neueren so vollkommen wiedergegeben. Wie die homerischen Gedichte das Epos, wie Shakespeare das Drama auf seiner höchsten Stufe vertritt, so gibt es unter den Lyrikern keinen grösseren als Goethe.

Die allgemein menschlichen Gefühle, wie sie unbeinflusst durch Stand, Confession, Nationalität, nur durch die natürlichen Verhältnisse des Alters und des Geschlechtes bestimmt werden, hat Goethe auf das tiefste empfunden und mit unvergleichlicher Kraft und Zartheit ausgedrückt. Vor allem ist das weibliche Wesen in seinem ganzen Sein und Empfinden von Goethe zugleich wahr und gewinnend dargestellt worden. Ich habe in diesen Tagen Einsicht in die noch unveröffentlichten Briefe einer geistreichen Dame nehmen können, die 1808 im Goetheschen Hause zu Besuch war und Anfangs widerstrebend, zuletzt doch den ganzen Zauber seiner ritterlichen Liebenswürdigkeit empfand. Ihre Erzählung von ihm beschliesst sie mit den Worten: «wie es denn wohl noch nie einen Dichter gegeben hat, der in das weibliche Gemüt so tiefe Blicke gethan: es ist, als habe das ganze Geschlecht von der Edelsten bis zur Niedrigsten ihm Beichte gesessen.» In der That, wer einmal im Faust das

Gretchen von einer guten Schauspielerin dargestellt hat sehen können, dem wird es zu Mute gewesen sein wie vor einer Offenbarung.

Die Liebe ist, wie in der Lyrik überhaupt, so auch bei Goethe das Grundthema. Wer ihn deshalb schelten wollte, wem er weich und unmännlich erschiene, der müsste auch den Gärtner tadeln, dass er sich bemüht, duftige Rosen heranzuziehen und nicht lieber nährende Früchte pflanzt. Wie im Leben des Menschen die Hochzeit die hohe Zeit, das Fest aller Feste ist, so feiert der Dichter mit Recht das Gefühl der Liebe: «Krone des Lebens, Glück ohne Ruh, Liebe, bist du.»

Alle Töne in dem reichen Melodienschatze der Liebesempfindungen weiss Goethe anzuschlagen: von der übermütigsten Leichtfertigkeit bis zur seligsten Hingabe, von der stillen Sehnsucht bis zur bittersten Reue, bis zur tiefen Schwermut der Verlassenen. Ich habe es nicht nötig, hier einzelne dieser Lieder vorzuführen, die von unseren grössten Meistern der Tonkunst in Musik gesetzt worden sind, die aber schon in den Worten des Dichters erklingen wie Gesang. Nur an einem dieser Lieder sei es noch gestattet zu zeigen, wie sie in ihrer Zeit gewirkt haben. Die Königin Luise hatte zu dem Entschluss ihres Gemahls Napoleon entgegenzutreten, wesentlich beigetragen. Als sie nun, nach der Zertrümmerung des preussischen Heeres, nach dem Zusammenbruch der ruhmvollen Schöpfung Friedrichs des Grossen, bis zu den äussersten Grenzen ihres Landes flüchten musste, war es für sie ein schmerzlicher Trost sich das Lied zu wiederholen, das Goethe in Wilhelm Meister den Harfner singen lässt:

> «Wer nie sein Brod mit Thränen ass,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend sass,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
> Ihr führt in's Leben uns hinein,
> Ihr lasst den Armen schuldig werden,
> Dann überlasst ihr ihn der Pein:
> Denn alle Schuld rächt sich auf Erden».

Mit diesem Lied überschreiten wir nun schon den Kreis der Liebeslieder.

Wie hier die Klage des Unglücklichen ergreifenden Ausdruck gefunden hat, so traf Goethe auch meisterhaft den Ton des Zornigen, des über die Ungerechtigkeit der Welt, über die Blindheit des Schicksals Empörten. Nie sind die Mängel aller Wissenschaft und Kunst, die dunkeln Kehrseiten der reinsten Empfindungen mit mehr Hohn und Bitterkeit an's Licht gezogen worden als durch Goethes Mephisto. Auch in den Kämpfen, durch

die Goethe die deutsche Litteratur von Grund aus erschütterte und umgestaltete, hat es ihm an dem schärfsten Witze nicht gefehlt.

Im Gegensatz dazu steht die Fülle der Sprüche gereifter Lebensweisheit, in denen der Greis seine Gedanken über die tiefsten Fragen des Daseins aussprach. Schon früh aber erklingt der erhabene Ernst des Jünglings, der sich mit strenger Selbsterziehung zum Manne bildet.

Kräftig bekundet er den Entschluss sich durch nichts in der einmal gewonnenen Ueberzeugung beirren zu lassen, und unermüdlich seine Ziele zu verfolgen, seine Selbständigkeit zu wahren.

«Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei».

Und wenn er sich am Ende seiner Laufbahn vor der Paradiesespforte des Koran stehend denkt, die nur den ruhmvollen Streitern geöffnet wird, da ruft er der zögernden Pförtnerin zu:

«Nicht so vieles Federlesen!
Lass mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heisst ein Kämpfer sein».

Aber freilich, in der Erinnerung an die Seelenleiden, die er hatte überstehen müssen und durch die Kraft seines Willens überstanden hatte, warnt er seine Leser vor dem Wege, auf welchem er nur mit gewaltiger Anstrengung sich hindurch gerungen hatte. Er lässt Werthers Schatten auftreten und sprechen: «Sei ein Mann und folge mir nicht nach!» Und dem jungen Dichter, der sich auf seinen Spuren rückhaltlos dem Gefühle auch im Leben hingeben wollte, ruft er zu:

«Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Dass die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht».

Ja gerade darum ist Goethe für ein tieferes Ergründen der sittlichen Fragen so lehrreich, weil er zeigt, wie unmerklich, wie verlockend der Abweg vom Rechten ist. Ergreifend sagt Gretchen, als sie ihr tiefes und von ihr selbst mit verschuldetes Elend vor Augen sieht: «Doch — alles, was mich dazu trieb, Gott! war so gut, ach war so lieb!» Wie ist in den Wahlverwandtschaften der kleine Kreis der edlen Menschen scheinbar so glücklich, bis sie von der Leidenschaft fortgerissen, zuletzt nur im Tode Ruhe finden, oder einem traurigen Fortleben entgegen gehn! Oder im Tasso: welchen Umschwung erfährt hier der Dichter, der eben seine Aufgabe herrlich vollendet hat, der den Kranz des Ruhmes aus der Hand der Liebe empfängt und alsbald wesentlich durch eigne Irrungen sich auf immer von der Geliebten geschieden sieht!

Hier im Tasso nun legt Goethe diesem Dichter einen Hinweis in den Mund, der für ihn selbst im höchsten Masse gilt und der es erklärt, warum seine Gefühlsdarstellung so unvergleichlich zutreffend erscheint und so unwiderstehlich hinreisst. Tasso sagt von den Gestalten seines «Jerusalem»:

«Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiss es, sie sind ewig; denn sie sind».

So hat Goethe selbst nicht etwa ausgesonnene Charaktere und Vorgänge mit Wirklichkeit zu bekleiden gesucht; er hat in seiner Umgebung sich umgesehn und nun freilich von dem Wirklichen das Zufällige abgestreift; er hat im Leben die Poesie erkannt, nicht die Poesie in das Leben hineingetragen.

Daher denn auch das allgemeine Verlangen, mehr von seinem eigenen Leben zu erfahren, ein Verlangen, dem er selbst bis zu einer gewissen Linie durch seine Lebensbeschreibung, teilweise auch durch Erläuterung zu einzelnen Gedichten entgegen gekommen ist. Manche Frage hat er allerdings nicht beantwortet. Die Litteraturforschung besonders der neueren Zeit hat sich dabei nicht beruhigt und mit Recht, wenn auch die Pietät, die man dem grossen Dichter schuldet, zuweilen verletzt, ja hier und da von Böswilligen ihm ganz ungerechtfertigte Nachreden angeheftet worden sind. Seine Schwächen hatte auch Goethe, aber Unedles, vor allem das Lügenhafte, stand ihm so fern wie selten einem Menschen. Er durfte von sich sagen lassen, dass noch schöner, als was er gedichtet, das sei, was er gelebt habe.

Ueberblicken wir in der Kürze diese Entwickelung seines Lebens wie seines Dichtens, wobei auf den Hauptteil der lyrischen Dichtung, auf die Liebeslieder, besonders hingewiesen und diese in Verbindung mit Goethes Liebesverhältnissen gebracht werden sollen.

Die erste Regung der Liebe erfuhr der 15jährige Knabe in seiner Vaterstadt, als er bei der Krönung Josephs II. zum römischen Könige 1764 einem Bürgermädchen seine Ritterdienste weihte. Gedichte, die er an sie gerichtet hätte, kennen wir nicht; wohl aber lebt ihr Name Gretchen in Goethes Lebenswerk, dem Faust, unsterblich fort.

Als Leipziger Student dagegen stellte Goethe ein Liederbuch zusammen, worin er etwas altklug und tändelnd erscheint und in anakreontischem Stil den Franzosen nachstrebt. Aber doch zeigt sich bereits jene wunderbare Beseelung der Natur, die Goethe auszeichnet. Noch wird der Mond mit seinem mythologischen Namen genannt; aber es heisst doch in «der schönen Nacht» ganz eigen:

«Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf
Und die Birken streun mit Neigen
Ihren süssten Weihrauch auf».

Seine Liebe hatte er Käthchen Schönkopf, der — wie sich das in Leipzig von selbst verstand — gebildeten Tochter seines Wirtes zugewendet. Wie er durch seine Eifersüchtelei die schon Gewonnene wieder verlor, hat er in dem Schäferspiel «die Laune des Verliebten» dargestellt.

Seine eigentliche Dichternatur entfaltete er in Strassburg, wo er seine Studien abschloss. Herders Lehre führte ihn zur Volkspoesie und zu Shakespeare. Dass er damals schon Götz und Faust neben anderen Plänen ins Auge gefasst habe, sagt er selbst in «Dichtung und Wahrheit». Sicher entstammen dieser Zeit Lieder, in denen sich die Anmut der Anakreontik mit dem raschen Gang und der kraftvollen Einfachheit des Volksliedes verband. Elsässische Volkslieder sammelte er selbst, vermutlich in Sesenheim, und vielleicht war das der Vorwand, unter welchem er sich dort im Pfarrhause so viel und so lange aufhielt. Dass er dort bei der lieblichen Friderike Erwartungen erregte, die er nicht erfüllte, ist sicher; nicht aber, dass er ein gegebenes Wort brach. In jedem Falle war seine Schuld nicht unverzeihlich. Sie ist ihm verziehen worden. Als er acht Jahre später nach Sesenheim zurückkam, ward er wieder freundlich aufgenommen. Er schied mit der Ueberzeugung, dass er «nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben könne». Seine Busse war die Schilderung gewesen, die er im Götz von Weislingens Untreue gegen Maria gegeben hatte und wohl auch die ähnliche Darstellung im Clavigo.

Nach seiner Rückkehr von Strassburg nach Frankfurt war er durch Götz und Werther rasch als Dichter berühmt geworden. Nebenher gingen damals besonders Oden in der freien Form, die Klopstock schon vorgebildet hatte. Einzelne dieser Oden beziehen sich auf das Verhältnis, das dem Werther zu Grunde liegt, auf die Liebe Goethes zu Charlotte Buff. Es war ein wunderliches Verhältnis, in welchem der geistig überragende Dichter neben dem trefflichen Bräutigam Lottes stand. Aber Goethe bemerkte selbst, dass der erste Augenblick, in welchem Lotte ihrem Kestner untreu geworden wäre, auch ihn selbst von ihr geschieden haben würde.

Wirklich verlobt hat sich Goethe mit Lili Schönemann und er selbst hat gewiss mit Recht gegen das Ende seines Lebens gesagt, dass er mit ihr allein ein wirkliches Eheglück hätte finden können. Einfache, sangbare Lieder voll innigsten Gefühls bezeugen, «wie vergebens Liebe vor Liebe flieht». Denn auch diese Verbindung hielt nicht stand vor dem Verlangen des Dichters sich immer weiter, sich ganz frei auszubilden.

Das konnte er allerdings nirgends besser als in seinem Freundesverhältnis zum Herzog Karl August von Weimar. Wahrhaft brüderlich umfassten sich der 26jährige Dichter und der kaum acht Jahre jüngere Fürst. Der Kreis edler, bedeutender Menschen an dem kleinen Hofe, den Goethe durch die Berufung Herders noch um ein ausgezeichnetes Glied zu erweitern half, und der Landesdienst, in den er eintrat, machten allerdings Ansprüche an ihn, vor denen die Ausführung grösserer dichterischer Pläne zurücktreten musste. Von seinen Neigungen, von seinen Bestrebungen umgetrieben, kam er sich vor wie Orest, den die Furien verfolgen. Sein Ruhebedürfnis sprach er in kurzen, wie ein Hauch verschwebenden Liedern aus. Ruhe, Mässigung gewährte ihm die Liebe einer an Jahren ihm vorangehenden Frau, die aber sein Wesen und Thun ebenso feinsinnig als mild zu beurteilen und zu leiten wusste. Goethes Verbindung mit Frau von Stein werden wir am richtigsten erfassen, wenn wir es mit der hohen Minne unsrer altdeutschen Ritterdichter vergleichen. Die Hans Sachsische Derbheit die er zu Anfang seines Aufenthaltes in Weimar in seinen Dichtungen vorwalten liess, wandelte sich mehr und mehr in die südliche Anmut und Glätte um, wie sie seine Gedichte in den Ottave Rime auszeichnet. Ganz erfüllt von den minniglichen Anschauungen, freilich wie diese in der italienischen Renaissance sich gestaltet hatten, ist auch das Schauspiel, in welchem Goethe die Unmöglichkeit Frau von Stein ganz die Seine zu nennen, darstellt, sein Tasso.

Die Trennung brachte die Reise Goethes nach Italien 1786

bis 88 mit sich. Hier legte Goethe die Jugendideale grossenteils ab: in der Kunst ward ihm die Antike Alles. Die mittelalterliche Baukunst, die er doch selbst als Strassburger Student zuerst wieder in ihrem Werte erkannt hatte, wurde ihm zuwider. Der antike Vers drängte bei ihm den deutschen Reim zurück, gewiss zum Schaden seiner Volkstümlichkeit. Entschlossen auch im Leben südliche, antike Freiheit sich zu gewähren, knüpfte er nach der Rückkehr eine Verbindung mit einem Mädchen an, das an Stand und Bildung allerdings unter seiner sonstigen Umgebung stand, aber durch hingebende Treue, bald auch durch verständige Pflege ihm unentbehrlich und zuletzt auch von ihm als Frau anerkannt wurde. Herder verglich sie mit dem Clärchen in Goethes Egmont. Seine erste Liebeszeit mit Christiane Vulpius feierte Goethe in den Römischen Elegien; aber auch zarte Lieder bezeugen die Innigkeit seiner Gefühle.

Und doch sollte er, als er eben seine Ehe geschlossen hatte, noch einmal mit einer heftigen Leidenschaft für eine Andere zu kämpfen haben. Es war die Pflegetochter eines Buchhändlers in Jena, Minna Herzlieb, deren zugleich bescheidenes und entschiedenes Wesen er in seinen Sonetten verherrlicht, in der Ottilie der Wahlverwandtschaften eingehend beschrieben hat. Er hatte sie von einem lieblichen Kinde zur herrlichen Jungfrau heranwachsen sehen: jetzt musste er auch ihr entsagen. Ihrerseits scheint Minna Herzlieb für ihn nie etwas anderes empfunden zu haben als die Verehrung, die der Dichter in ihrer ganzen Umgebung genoss.

Entsagung, schmerzliche Entsagung, das ist ja die Forderung die Goethe an sich wie an Andere stellte. Aber er rühmte mit herzlichem Ausdruck in «Hermann und Dorothea»:

**«Glücklich ist der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet.»**

Rein poetisch ist auch das letzte Liebesverhältnis Goethes, das in seiner Dichtung eine Verwendung in grösserem Umfange gefunden hat: das dem Westöstlichen Divan zu Grunde liegende. Auch hier, wie in den Römischen Elegien, schwebt dem Dichter ein fremdes Vorbild vor Augen, diesmal aber ein Dichter des fernen Ostens, der Perser Hafis. Mit ihm beschäftigt, kam er 1814 nach den Rheinlanden. In Frankfurt sah er die reizende und hochbegabte Marianne Willemer, die Gattin eines in glücklichen Verhältnissen lebenden, geistreichen, älteren Mannes. Marianne nahm die Rolle auf, die Goethe im Divan Suleika, der Geliebten des Dichters zugewiesen hatte. Sie dichtete selbst Lieder mit orientalischer Einkleidung, die

Goethe in seine Sammlung eingereiht hat. Diese ist erfüllt von der Naturanschauung des Ostens und auf das zierlichste in die arabeskenartigen Wendungen der persisch-arabischen Dichter gefasst.

Aehnliche Beziehungen zu den tiefsten Fragen des geistigen Lebens, ähnlich abgestimmte Töne enthält auch der zweite Teil des Faust, mit dem Goethe seine Dichtung und sein Leben abschloss. Seine Dichtergabe, wie sein hoher Blick über das ganze Gebiet der Wissenschaft und Kunst war ihm bis zuletzt geblieben. Als er starb, da wandte man auf ihn das Wort an, welches er kurz zuvor beim Anblick der untergehenden Sonne gesprochen:

«Auch im Scheiden noch gross!»

In diesem Sinne, als den Herrscher im Reiche des Geistes hat die bildende Kunst Goethes Andenken bis jetzt überall festgehalten. Aber mag der alte Goethe auch höher stehen: unserem Herzen näher steht der junge, der deutsche, der volkstümliche Goethe, und so möge ihn das Strassburger Denkmal dauernd vor unsere Augen stellen!

XII.

Ein Strassburger Standbild des jungen Goethe.

I. Bericht

von

E. Martin.

Unsere vorjährige Aufführung der «Fischerin» hat eine grosse Nachwirkung gehabt. Seine Excellenz der Herr Unterstaatssecretär v. Schraut regte damals den Gedanken an, die Errichtung eines würdigen Denkmals für den jungen Goethe in Strassburg bei Gelegenheit seines in das Jahr 1899 fallenden Geburtstages in Angriff zu nehmen. So bedenklich es machen musste dass ein ähnlicher Gedanke schon Ende der siebziger Jahre und wieder anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Kaiser-Wilhelms-Universität geplant, aber nicht über die ersten Vorbereitungen hinaus gelangt war, so leuchteten doch diesmal günstigere Vorzeichen. In Gemeinschaft mit meinem Collegen Henning erlangte ich zunächst die Zustimmung der hiesigen Universitätslehrer; die Herren Bürgermeister Back und Staatsrath Dr. v. Schlumberger erklärten sich bereit beizutreten; ausgezeichnete Goetheforscher und andere litterarisch und politisch hochstehende Persönlichkeiten aus Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, den Niederlanden, England, Nordamerika und Russland schlossen sich an. Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar übernahm

das Protectorat der den Ueberlieferungen seines Hauses so wohl entsprechenden Unternehmung.

So erschien im Oktober folgender

Aufruf

für ein Goethestandbild in Strassburg.

«Das kommende Jahr 1899 bringt den 150. Geburtstag Goethes. Unvermindert und unvergänglich glänzt der Ruhm unseres grössten Dichters, den zugleich die Weltlitteratur zu ihren besten Namen zählt.

Goethe zu feiern hat Strassburg ein besonderes Anrecht. Die Universität nennt ihn ihren berühmtesten Studenten. Das Münster ist von ihm zuerst wieder als ein Denkmal wahrer und grosser Kunst gepriesen worden. Strassburg und das Elsass hat er als Greis noch in einer Schilderung voll Liebe und Schönheit verherrlicht.

Hier hat Goethe die Vollkraft seiner Jugend erlangt. Hier ist er als Dichter von zierlicher Tändelei zu stürmischer Empfindung fortgeschritten. Hier hat er Götz und Faust geplant.

Diese herrliche Jünglingsgestalt würdig und dauernd vor die Augen der Nachkommen zu stellen wird eine reizvolle Aufgabe für den bildenden Künstler sein. Längst und von verschiedenen Seiten erwogen, ist der Gedanke dem jungen Goethe in Strassburg ein Standbild zu errichten im vergangenen Juni neu angeregt und jetzt mit vereinten Kräften in Angriff genommen worden.

Mit der Bitte um Beiträge dazu wenden wir uns an die Bewohner des Elsass: mögen sie Goethe das begeisterte Lob ihrer Heimat vergelten!

Wir wenden uns an die deutschen Studenten: sie dürfen mit Stolz auf Goethe als das Vorbild edlen Wissensdranges und frischer Jugendlust hinweisen.

Wir wenden uns an jeden Deutschen, der deutsche Art und Kunst liebt, — an die Gebildeten der ganzen Welt, denen Goethe frohe Stunden geistiger Erhebung bereitet hat.

Protector

Seine Königl. Hoheit der Grossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Adickes, Oberbürgermeister, Frankfurt a/M. — **Albrecht**, Geh. Reg.- und Oberschulrat, Strassburg. — **Back**, Bürgermeister der Stadt Strassburg. — **Barack**, Geh. Reg.-Rat, Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek, Strassburg. — **Behaghel**, Geh. Hofrat,

Giessen. — Dr. **Benkard**, Notar, Vorsitzender des Verwaltungsausschusses des Freien Deutschen Hochstiftes, Frankfurt a/M. — Frhr. v. **Bernus**, Stift Neuburg. — Frhr. v. **Biedermann**, Geheimer Rat, Dresden. — Dr. **Bielschowsky**, Berlin. — **Bloch**, stud. theol., Vorsitzender des Studentenausschusses, Strassburg. — v. **Blume**, General der Infanterie z. D., Schloss Sury bei Vendenheim. — v. **Bojanowsky**, Geheimer Hofrath, Oberbibliothekar, Weimar. — Dr. v. **Bosse**, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Berlin. — Dr. **Brahm**, Direktor des Deutschen Theaters, Berlin. — v. **Brauer**, Minister des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Karlsruhe. — Dr **Karl Breul**, Cambridge. — v. **Buhl**, Reichsrat, Deidesheim. — v. **Bülow**, Staatsminister, Staatssekretär des auswärtigen Amts, Berlin. — Dr. **O. Bulle**, Herausgeber der wissenschaftlichen Beilage d. Allg. Zeitung, München. — **Bulthaupt**, Prof., Bremen. — **Bünger**, Prof., Strassburg. — **Burdach**, Prof., Halle. — **Bürklin**, General-Intendant des Gr. Hoftheaters, Karlsruhe. — **Creizenach**, Prof., Krakau. — **P. David**, Chefredakteur, Strassburg. — **Dedelley**, Chefredakteur, Strassburg. — **Dehio**, Prof., Strassburg. — **Dietz**, Pfarrer, Mundolsheim. — **E. Dowden**, Professor, Dublin. — **Düntzer**, Prof., Köln. — **Ebrard**, Prof., Frankfurt a/M. — **Eggeling**, Geh. Staatsrat, Curator d. Univers. Jena. — Dr. **Ehlers**, Consistorialrat, Frankfurt a/M. — Dr. **Ehrismann**. Oberlehrer, Strassburg. — Dr. **Elben**, Chefredakteur, Stuttgart †. — Graf **Eulenburg**, Exc. Kais. Botschafter, Wien. — **Euting**, Prof., Oberbibliothekar, Strassburg. — **H. Fischer**, Prof., Tübingen. — **Kuno Fischer**, Wirkl. Geheimerat, Heidelberg. — **Arthur Fitger**, Bremen. — **Francke**, Direktor des Lyceums, Strassburg. — **Kuno Francke**, Prof., Harvard Univ. Cambridge, Mass. — Dr. v. **Frege-Weltzien**, Rittergutsbesitzer auf Altnaundorf bei Leipzig. — Dr. **Karl Frenzel**, Schriftsteller, Berlin. — **A. Frey**, Professor, Zürich. — **M. Frey**, Commerzienrat, Mülhausen i. E. — v. **Froben**, General der Artillerie, Gouverneur der Festung Metz. — **Geiger**, Prof., Berlin. — Frhr. v. **Gleichen-Russwurm**, kgl. bayer. Kämmerer, Weimar. — **Goette**, Prof., Rektor der Kaiser-Wilhelms-Univ. Strassburg. — v. **Gossler**, Staatsminister, Oberpräsident, Danzig. — **Herman Grimm**, Geh. Regierungs-Rat, Berlin. — **Gröber**, Prof, Strassburg. — **Christian Hackenschmidt**, Strassburg. — **Charles L. Hallgarten**, Frankfurt a/M. — Frhr. v. **Hammerstein**, Bezirkspräsident, Metz. — **Harnack**. Prof an der techn. Hochschule, Darmstadt. — **J. P. Hatfield**, Prof., Northwestern Univ. Evanston, Illinois. — **R. Haym**, Professor, Halle. — **W. Heinzelmann**, Professor, Sekretär der Königlichen Akademie, Erfurt. — **Henning**. Professor, Strassburg. — **W. Hertz**, Bessersche Buchhandlung, Berlin. — **W. Hertz**, Professor, München. — Frhr. **August von der Heydt**, Kommerzienrat, Elberfeld. — Frhr. **Heyl zu Hernsheim**, Mitglied des Reichstags. — **Georg Hirth**, Herausgeber der «Jugend», München. — Graf v. **Hochberg**, Gen.-Intendant der kgl. Schauspiele, Berlin. — Dr. **Hans Hoffmann**, Wernigerode. — Erbprinz zu **Hohenlohe-Langenburg**, Durchlaucht. — Alexander Prinz zu **Hohenlohe-Schillingsfürst**, Durchlaucht, Bezirkspräsident, Colmar. — **H. Hüffer**,

Geh. Justizrat, Bonn. — **Humser**, Justizrat, Vorsteher der Stadtverordneten, Frankfurt a/M. — **Hugo Jacobi**, Chefredakteur, Berlin. — Dr. **Max Jähns**, Oberstleutnant a. D., Vorsitzender des Allgem. Deutsch. Sprachvereins, Berlin. — **Joachim**, Direktor der kgl. akad. Hochschule für Musik, Berlin. — Dr. **Joseph**, Privatdocent, Strassburg. — Dr. **Joesten**, Regierungsrat, Köln. — **C. Kauffmann**, Bankier, Strassburg. — **F. Kauffmann**, Prof., Kiel. — Dr. **Kestner**, Sanitätsrat, Mülhausen i. E. — **M. Koch**, Prof., Breslau. — **Koegel**, Prof. Rektor der Univ. Basel. † — Dr. **Kossmann**, Haag. — **Köster**, Prof., Marburg. — v. **Kramer**, Bürgermeister, Metz. — **F. X. Kraus**, Geh. Hofrat, Freiburg i. Br. — Dr. v. **Kropatschek**, Prof., Mitgl. des Reichstags, Berlin. — Dr. **Krükl**, Direktor des Stadttheaters, Strassburg. † — **P. v. Kügelgen**, Chefredakteur, St. Petersburg. — **Laband**, Prof., Mitglied des Staatsrats, Strassburg. — **v. Landmann**, kgl. bayer. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, München. — **Lichtwark**, Prof., Direktor des Museums, Hamburg. — **Fritz Lienhard**, Schriftsteller, Berlin. — Dr. **Lienhart**, Direktor der Realschule, Markirch. — Frhr. v. **Liliencron**, Dr. theol. et phil., Wirkl. Geh.-Rat, Klosterprobst, Schleswig. — Frhr. v. **Lindenfels**, Generalkonsul, London. — **Litzmann**, Prof., Bonn. — Dr. **J. Lohmeyer**, Charlottenburg. — **Martin**, Prof., Strassburg. — v. **Mendelssohn-Bartholdy**, Geh. Kommerzienrat, Berlin. — v. **Mevissen**, Geh. Kommerzienrat, Köln. — Dr. **Richard M. Meyer**, Berlin. — **Alexander Meyer-Cohn**, Bankier, Berlin. — **Michaelis**, Prof., Strassburg. — **V. Michels**, Prof., Jena. — **Minor**, Prof., Wien. — v. **Miquel**, Vicepräsident des Staatsministeriums, Staats- und Finanzminister, Berlin. — Frhr. v. **Moltke**, Regierungspräsident, Oppeln. — **Mönckeberg**, Bürgermeister, Hamburg. — Dr. **Moritz**, Kommerzienrat, Weimar. — **Max Müller**, Prof., Oxford. — **Naumann**, Geh. Ober-Reg.-Rat, Berlin. — **Neven-Dumont**, Chef der Köln. Zeitung, Köln. — **Oechelhäuser**, Geh. Commerzienrat, Dessau. — Graf **Alexander Okolicsányi v. Okolicsna**, k. k. öst.-ung. Gesandter, Haag. — Dr. **Eugen Oswald**, Schriftführer der engl. Goethegesellschaft, London. — v. **Oettingen**, Prof., Sekr. der Akad. der Künste, Berlin. — **Pelldram**, Kais. Generalkonsul, Antwerpen. — Dr. **Petri**, Unterstaatssekretär, Strassburg. — v. **Philippovich**, Prof., Landtagsabgeordneter, Wien. — Graf **Posadowsky**, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin. — v. **Possart**, Intendant der königlichen Hoftheater, München. — **W. Raabe**, Schriftsteller, Braunschweig. — Dr. **Rehorn**, Direktor, Frankfurt a/M. — **Reifferscheid**, Geh. Reg.-Rat, Greifswald. — **Riff**, Justizrat, Mitglied des Reichstags, Strassburg. — Dr. **J. Rodenberg**, Herausgeber der Deutschen Rundschau, Berlin. — Frhr. v. **Roggenbach**, Dr., Neuwied. — **Roethe**, Prof., Göttingen. — Dr. **Roetteken**, Privatdocent, Würzburg. — **Rübel**, Pfarrer, Sesenheim. — **Ruland**, Geh. Hofrat, Direktor des Grossh. Museums, Weimar. — **Sauer**, Prof., Prag. — **Schlapp**, Docent, Edinburg. — Dr. **Schlenther**, Direktor des k. k. Hofburgtheaters, Wien. — Graf v. **Schlitz, genannt v. Görz**, Erlaucht, Schlitz. — Dr. v. **Schlumberger**, Mitgl. des Staatsrats, Gebweiler. — **Erich Schmidt**, Prof. Berlin. — **Schneegans**, Justizrat, Strassburg. —

Se. Fürstl. Gnaden, Prinz **Heinrich v. Schoenaich-Carolath**, Freier Standes- und Majoratsherr auf Amtitz. — **Schönbach**, Reg.-Rat., Prof. Graz. — **A. Schöne**, Prof., Kiel. — **Schöning**, Oberst a. D., Vorsitzender des Allgem. Deutsch. Sprachvereins von 1899 ab, Dresden. — **v. Schraut**, Unterstaatssekretär, Wirkl. Geheim-Rat, Strassburg. — **Schroeder**, Professor, Marburg. — Dr. **P. Schwabach**, Generalkonsul, Berlin. — **Schwalbe**, Prof., Strassburg. — **F. Scipio**, Mannheim. — Graf **Seebach**, General-Intendant des kgl. Theaters, Dresden. — **Seuffert**, Prof., Graz. — **Ed. Sievers**, Prof., Leipzig. — **v. Simson**, Präsident des Reichsgerichts a. D., Wirkl.Geh.-Rat, Berlin † — **Sohm**, Geh. Hofrat, Leipzig. — **Leopold Sonnemann**, Herausgeber der Frankfurter Zeitung. — **Friedrich Spielhagen**, Charlottenburg. — **Spitta**, Prof., Strassburg. — Dr. **K. v. Steiner**, Geh. Kommerzienrat, Stuttgart. — **Steinmeyer**, Prof., Erlangen. — **Straub**, Prof., Stuttgart. — **Strauch**, Prof., Halle. — **Suphan**, Geh. Hofrat, Direktor des Goethe-Schiller-Archivs, Weimar. — Dr. **K. J. Trübner**, Verlagsbuchhandlung, Strassburg. — **Veit Valentin**, Prof., Vorsitzender des Akademischen Gesamtausschusses des Freien Deutschen Hochstiftes, Frankfurt a/M. — **Veil**, Direktor des protestant. Gymnasiums, Strassburg. — **Leo Vetter**, Kommerzienrat, Stuttgart. — **Theod. Vetter**, Prof., Zürich. — **Virchow**, Geh. Med.-Rat, Berlin. — **Vogt**, Prof., Breslau. — Dr. med. **W. Vulpius**, Weimar. — **v. Waetjen**, Reg.-Rat a. D., Düsseldorf. — **Walzel**, Prof., Bern. — Graf **Wedel**, Wirkl. Geh.-Rat, Oberhofmarschall, Weimar. — **Jul. Wegeler**, Geh. Commerzienrat, Coblenz. — **Weinhold**, Geh. Reg.-Rat, Berlin. — **Weissenfels**, Prof., Freiburg i. B. — **Wendt**, Geh. Reg.-Rat, Karlsruhe. — **Werner**, Prof., Lemberg. — **Horatio S. White**, Prof., Cornell Univ. Ithaca, N.-Y. — Dr. **Adolf Wilbrandt**, Rostock. — **v. Wildenbruch**, Geh. Legationsrat, Berlin. — **W. Wilmanns**, Geh. Reg.-Rat, Bonn. — **Windelband**, Prof., Strassburg. — **Wohlwill**, Prof., Hamburg. — **Wolfram**, Archivdirektor, Metz. — **Ziegler**, Prof., Strassburg.

Beiträge werden bei der unterzeichneten Bankcommandite in Strassburg, sowie bei der Bank für Handel und Industrie in Darmstadt und deren Filiale in Frankfurt a. M., ferner bei Herrn Bankier *Alexander Meyer Cohn* in Berlin, Unter den Linden 11 und Herrn Commerzienrath *Dr. Moritz* in Weimar, bei Herrn Buchhändler *Konegen* in Wien; für England bei der Dresdener Bank in London EC 65 Old Broad Street, für Nordamerika bei dem Bankhause *Ladenburg, Thalmann & Co.* in New-York 46 Wall Street in Empfang genommen.

Ueber das Ergebnis der Sammlung wird rechtzeitig öffentlich Bericht erstattet werden. Das Weitere bleibt dem Gesammtausschuss vorbehalten.

Der geschäftsführende Ausschuss:

v. Schraut, Unterstaatssekretär, Wirklicher Geheimer Rat — Vorsitzender;
Dr. v. Schlumberger, Mitglied des Staatsrats;
Back, Bürgermeister der Stadt Strassburg;
Dr. Goette, Rektor der Kaiser-Wilhelms-Universität;
Dr. Martin und *Dr. Henning*, Professoren der Universität — Schriftführer;
Dr. Trübner, Verlagsbuchhändler;
Pascal David, Chefredakteur;
Bankcommandite *Kauffmann, Engelhorn & Co.* — Kassenverwaltung.

Strassburg, im Oktober 1898.»

Unsere Bitte um Beiträge, von der Strassburger Presse wirksam verbreitet, fand freundliche Aufnahme. Eine Reihe deutscher Fürsten gewährte huldvoll ihre Unterstützung; der Hamburger Senat gleichfalls; Industrie und Handel in Elsass-Lothringen und ganz Deutschland, insbesondere in den Rheinlanden spendeten erhebliche Beiträge. Auch aus der Ferne, aus Tientsin, aus Port-Said u. s. w. beteiligten sich die Landsleute. Die Goethegesellschaften in Deutschland, England und Amerika nahmen sich unser freundlichst an; ebenso der Allgemeine deutsche Sprachverein. Besonders erfolgreich waren Vorträge und andere Veranstaltungen, welche zugleich das Verständnis für den Dichter verbreiteten und Geld einbrachten. So veranstalteten die Strassburger Universitätsprofessoren sieben Goethevorträge, welche seitdem in der Trübnerschen Buchhandlung ebenfalls zum Besten des Denkmals im Druck erschienen sind. Diese Vorträge wurden teilweise in Metz und Colmar wiederholt, auch in Freiburg, wo sich Herr Professor Weissenfels uns anschloss. Von den Strassburger Dichterabenden, welche Herr Theater-Direktor Krükl noch eingerichtet hatte, kam das halbe Erträgnis des einen unserem Unternehmen zu Gute. Concerte der Männergesangvereine in Strassburg und in Colmar fanden zu unsern Gunsten statt. In Pfalzburg war Herr Seminardirektor Dr. Kahl, in Baden-Baden Herr Oberlehrer Dr. Jordan, hier in Strassburg Herr Streng aus Lahr, in Stuttgart Herr Prof. Straub, in Rom Herr Prof. Hülsen durch Vorträge für uns thätig. In Berlin wurde eine Vorlesung des «Urfaust» von Frau Hedwig Niemann-Raabe, Frau Anna Schramm, den Herren Pohl und Sommersdorf für uns veranstaltet. Aehnlich regten Prof. Schlapp in Edinburgh, Prof. Hatfield in Evanston bei Chicago, Prof. Kuno

Francke in Boston musicalisch-declamatorische Abende mit Vorträgen an, welche zu wahren Festen der Deutschen in Nordamerika sich gestalteten. In Itzehoe fand ein Goethefest statt, wofür Prof. Kauffmann aus Kiel den Vortrag übernahm. Die Theater zeigten sich z. T. der ihnen zunächst obliegenden Pflicht an den grossen Dichter zu erinnern wohl bewusst: zu unseren Gunsten geschah dies in Metz, Oldenburg, Schwerin, Mannheim. Andere wollen folgen. In Strassburg wurde am 6. Mai «Tasso» aufgeführt mit Prolog von Christian Schmitt. Eine Goetheausstellung in der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek war vom 11. bis 26. Mai geöffnet. Am 8. Juni ist die «Fischerin» noch einmal aufgeführt worden, diesmal in der Orangerie. Am 12. Juli gab Herr Kapellmeister Lohse ein Konzert zu unseren Gunsten. Professor Joachim aus Berlin überwies einen namhaften Betrag aus dem Ergebnis des zu seinem Jubiläum veranstalteten Konzertes. Wir hoffen auch von den Goethefesten in Düsseldorf und Frankfurt Beisteuern zu erhalten. Der deutsche Reichstag hat freilich den beantragten Zuschuss noch nicht bewilligt. Doch glauben wir sicher die Summe der Beiträge zu erreichen, welche eine befriedigende Ausführung des Denkmals möglich machen wird. Jetzt sind rund 91 000 Mark vorhanden.

Da die Bankcommandite Kauffmann Engelhorn u. Co. in Strassburg vom 1. Juli ab auf die Rheinische Creditbank, Filiale Strassburg übergegangen ist, bittet man, Werthsendungen an die letztere Adresse zu richten.

15. Juli 1899.

XIII.

Zu G. D. Arnold.

Von

E. Martin.

1. Ein Gedicht Arnolds, offenbar in Hebels Art verfasst, steht auf einem alten Zeitungsblatt, welches in ein Exemplar des Pfingstmontags eingeklebt ist und mit diesem der Sammlung Heitz auf der Universitäts- und Landesbibliothek in Strassburg angehört. Es ist allerdings nur mit A. unterzeichnet und betitelt sich selbst als «Charade (in Strassburger Mundart)».

Dännel! steh uff, es dämmert jo schun, mer welle vor's Thor gehn,
Du, der Babbe-n-un d'Mamme-n-un's Lenele; dummel di, Racker,
Zeih dini Stiffelen an un setz dini lederre Kapp uff —
So! jetz kumme nur g'schwind zum Thor nus, grad iwwer d'Matte,
Bi Sanct Galle verbei; mer stellen äs näwen ä Hisel,
Dis uff der Anheh steht, bim Kupferhammer, do sieht mer
Wit in der Gejed erum, uff's ditsch Gebirri, de Schwarzwald,
Un au iwwer de Rhin, den Uedilliberri un d'Schlesser.
Sah mer, Dännel! De kansch's ABC un lese und schriwe,
Z'erst wie heisst zelli Frau, wo zwische de Bäumen ervor kummt?
Siehst de, sie lacht so frindli eruff mit heiteren Aue,
Wunderscheen, im e glitzrige Kleid, mit goldene Borte,
Mit eme Demantstrehl in de blunde geringelte Locke.
Nenn mir derno dis herzigi Kind, wo d'Frau an der Hand fiehrt,
In sim rosige Flor, mit sufer gewäschene Gickle;
Sich! wie sie schauen uf d'Matten erum, jetzt wärri so lusti,
Sieh! un's glänzt au Alles so hell wie Silwer un Perle.

Kumme, zerück jetzt in d'Stadt, 's het schun angfange zu lyte.
D'Gartner gehn au in d'Kirch, mit Blumenstrissen un Gsangbuch.
Dännel, so sah mer im Ganze, was hyt vor e heiliger Da isch.»

Das Rätsel ist gewiss nicht schwer zu erraten: es ist der Sonntag gemeint.

2. Aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832, Stuttg. u. Tübingen 1850, S. 150. Reinhard an Goethe, Bockenheim bei Frankfurt den 22. Mai 1820.

. . . Das fünfte Heft über Kunst und Altertum hat Ihre Güte mir zweimal zugesandt, und da vielleicht dadurch eines Ihrer Exemplare defekt wird, so bitt' ich Sie mir zu sagen, ob ich eines davon Ihnen zurücksenden soll. Ich habe im vorigen Monat meinen Sohn nach Strassburg geführt, weil mir dies für seine ganze deutsch-französische, jedoch stark auf die deutsche Seite sich neigende Bildung am angemessensten schien, und wie billig nicht versäumt, mich sogleich nach dem Verfasser des Pfingstmontags zu erkundigen. Dieser, wie Sie wissen, ist Arnold, Professor der Rechte an der Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, nur wie ich höre, seine Thätigkeit nach zu vielen Richtungen ausbreitender junger Mann. Ihren Aufsatz über sein Gedicht haben seine Freunde besonders abdrucken lassen. Ein Exemplar erhielt ich vom Verfasser, es hat mich auf der Rückreise begleitet, und als geborener Schwabe konnt' ich mich leicht zurecht finden. Nicht nur bedurft' ich kaum acht oder zehn Idiotismen im Register nachzuschlagen, sondern durch Sitten und Gebräuche, Geistesrichtung und Gesinnungsart fand ich mich so gänzlich in meine Jugend versetzt, dass mir auch nicht der geringste Zweifel bleiben konnte, Elsässer und Schwaben seien vom nämlichen Volksstamm. Ihre Vermutung das Werk erhalte blos das Andenken eines Zustandes, der später, wo nicht zurücktrat, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden, wird schon durch das Alter des Verfassers widerlegt, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Auch ist mir nicht nur versichert worden, sondern ich hab' es selbst in einigen Familien anschaulich erprobt, dass jene Sitten noch grossenteils jetzt bestehen. Auch hat, wiewohl nach zerstörter Municipalverfassung, das alte Bürgerwesen wenigstens in der Administration des alten Stadteigentums sich noch erhalten können, das grossenteils der Zersplitterung entgangen ist. Ueberhaupt bewahrt sich in Strassburg und im ganzen Elsass ein eigentümlicher Geist. Die Vorteile der Einheit in der Nation der man angehört, werden anerkannt und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückelung; aber wenn man im politischen Sinn sich gern als

Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitte überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Strassburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden, und eine gewisse Besonnenheit, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List oder Gewalt sich am besten verteidigen lässt.

XIV.

Chronik für 1898.

30. März. Enthüllung des Denkmals für Prinz Friedrich Karl in Metz.

13. April. Der Strassburger Gemeinderat beschliesst die Anlage des Rheinhafens auf der Sporeninsel.

14. April stirbt Mathias Fuss (geb. 21. April 1840 zu Bürvenich Kr. Düren), Direktor des bischöfl. Gymnasiums, Verf. von Schriften über deutsche Grammatik und Mundarten.

29. April, stirbt Pfarrer Karl Klein, Dekan zu Nördlingen (geb. 31. Mai 1838 zu Hirschland bei Saarunion), Verf. der Fröschweiler Kriegschronik.

7.—17. Mai. Die Kaiserliche Familie in Kurzel; 15—17. Mai Kaiser und Kaiserin in Strassburg.

22. Mai. Uebergabe des Stöberdenkmals an die Stadt Strassburg.

31. Mai — 1. Juni. Dermatologenkongress in Strassburg.

26. Juni. Aufführung der «Fischerin» von Goethe auf dem Naturtheater bei Sesenheim.

10. August, stirbt Eugen Glück, Maler in Paris (geb. in Altkirch 1830).

8. Sept. Einweihung der Neuen Synagoge in Strassburg.

19. Sept. Einweihung des Justizpalastes in Strassburg.

2. Okt. Eröffnung des Elsässischen Theaters in Strassburg.

10. Okt. «Odilia» dramatisierte Legende von F. Lienhard wird in Strassburg aufgeführt.

14. Okt. stirbt in Paris Camille Alfred Pabst, Maler (geb. Heiteren 1828).

XV.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 27. November 1898, vormittags 10 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Barack, Erichson, Euting, Faber, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, v. Schlumberger, Stehle, Wiegand.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Martin, teilt zunächst mit, dass ihm von Sr. Excellenz dem Herrn Staatssekretär v. Puttkamer eine Beihülfe von 600 M. für das Jahrbuch des verflossenen und des gegenwärtigen Jahres zugegangen ist. Unter Hinweis auf das in Strassburg zu errichtende Goethedenkmal erinnert er sodann an Goethe's Schilderung des Hochgebirges, an die davon ausgegangenen Anregungen, welche vielfach erst zur Erschliessung desselben beitrugen, an den «Wanderer», der auch ein Vorbild für unsre Vogesenwanderer geworden sei, und schlägt vor, den Centralausschuss des V.-C. zu bitten, dass derselbe die einzelnen Sektionen ersuche, sich an den Sammlungen für das Denkmal zu beteiligen. Der Vorstand ist damit einverstanden.

Geheimrat Barack berichtet über die mit dem Zweigverein im Schriftenaustausch stehenden Gesellschaften und Vereine. Laut Mitteilung vom 20. November 1897 betrug die Zahl derselben 125; neu hinzugekommen sind 1. das Pfälzische Museum, 2. die Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung in Gotha, 3. der Verein für die Geschichte der Neumark zu Landsberg a. W., 4. die Universitätsbibliothek in St.

Petersburg, so dass die Anzahl der Tauschexemplare jetzt auf 129 gestiegen ist. Davon entfallen auf Deutschland 76, die Schweiz 19, Oesterreich 13, Belgien 11, Frankreich 5, Luxemburg 2, Russland 2, Schweden 1.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden besprochen und zur Beurteilung unter die einzelnen Vorstandsmitglieder verteilt. Prof. Faber wünscht, dass in Zukunft den Mitarbeitern, welche Beiträge über fremde Sprachen liefern, zwei Korrekturbogen zugestellt werden.

Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende eröffnet dieselbe mit dem Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr, aus dem hervorzuheben ist, dass der Zweigverein z. Z. 1959 Mitglieder zählt. Die Versammlung erklärt sich mit dem oben erwähnten an den Centralausschuss zu richtenden Ersuchen in Betreff des Goethedenkmals einverstanden.

Die Prüfung der Rechnungen ergab die Richtigkeit derselben, so dass dem Schatzmeister Entlastung erteilt werden konnte.

Auf Vorschlag des Herrn Dr. Horst wird der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt.

Zum Schluss hielt Herr Dr. v. Borries einen Vortrag über «die Strassburger Familiennamen, besonders die älterer Zeit», welcher im nächsten Jahrbuch abgedruckt werden soll.

2. Vorstandssitzung

am 1. März 1899, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Barack, Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Faber, Renaud, v. Schlumberger.

Es erfolgte die nachträgliche Genehmigung einer Ausgabe von 25 M. für einen Goethevortrag als Zuwendung zu dem Denkmalgrundstock. Prof. Martin weist auf die vom 26.—28. September ds. Js. in Strassburg tagende Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine hin und hält die Beteiligung des Zweigvereins für erwünscht. Prof. Wiegand stellt deshalb die folgenden zwei Anträge: 1. die auswärtigen Mitglieder des Zweigvereins werden auf der diesjährigen Hauptversammlung des V.-C. durch den Vorsitzenden, Herrn Prof. Martin, zu der Generalversammlung der deutschen Geschichts-

und Altertumsvereine eingeladen; 2. von dem Jahrbuch werden in diesem Jahre etwa 200 Stück mehr gedruckt, welche mit einer entsprechenden Widmung den Mitgliedern der betr. Vereine als Festgabe überreicht werden. Beide Anträge werden angenommen. Zu Vertretern des Zweigvereins und Abgeordneten für den Ortsausschuss werden ernannt der Vorsitzende Prof. Martin und die Vorstandsmitglieder Erichson, Euting, Francke, Kassel, Lienhart, Luthmer, Stehle.

Nach einer eingehenden Besprechnng und Beurteilung der für das Jahrbuch eingelaufenen Arbeiten wird die Reihenfolge derselben für den Druck festgesetzt.

Schluss der Sitzung 4½ Uhr.

XVI.

Zur Begrüssung der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Strassburg.

1899.

Gruss Euch und Dank! — Entführt dem Kreis der Pflicht,
Zum schönen Fest der Eintracht seid willkommen!
Erquicken soll Euch seiner Freude Licht,
Und alle Sorge sei hinweggenommen! —
Was wir in brüderlichem Bund erstreben,
Es wirkt, wenn wir getrennt, lebendig fort;
Der teuern Werkgenossen Wunsch und Wort
Wird uns zu frischem Mut den Geist erheben. —

Erwählt seid Ihr, aus der Geschichte Buch
Des Menschendaseins Wechsel zu ergründen
Und aus der Völker Segen oder Fluch
Des Weltgangs ernste Weisheit zu verkünden. —
Jahrhunderte, in tiefe Nacht gebettet,
Erstehn, aus Staub und Trümmern aufgedeckt,
Und lassen uns erkennen, neu geweckt,
Wie eng sich stets der Zeiten Los verkettet.

Aus Recht und Tugend sehn trotz Sturm und Not
Wir stets erwachsen Segen, Heil und Frieden,
Und lautes Zeugnis findet das Gebot,
Dass alle Schuld sich rächen muss hienieden. —

So lehrt Ihr uns, das Dunkle deutend, ahnen
Der Urgedanken wunderbaren Lauf: —
Die Toten ruft Ihr aus der Gruft herauf,
Der Gegenwart zu weisen Ziel und Bahnen.

Ein herrlich Amt! — Die sichre Brücke baut
Zu rätselvollen Fernen Euer Schaffen.
Was längst entschwand, wird wieder uns vertraut,
Entschleiert durch der Forschung Zauberwaffen. —
An jedem Ort fliesst klar der Vorzeit Quelle,
Wo auch im Wandern rastet unser Fuss:
Sein Schicksal zieht vorbei mit stummem Gruss
An unserm Blick in farbenreicher Helle. —

Auch hier tritt Euch in buntbewegtem Bild
Bei jedem Schritt Gewaltiges entgegen;
In Burg und Stadt, in Dorf und Thalgefild
Hört Ihr der alten Tage Ruhm sich regen.
Und neue That verwob in diesem Lande
Mit der vergang'nen sich: — In Kampf und Sieg
Dem freien Elsass blutgesühnt entstieg
Der deutschen Ehre Glanz nach Schmach und Schande. —

O lasst auch uns durch Rede, Schrift und Rat
Der jungerblühten Macht Bewusstsein mehren
Und, hütend unsrer Väter edle Saat,
Zum Heiligsten der Enkel Seele kehren. —
Wenn von den blauen Wasgaubergen droben
Auf unsres Reiches Pracht wir niedersehn,
So soll der Hoffnung Krafthauch uns umwehn,
Und Treue wollen wir uns neu geloben. —

Ja, jede dieser Stunden sei Gewinn
Nicht dem Beruf allein, auch unserm Leben!
Ihr still Gedenken soll Gemüt und Sinn
Uns oft als köstlicher Besitz erheben. —
So werden wir, was flüchtig auch entschwindet,
Mit Euch im Geiste wandeln Hand in Hand:
Bewährte Freundschaft bleibt hinfort das Band,
Das fest uns mit den Scheidenden verbindet.

Strassburg i. Els. Christian Schmitt.

